

# DAS LESEPARADIES

II

Ein Lesebuch für Freunde der deutschen Sprache  
Книга для читання друзям німецької мови

Тернопіль 2007

ББК 81.432.4

Г 49

**Das Leseparadies 2: Книга для читання друзям німецької мови/ Упорядник Гінка Б.І. –Тернопіль: Навчальна книга -- Богдан, 2007. -282с**

*Пропонована книга вміщує неадаптовані оповідання німецькомовних письменників минулого століття і сучасності. Поряд з класиками у збірнику представлені твори маловідомих авторів та журналістів. Оповідання підібрані і згруповані за шістьма циклами, які відповідають програмі з домашнього читання для студентів педагогічного університету. У них йдеться про стосунки між дітьми і батьками, дитячі пригоди, різні життєві ситуації, навколишній світ природи, всілякі шкільні історії та гумористичні випадки.*

*В кінці книги подаються пояснення реалій, діалектної і розмовної лексики, фразеологізмів, які важко перекласти, та окремих слів, що відсутні в загальному словнику, а також короткі відомості про авторів та список кліше, які необхідні для переказу та коментування текстів.*

*Книга призначається для домашнього читання студентам німецьких відділень молодших курсів, англійського і французького відділень старших курсів, які вивчають німецьку мову як другу іноземну, а також всім, хто цікавиться німецькомовною літературою .*

ISBN

ББК 81.432.4

© Гінка Б.І., 2007

*Lesen, das ist die Beschäftigung  
mit der Menschenseele*  
**Thomas Mann**

# **I. KINDER UND ELTERN**

## MEINE MUTTER

*Heinrich Lersch*

Die Mutter war eine ganz kleine Frau, hatte ein rundes, weißes Gesicht und schwarzes, glattgescheiteltes **Haar\***. Die feine, aber doch starke Nase war von Sommersprossen etwas **gebräunt\***; dunkel leuchteten die braunen Augen, und sie trug auch immer dunkle Kleider. Im Sommer band sie ein weißes Tuch um die Stirne; sobald die Sonne schien, litt sie unter heftigen Kopfschmerzen. Im Winter hustete sie viel; wenn sie eine kleine Last trug, ging ihr Atem schnell und heftig. Von dem viel unterdrückten Husten muss sie wohl den schmalen, etwas zusammengepressten Mund bekommen haben, der um der Worte Wert und Gehalt **wusste\***. Sie hatte sieben Kinder. **Kesselschmiedsbrut\*** kommt schon halblaub auf die Welt, die Natur ersetzt das fehlende Gehör durch größere Stimmkraft. Wenn wir die Küche mit unbeschreiblichem Lärm erfüllten, so klang manchmal vom Waschfass leise und ruhig das Wort: „Kinder!“ Solche durchtönende Kraft, Zauber und Macht ging von Mutters Sprache aus, dass wir nicht nur gebändigt, gehorsam — sondern in uns gestillt und beruhigt wurden. Mit dem einzigen Wort: „Kinder!“ — in vielfältiger Betonung, aber immer gütig und mild, hat die Mutter uns erzogen. Trotz der einfachen Verhältnisse, unter welchen wir lebten, sprach sie nie ein Schimpfwort aus; sie glaubte an das Anständige und Gute in ihren Kindern, dass Beifügungen wie „bö“ oder „schlimm“ in ihrer Sprache fehlten. Sie hat uns nie etwas zu tun befohlen, nie gesagt: „Ihr müsst, ihr sollt!“ Wenn wir etwas zu tun **unterlassen hatten\***, meldeten wir uns sofort bei ihr und beichteten. Mutters freudiger Blick sagte uns, dass sie an den anständigen Kerl in uns glaubte. Wir lebten alle im Bannkreis der mütterlichen Zucht wie im lautlosen Licht der Sonne.

Zärtlichkeiten waren unbekannt. Nie werde ich den ersten Kuss vergessen, den sie einem ihrer Kinder gab. Als Achtjähriger erwachte ich eines Nachts, tastete mich voll Unruhe durchs dunkle Haus in die Küche, stieß im Finstern an die Bank, fühlte auf dem Bankbrett ein kleines, eiskaltes Gesicht, dann den nackten, kalten Säugling. Ich tastete über den

Tisch hin, stieß auf die Mutter, die mit dem Kopf über dem Arm eingeschlafen war. Da erwachte sie, machte Licht und fragte: „Hein, was fehlt dir?“ Ich wies auf die Bank und sagte: „Leg ihm doch ein Kissen unters Köpfchen und decke es zu!“ Da beugte sie sich über das kalte Gesicht und sprach: „Hermann ist tot, er braucht kein Kissen mehr, er ist diese Nacht gestorben.“ Dann küsste sie das tote Kind auf den Mund, und da sah ich die ersten Tränen in der Mutter Augen. Wir erfuhren erst später von einer Nachbarin, dass sie fast jede Nacht mit dem wimmernden Kind in der Küche gewacht hatte, damit der Vater wenigstens schlafen konnte.

Auch ein kleines Schwesterchen starb nach langer Krankheit. Jedes Jahr wurde ein Kind geboren, und dann sahen wir Mutter drei Tage nicht; es waren die einzigen Tage, in denen sie **krank feierte\*** und ausruhte. Wenn am vierten Tage Kindtaufe war, tat sie, ein wenig blasser als vorher, ein wenig magerer, ihre gewohnte Arbeit. Sie weigerte sich beharrlich, mit am Festtisch zu sitzen, sie bediente die Taufgäste, wie sie das ganze Jahr diente. Keiner von uns hat Mutter je mit am Familientisch essen sehen. Dreißig Jahre lang stand sie, wenn wir, Vater und Kinder, beim Essen saßen, zwischen Tisch und Kochherd — manchmal angelehnt in ausruhender **Müdigkeit\***, aber immer gewärtig, einen Teller aufzufüllen oder eine Schüssel zu bringen. Zwischenbei richtete sie Vesperbrot für die Ausgehenden, ordnete oder säuberte still, dass sie niemand störte. Erst, wenn wir zur Arbeit weg waren, aß sie für sich allein. Jeden Morgen stand sie vor fünf Uhr auf. Wenn wir von der Schlafkammer kamen, stand der Morgenkaffee mit gestrichenen Broten für alle bereit, hing die Wäsche fertig an den Schnüren. Manches Mal war sie schon um halb sechs in die heilige Messe gegangen, trotzdem der Weg dahin fünfzehn Minuten weit war.

Dann wurde sie Großmutter von acht Enkelkindern, pflegte den Mann in stiller **Pflichttreue\***, bis er, vierundachtzigjährig, starb. Als sie diesen Mann in Gottes Händen wusste, da war ihr Leben und ihre Mission erfüllt: Sie erkrankte gleich hinterher und starb, genau auf den Tag ein Jahr später als der Vater. Sie starb, wie sie gelebt hatte, unter unsagbaren Leiden.

Meine Mutter war nur an Gestalt und Körperkraft eine ganz kleine, schwache Frau. Ihre Seele war jedoch die einer großen Heldin. Sie war eine der Millionen stiller und schlichter Mütter des Volkes, die in christlicher Erkenntnis ihres Schicksals das Wort mit Blut und Leben zur Wahrheit machen: Besser Unrecht leiden als **unrecht tun!**\*

Ich knie vor dem Bild meiner toten Mutter und erneuere den Schwur, den ich als kleiner Junge fest in mein Herz prägte: stark und groß zu werden, um ein Kämpfer zu sein für das Recht der Mutter auf mütterliches Glück!

## **WIE EINE MUTTER LIEBT**

*Wilhelm Raabe*

Das Kind schlief; aber die Mutter lag wachend, konnte nicht schlafen vor dem, was sie gehört hatte, nachdem sie von ihrer schweren Arbeit so müde nach Hause gekommen war.

Es hatte ziemlich lange gedauert, ehe sie den verworrenen Bericht, den ihr Hans und die Base Schlotterbeck gaben, verstand; sie war eine einfache Frau, die Zeit brauchte, ehe sie sich in irgendeiner Sache, welche über ihre tägliche Arbeit und ihren armen Haushalt hinausging, zurecht fand. Wenn sie ein Ding begriff, so konnte sie freilich dasselbe auch ordentlich und verständig auseinanderlegen und das Für und Wider jeder Einzelheit gehörig betrachten und gegeneinander abwägen; aber dieses Streben ihres Kindes aus der Dunkelheit nach dem Licht konnte sie kaum in seinen weitesten Umrissen verstehen.

Sie wusste nur, dass sich in diesem ihrem Kinde jetzt derselbe Hunger offenbart hatte, an welchem ihr Anton gelitten hatte, dieser Hunger, den sie nicht verstand und vor welchem sie doch einen solchen Respekt hatte, dieser Hunger, welcher den lieben, treuen Mann so gepeinigt hatte, der Hunger nach den Büchern und den Wunderdingen, welche in denselben verborgen lagen. Die Jahre, welche hingegangen waren, seit man ihren Gatten zu Grabe trug, hatten keine Erinnerung verwischt. In dem Gemüt der stillen Frau lebte der gute Mann noch mit

allen seinen Eigentümlichkeiten, deren kleinste und unbedeutendste der Tod verklärt und zu einem Vorzug gemacht hatte. Wie er mit der Arbeit einhielt und minutenlang selbstvergessen in die Glaskugel vor seiner Lampe starrte, wie er auf Spaziergängen am schönen Feiertag plötzlich stillstand und den Boden betrachtete und das Himmelsgewölbe, wie er nachts erwachte und stundenlang schlaflos im Bette saß, unzusammenhängende Worte murmelnd: das alles war nicht vergessen und konnte nie vergessen werden. Wie der gute Mann zwischen Seufzern und frohen Aufwallungen, zwischen heiterer und niedergeschlagener Stimmung in seinem Handwerk sich abquälte, wie er in seinen seltenen Feierstunden so sehr studierte, und vor allem, wie er auf einen Sohn hoffte und so wunderbarlich träumte von der Zukunft dieses Sohnes: das stand der Frau Christine klar vor der Seele.

Die Mutter richtete sich von ihrem Kopfkissen empor und blickte nach dem Lager des Kindes hinüber. Der Mondschein spielte auf der Decke und den Kissen und verklärte das Gesicht des schlafenden Knaben, welcher sich nach seinem betrübten Bericht in den Schlaf geweint hatte und auf dessen Wangen noch die Spuren der Tränen zu finden waren, obgleich er jetzt im Schlummer wieder lächelte und nichts mehr wusste von dem Kummer des Tages. Rund um die Stadt Neustadt in den Büschen und am Rande der Gewässer regte sich das Nachtgevägel; des Nachtwächters rauhe Stimme erscholl bald näher, bald ferner; die Uhren der beiden Kirchen zankten sich um die richtige Zeit und waren sehr abweichender Meinung; sehr lebendig waren alle Neustädter Fledermäuse und Eulen, die ihre Stunden ganz genau kannten und sich um keine Minute irrten; Mäuse zirpten hinter der Wand der Kammer, und eine Maus raschelte unter dem Bette der Frau Christine; eine Brummfliege, welche auch nicht schlafen konnte, summt bald hier, bald da, stieß mit dem Kopf bald gegen das Fenster, bald gegen die Wand und suchte vergeblich einen Ausweg; es knackte in der Stube der Großvaterstuhl hinter dem Ofen, und auf dem Hausboden trappelte und schlich es so schauerlich und **gespenstig\***, dass es schwer hielt, den beruhigenden Glauben an Katzen festzuhalten. Die Frau Christine Unwirrsch, welche als

eine ahnungsvolle Seele sonst ein scharfes, ängstliches Ohr für alle Töne und Laute der Nacht hatte und an dem Hineinragen der Geisterwelt in ihre Kammer **nicht im mindesten\*** zweifelte, hatte in dieser Nacht nicht Zeit, darauf zu horchen und die Gänsehaut darüber zu bekommen. Ihr Herz war zu voll von anderen Dingen, und die Gespenster, die zwischen Erd' und Himmel wandeln und mit den Nerven der Menschen ihr Spiel treiben, hatten keine Macht über sie. Die Mutter fühlte die Verantwortlichkeit für das Schicksal ihres Kindes schwer auf sich lasten, und, obgleich sie eine ungebildete, arme Frau war, so war ihre Sorge darum nicht geringer, ja, ihre Sorge war vielleicht noch schwerer, weil ihr Begriff von dem Verlangen ihres Kindes mangelhaft und unzureichend war.

Lange betrachtete sie den schlafenden Hans, bis der Mond am Himmelsgewölbe weiterglitt und der Strahl von dem Bette verschwand und sich langsam gegen das Fenster zurückzog. Als endlich vollkommene Dunkelheit die Kammer füllte, seufzte sie tief und flüsterte: „Sein Vater hat's gewollt, und es soll niemand gegen seines Vaters Willen sich setzen. Der liebe Gott wird mir armem, dummem Weibe schon helfen, dass das Rechte daraus wird. Sein Vater hat's gewollt, und das Kind soll seinen Willen haben nach seines Vaters Willen.“

Sie erhob sich leise von ihrem Lager und schlich, um den schlafenden Knaben nicht zu erwecken, auf bloßen Füßen aus der Kammer. In der Stube zündete sie die Lampe an. Auf den Arbeitsstuhl ihres Mannes setzte sie sich noch einige Augenblicke nieder und wischte die Tränen aus den Augen; dann aber trug sie das Licht zu einer Lade im Winkel, kniete davor nieder und öffnete das altertümliche Schloss, welches dem Schlüssel solange als möglich den hartnäckigsten **Widerstand entgegensetzte\***.

Als der schwere Deckel zurückgelegt war, füllte ein Duft von frischer Wäsche und getrockneten Kräutern — Rosmarin und Lavendel — das Zimmer. Diese Lade enthielt alles, was die Frau Christine Köstliches und Wertvolles besaß, und sorgsam nahm sie sich in Acht, dass keine Träne dazwischen falle. Sorgsam legte sie die bunten und weißen Tücher zurück, jede Falte sogleich wieder glättend; vorsichtig stellte sie die

Schächtelchen mit alten, armseligen Spielereien, zerbrochenen, wohlfeilen Schmucksachen, vereinzelt Bernsteinperlen, Armbändern von farbigen Glasperlen und dergleichen Schätzen der Armen und der Kinder zur Seite, bis sie, fast auf dem Grunde des Koffers, zu dem kam, was sie in der Stille der Nacht suchte. Mit scheuer Hand holte sie erst ein Kästchen mit einem Glasdeckel hervor; ihr Haupt senkte sich tiefer, als sie es öffnete. Es enthielt das Liederbuch des Meisters Anton, und auf demselben lag ein vertrockneter Myrtenkranz. Wie ferne Glocken, wie Orgelklang durchzitterte es die Nacht und die Seele der knienden Frau; über dem offenen Kästchen faltete sie die Hände, und leise bewegten sich ihre Lippen. Es fiel ihr zwar weiter kein Gebet ein als das Vaterunser, aber es genügte.

Ein zweites Kästchen stand neben dem ersten, ein altes Ding von Eichenholz, **eisenbeschlagen**\*, mit festem Schloss, eine künstliche Arbeit aus dem siebzehnten Jahrhundert, welche schon seit Generationen im Besitz der Unwirsche gewesen war. Diesen Kasten trug die Frau Christine zum Tisch, und ehe sie ihn öffnete, legte sie erst in der Lade alles wieder sorgsam an seinen Platz; sie liebte die Ordnung in allen Stücken und übereilte selbst auch jetzt nichts.

Hellen Glanz gaben die kleine Lampe und die schwebende Glaskugel, aber das altersschwarze Kästchen auf dem Tischchen überstrahlte sie doch; sein Inhalt sprach lauter von der Köstlichkeit der Elternliebe, als wenn ihr Preis unter dem Schall von tausend Trompeten auf allen Märkten der Welt verkündet worden wäre. Das Schloss sprang auf, und der Deckel schlug zurück; Geld enthielt der Kasten! — viel, viel Geld — silberne Münzen von aller Art und sogar ein Goldstück, eingewickelt in Seidenpapier. Reiche Leute hätten mit Recht über den Schatz lächeln können; aber wenn sie jeden Taler und Gulden nach dem wahren Wert hätten bezahlen sollen, so würde vielleicht all ihr Reichtum nicht genügt haben, den Inhalt des schwarzen Kastens auszukaufen. Mit Schweiß und Hunger war jede Münze gewonnen worden, und tausend edle Gedanken und Träume hingen daran. Tausend Hoffnungen lagen in dem dunkeln

Kästchen, sein edelstes Selbst hatte der Meister Anton darin verborgen, und all ihre Liebe und Treue hatte Christine Unwirsch hinzugelegt.

Wer sah das dem ärmlichen Häuflein abgegriffener **Geldstücke an\***. Ein kleines Buch, bestehend aus wenigen zusammengehefteten Bogen grauen Konzeptpapiers, lag neben dem Gelde; des Vaters Hand hatte die ersten Seiten mit Buchstaben und Zahlen gefüllt, dann aber hatte der Tod den Schluss-Strich unter des wackeren Meisters Anton Rechnung gezogen, und nun hatte bereits durch lange Jahre die Mutter buchgehalten auf Treu und Glauben, ohne Buchstaben und Ziffern, und die Rechnung stimmte immer noch.

Wie oft hatte sich die Frau Christine Unwirsch hungrig zu Bett gelegt, wie oft hatte sie allen möglichen Mangel erduldet, ohne der Versuchung, die Hand nach dem schwarzen Kästchen auszustrecken, zu unterliegen! In jeder Gestalt war die Not an sie herangetreten in ihrer kümmerlichen Witwenschaft; aber heldenhaft hatte sie Widerstand geleistet. Auch ohne Schriftzeichen und Zahlenzeichen konnte sie in jedem Augenblick Rechenschaft ablegen; sie trug keine Schuld, wenn aus dem schwarzen Kästchen nicht die glückliche, ehrenvolle Zukunft, die der Tote für seinen Sohn erträumt hatte, emporstieg.

Länger als eine Stunde saß die Frau Christine in dieser Nacht vor dem Tische, zählte an den Fingern und rechnete.

Die Witwe teilte ihren kümmerlichen Tagelohn in zwei Teile. Der größere derselben fiel in das Kästchen von Eichenholz zu den anderen Ersparnissen so langer, mühevoller Jahre, und einen hellen Klang gaben die schlichten Münzen.

Aus der Kammer der Witwe war der Mondschein gänzlich wieder verschwunden, als die Mutter fröstelnd zurückschlich aus der Stube. Noch immer schlief Hans Unwirsch fest und erwachte auch nicht von dem Kusse, den die Mutter auf seine Stirn drückte. Auch die Lampe erlosch, und die Frau Christine schlief bald so sanft wie ihr Kind. Um das Bett des Königs Salomo standen mit Schwertern in den Händen sechzig Starke, geschickt zum Streiten, „**um der Furcht willen in der Nacht**“\*; zu

Häupten der Witwe und ihres Kindes jedoch stand ein Geist, der bessere Wacht hielt als alle Gewappneten in Israel.

## DES VATERS VERMÄCHTNIS

*Matthias Claudius*

*An meinen Sohn Johannes*

*Gold und Silber habe ich nicht;  
was ich aber habe, gebe ich dir.*

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt **allgemach heran\***, dass ich den Weg gehen muss, den man nicht wiederkommt. Ich kann Dich nicht mitnehmen und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, worauf man sich verließ, brechen sehen. Darum will ich Dir einigen Rat geben und Dir sagen, was ich gefunden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist, und nichts wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist nicht hier zu Hause und geht hier nicht von **ungefähr\*** in dem schlechten Rocke umher. Und es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe.

Lass Dir nicht **weismachen\***, dass er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse!

Halte Dich zu gut, Böses zu tun!

Hänge Dein Herz an kein vergängliches Ding!

Was Du sehen kannst, das siehe, und brauche Deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort!

Scheue niemand so viel wie Dich selbst! — Inwendig in uns wohnt der Richter, der nicht **trügt\***, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Ägypter. Nimm es Dir vor, mein Sohn, nicht wider seine

Stimme zu tun, und was Du findest und vorhast, schlage zuvor an Deine Stirn und frage Dich um Rat! Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldig Kind; doch wenn Du seine Unschuld ehrst, löset er **gemach**\* seine Zunge und wird Dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gern von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend usw. geredet wird, da höre fleißig zu! Doch traue nicht **flugs**\* und allerdings! Denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, dass sie die Sachen hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Man hat darum die Sache nicht, dass man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behände dahinfahren, da **sei auf Deiner Hut!**\* Denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsamen Schrittes.

Und der ist nicht frei, der da will tun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen tut, **was er soll**\*.

Tue das Gute vor Dich hin, und bekümmere Dich nicht, was daraus werden wird. — Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen!

Sorge für Deinen Leib, doch nicht so, als wenn er Deine Seele wäre!

Sei rechtschaffen gegen jedermann; doch vertraue Dich schwerlich!

Mische Dich nicht in fremde Dinge; aber die Deinigen tue mit Fleiß!

Schmeichle niemand, und Las Dir nicht schmeicheln!

Ehre einen jeden nach seinem Stande, und Lass ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient!

Werde niemand etwas schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle Deine Gläubiger wären!

**Mache niemand graue Haare**\*; doch wenn Du recht tust, hast Du um die Haare nicht zu sorgen!

Hilf und gib gern, wenn Du hast, und dünke Dir darum nicht mehr, und wenn Du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke Dir darum nicht weniger!

Tue keinem Mädchen Leides, und bedenke, dass Deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist!

Sage nicht alles, was Du weißt; aber wisse immer, was Du sagst!

Hänge Dich an keinen Großen!

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen! Denn sie sind die elendsten unter allen **Kreaturen**\*.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und gehe ihnen nach! Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Tue, was des Lohnes wert ist, und begehre keinen!

Habe immer etwas Gutes im Sinne!

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht!

Stehe Deiner Mutter bei und ehre sie, solange sie lebt, und begrabe sie neben mir!

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob Du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut, und gehe nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben!

Dein treuer Vater

## **DIE NACHT IM HOTEL**

*Siegfried Lenz*

Der Nachtportier strich mit seinen **abgebissenen Fingerkuppen**\* über eine Kladde, hob bedauernd die Schultern und drehte seinen Körper zur linken Seite, wobei sich der Stoff seiner Uniform gefährlich unter dem Arm spannte.

„Das ist die einzige Möglichkeit“, sagte er. „Zu so später Stunde werden Sie nirgendwo ein Einzelzimmer bekommen. Es steht Ihnen natürlich frei, in anderen Hotels nachzufragen. Aber ich kann Ihnen schon jetzt sagen, dass wir, wenn Sie ergebnislos zurückkommen, nicht mehr in der Lage sein werden, Ihnen zu dienen. Denn das freie Bett in dem

Doppelzimmer, das Sie — ich weiß nicht aus welchen Gründen — nicht nehmen wollen, wird dann auch einen Müden gefunden haben."

„Gut“, sagte Schwamm, „ich werde das Bett nehmen. Nur, wie Sie vielleicht verstehen werden, möchte ich wissen, mit wem ich das Zimmer zu teilen habe; nicht aus Vorsicht, gewiss nicht, denn ich habe nichts zu fürchten. Ist mein Partner — Leute, mit denen man eine Nacht verbringt, könnte man doch fast Partner nennen — schon da?“

„Ja, er ist da und schläft.“

„Er schläft“, wiederholte Schwamm, ließ sich die Anmeldeformulare geben, füllte sie aus und reichte sie dem Nachtportier zurück; dann ging er hinauf.

**Unwillkürlich\*** verlangsamte Schwamm, als er die Zimmertür mit der ihm genannten Zahl erblickte, seine Schritte, hielt den Atem an, in der Hoffnung, Geräusche, die der Fremde verursachen könnte, zu hören, und beugte sich dann zum Schlüsseloch hinab. Das Zimmer war dunkel. In diesem Augenblick hörte er jemanden die Treppe heraufkommen, und jetzt musste er handeln. Er konnte fortgehen, selbstverständlich, und so tun, als ob er sich im Korridor geirrt habe. Eine andere Möglichkeit bestand darin, in das Zimmer zu treten, in welches er rechtmäßig eingewiesen worden war und in dessen einem Bett bereits ein Mann schlief.

Schwamm drückte die Klinke herab. Er schloss die Tür wieder und tastete mit flacher Hand nach dem Lichtschalter. Da hielt er plötzlich inne: neben ihm — und er schloss sofort, dass da die Betten stehen müssten — sagte jemand mit einer dunklen, aber auch energischen Stimme:

„Halt! Bitte machen Sie kein Licht. Sie würden mir einen Gefallen tun, wenn Sie das Zimmer dunkel ließen.“

„Haben Sie auf mich gewartet?“ fragte Schwamm erschrocken; doch er erhielt keine Antwort. Statt dessen sagte der Fremde: „Stolpern Sie nicht über meine Krücken, und seien Sie vorsichtig, dass Sie nicht über meinen Koffer fallen, der ungefähr in der Mitte des Zimmers steht. Ich werde Sie sicher zu Ihrem Bett dirigieren: Gehen Sie drei Schritte an

der Wand entlang, und dann wenden Sie sich nach links, und wenn Sie wiederum drei Schritte getan haben, werden Sie den Bettpfosten berühren können."

Schwamm gehorchte: Er erreichte sein Bett, entkleidete sich und schlüpfte unter die Decke. Er hörte die Atemzüge des anderen und spürte, dass er vorerst nicht würde einschlafen können.

„Übrigens", sagte er zögernd nach einer Weile, „mein Name ist Schwamm."

„So", sagte der andere.

„Ja."

„Sind Sie zu einem Kongress hier hergekommen?"

„Nein. Und Sie?"

„Nein."

„Geschäftlich?"

„Nein, das kann man nicht sagen."

„Wahrscheinlich habe ich den merkwürdigsten Grund, den je ein Mensch hatte, um in die Stadt zu fahren", sagte Schwamm. Auf dem nahen Bahnhof rangierte ein Zug. Die Erde zitterte, und die Betten, in denen die Männer lagen, vibrierten.

„Wollen Sie in der Stadt **Selbstmord begehen**?\*" fragte der andere.

„Nein", sagte Schwamm, „sehe ich so aus?"

„Ich weiß nicht wie Sie aussehen", sagte der andere, „es ist dunkel."

Schwamm erklärte mit banger Fröhlichkeit in der Stimme: „Gott bewahre, nein. Ich habe einen Sohn, Herr... (der andere nannte nicht seinen Namen), einen kleinen Lausejungen, und seinetwegen bin ich hier hergefahren."

„Ist er im Krankenhaus?"

„Wieso denn? Er ist gesund, ein wenig bleich zwar, das mag sein, aber sonst sehr gesund. Ich wollte Ihnen sagen, warum ich hier bin, hier bei Ihnen, in diesem Zimmer. Wie ich schon sagte, hängt das mit meinem Jungen zusammen."

Er ist äußerst **sensibel**, **mimosenhaft\***, er reagiert bereits, wenn ein Schatten auf ihn fällt."

„Also ist er doch im Krankenhaus."

„Nein", rief Schwamm, „ich sagte schon, dass er gesund ist, in jeder Hinsicht. Aber er ist **gefährdet\***, dieser kleine Bengel hat eine Glasseele, und darum ist er bedroht."

„Warum begeht er nicht Selbstmord?" fragte der andere.

„Aber hören Sie, ein Kind wie er, ungerEIFt, in solch einem Alter! Warum sagen Sie das? Nein, mein Junge ist aus folgendem Grunde gefährdet: Jeden Morgen, wenn er zur Schule geht — er geht übrigens immer allein dorthin —, jeden Morgen muss er vor einer Schranke stehen bleiben und warten, bis der Frühzug vorbei ist. Er steht dann da, der kleine Kerl, und winkt, winkt heftig und freundlich und verzweifelt."

„Ja und?"

„Dann", sagte Schwamm, „dann geht er in die Schule, und wenn er nach Hause kommt, ist er verstört und benommen, und manchmal heult er auch. Er ist nicht imstande, seine Schularbeiten zu machen, er mag nicht spielen und nicht sprechen: das geht nun schon seit Monaten so, jeden lieben Tag. Der Junge **geht mir kaputt dabei!\***"

„Was veranlasst ihn denn zu solchem Verhalten?"

„Sehen Sie", sagte Schwamm, „das ist merkwürdig: Der Junge winkt, und — wie er traurig sieht — es winkt ihm keiner der Reisenden zurück. Und das nimmt er sich so zu Herzen, dass wir — meine Frau und ich — die größten Befürchtungen haben. Er winkt, und keiner winkt zurück; man kann die Reisenden natürlich nicht dazu zwingen, und es wäre absurd und lächerlich, eine diesbezügliche Vorschrift zu erlassen, aber ..."

„Und Sie, Herr Schwamm, wollen nun das Elend Ihres Jungen aufsaugen, indem Sie morgen den Frühzug nehmen, um dem Kleinen zu winken?"

„Ja", sagte Schwamm, „ja."

„Mich“, sagte der Fremde, „gehen Kinder nichts an. Ich hasse sie und weiche ihnen aus, denn ihretwegen habe ich — wenn man's genau nimmt — meine Frau verloren. Sie starb bei der ersten Geburt.“

„Das tut mir leid“, sagte Schwamm und stützte sich im Bett auf. Eine angenehme Wärme floss durch seinen Körper; er spürte, dass er jetzt würde einschlafen können.

Der andere fragte: „Sie fahren nach Kurzbach, nicht wahr?“

„Ja.“

„Und Ihnen kommen keine Bedenken bei Ihrem Vorhaben? Offener gesagt: Sie schämen sich nicht, Ihren Jungen zu betrügen? Denn, was Sie vorhaben, Sie müssen es zugeben, ist doch ein glatter Betrug, eine **Hintergehung**.“\*

Schwamm sagte aufgebracht: „Was erlauben Sie sich, ich bitte Sie, wie kommen Sie dazu!“ Er ließ sich fallen, zog die Decke über den Kopf, lag eine Weile überlegend da und schlief dann ein.

Als er am nächsten Morgen aufwachte, stellte er fest, dass er allein im Zimmer war. Er blickte auf die Uhr und erschrak: bis zum Morgenzug blieben ihm noch fünf Minuten, es war ausgeschlossen, dass er ihn noch erreichte.

Am Nachmittag — er konnte es sich nicht leisten, noch eine Nacht in der Stadt zu bleiben — kam er niedergeschlagen und enttäuscht zu Hause an.

Sein Junge öffnete ihm die Tür, glücklich, außer sich vor Freude. Er warf sich ihm entgegen und hämmerte mit den Fäusten gegen seinen Schenkel und rief:

„Einer hat gewinkt, einer hat ganz lange gewinkt.“

„Mit einer Krücke?“ fragte Schwamm.

„Ja, mit einem Stock. Und zuletzt hat er sein Taschentuch an den Stock gebunden und es so lange aus dem Fenster gehalten, bis ich es nicht mehr sehen konnte.“

## HIRTEN IM GEWITTER

*Rudolf Utsch*

Es war zu der Zeit, als die Bauern im Tal ihre Sensen **dengelten\*** und das Korn schnittreif auf den Feldern stand, da bildete sich im Süden plötzlich und unerwartet ein dunkler, schwarzgrauer Wolkendamm. Den ganzen Tag über hatte die Sonne von einem wolkenfreien Himmel geschienen und nicht ein Windhauch ihre heißen Strahlen gekühlt. Kein Blatt rührte sich an den Bäumen.

Peter Dinkel, dieses Original eines Siegerländer Dorfhirten, hatte am Morgen pünktlich um acht Uhr das Vieh aus den Ställen geblasen und war mit seinen hundertzwanzig Kühen in die Berge gezogen, über uralte Kuhtriften und durch weite Niederwälder, die Hauberge, wie sie nur das Siegerland kennt. Nun, eine Stunde nach der **Vesperzeit\***, stand er auf der Spitze des Berges, auf seinen Hirtenstock gestützt, das blinkende Hörn an der Seite, den Hunderiemen über der Schulter. Vor ihm kauerte der Hund, der keinen Blick von den weidenden Kühen ließ, deren glänzendbraune Rücken das Gesträuch eines jungen Haubergs überragten. In die tiefe Ruhe der Berge hinein bimmelten nur die Halsschellen der Kühe.

Der Hirte starrte auf die dunkle Wolkenwand im Süden. Sein Ohr vernahm ab und zu ein dumpfes, grollendes Murren da drüben. Die scharfen Augen in dem **zerwetterten\*** Hirtengesicht musterten die Wolkenwand wie einen gefährlichen Feind.

„Das kann schlimm werden“, murmelte er vor sich hin und zog eine klobige Uhr unter dem blauen Leinenkittel hervor.

Dann schob er Daumen und Mittelfinger der Rechten in den Mund und piff zweimal kurz hintereinander. Der Hund rührte sich nicht, dieses Signal galt nicht ihm.

Bald tauchte ein Knabe im Gebüsch auf, Peter Dinkels zwölfjähriger Sohn, sehnig und zäh, so wie das Leben in den Bergen den Körper formt. Wetterbraun war das schmale Bubengesicht. Und er trug den Hirtenstock schon mit jener **Lässigkeit\*** in der Hand, wie ihn nur ein Hirte tragen kann.

„Erst fünf Uhr, Heiner. Doch wir wollen nach Hause. Das Gewitter kann böse werden ...“

Mit feindlichen Blicken betrachtete nun auch der Sohn jene schwarzgraue Wolkenwand im Süden und hörte auf das dumpfe, mahnende Rollen. Dann machte er kehrt und sprang ins Gebüsch. Auch der Hund hatte sich erhoben und gebärdete sich, als habe er die Sprache seines Herrn verstanden.

Die Herde setzte sich in Bewegung. Emsiger bimmelten die Halschellen der Kühe, und ihre glänzendbraunen Rücken zogen wie eine Flotte kleiner Schiffe durchs Gebüsch. Vorneher ging als Führer der Alte mit dem Hund, hinterher lief der Junge, als Treiber. . .

Das Gewitter kam schnell näher. Plötzlich, wie auf einen Befehl, trommelten schwere Tropfen auf Baum und Strauch. Über den Bergen züngelten die Blitze, und die Stimme des Donners wurde mächtiger. Dann griff ein Sturm schaurig heulend in den nahen Hochwald und riss ihn roh aus der **brütenden Ruhe des Tages\***.

„Ja, es wird schlimm“, murmelte Peter Dinkel.

Noch war der Weg weit bis ins schützende Dorf — und ein Hirte kann nicht den kürzesten wählen. Hundertzwanzig Kühe kann man nicht über Stock und Stein treiben. Der Donner knurrte und bellte. Unruhig wurde das Vieh, eiliger drängte es vorwärts.

Ringsum fing es an zu toben. Ein unheimliches Rauschen hub an. Es kam von den Tälern herauf, wo Staubwolken, riesigen Ungetümen gleich, ihren Tanz begannen **nach der wilden Musik der Natur\***. Es zischte und piffte und jaulte in den Schluchten und an den Berghängen, Bäume stöhnten und ächzten, ängstlich zirpende Vögel suchten Schlupfwinkel.

Und der Himmel bellte und grollte und dröhnte...

Peter Dinkel drückte seinen Hut tiefer ins Gesicht. Unter den buschigen Brauen blitzten die Augen.

„Nero, Pass auf!“

Der Hund flog vor der Herde her, er kannte seine Pflicht. Es galt, die Herde auf dem rechten Wege zu halten. —

Die Wolkenmassen legten sich breit und schwer in die Berge, umhüllten sie mit ihrem dunklen Gewände. Und unter diesem **unheilschwangeren\*** Gewände weilten Peter Dinkel, sein Sohn, ein Hund und hundertzwanzig ihnen anvertraute Kühe.

Fast nächtliche Finsternis umgab sie, in die unablässig das **zuckende Licht der Blitze geisterte\***. Die Hitze des Tages wich einer schneidenden Kühle. Der Regen klatschte nieder auf den blauen Leinenkittel des Alten und auf das dünne Röckchen des Sohnes. Es krachte und rollte der Donner; es brüllte über ihnen, es kollerte unter ihnen. Und das Dorf war noch weit..

Vor der Herde her eilte Peter Dinkel, den **langen Hirtenstab in der erhobenen Rechten\***. Der Sturm zerrte an seinem Kittel. Nur noch jenen Bergrücken überschreiten, dann gelangte er mit seiner Herde in eine Schlucht, die hinab ins Tal fiel, wo das Dorf lag. Aus dieser Schlucht kennt jede seiner Kühe den Heimweg. Doch noch lag der Bergrücken vor ihm, und wenn die Herde vorher auseinanderlief, so kam sie auf unbekannte Wege, vielleicht gar zu den Teufelslöchern, in die schon mehr als eine Kuh gestürzt ist und den Tod gefunden hat.

Die Herde drängte mit Ungestüm hinter ihm; eilig ging's durch die heulende und brüllende Natur.

„Zurück, Bleß! Braune! — Fuchs – Nero, pass doch auf!“ schrie immer wieder der Hirte.

Da übertönte ein furchtbarer Donnerschlag das Getöse ringsum. Dort, von einer alten Grenzeiche, löste sich ein Ast und riss, hinabstürzend, eine breite Wunde in den Stamm.

Die Herde stand sekundenlang still, wie plötzlich gelähmt von der gewaltigen Stimme des Donners, dann aber stampften vierhundertachtzig Hufe jählings schneller auf den von Wasser belebten Waldboden. Von Angst ergriffen, rannten die Tiere vor; sie duckten die gehörnten Köpfe und brachen durchs Gebüsch, auf das der Regen fiel, wie aus Eimern gegossen.

Kurz danach stürzte Peter Dinkel in einem Hohlweg auf dem blankgewaschenen Fels. Mit dem Hinterkopf schlug er so hart auf, dass er

eine Weile regungslos liegen blieb. Das den Hohlweg hinabstoßende Wasser spritzte über **seinen hageren Leib\***. Doch bald raffte sich der Hirte wieder auf, wankte an die mit Heidekraut bewachsene Böschung des Weges und brach dort wieder zusammen. Die Kühe hasteten teilnahmslos an ihm vorbei. Nur der Hund bellte auf und winselte dann kläglich zu seines Herrn Füßen. Weiter brüllte der Himmel, weiter tobte die Erde...

So fand den Alten der Sohn. Dem zottelte das Haar klatschnass und klumpig ins Gesicht. Er warf sich neben dem Vater nieder. Der alte Hirte fuhr sich mit der Hand über das wetterharte Gesicht, in das der Regen schlug, und schrie den Sohn an:

„Es ist mit mir nicht schlimm, Heiner! Doch die Herde! Bring du sie nach Hause! Sie rennt sonst nach den **Teufelslöchern!** \*"

Da sprang' der Sohn auf und stürmte hinweg. Wilder noch brüllte der Himmel, lauter und schauriger heulten die Wälder. **Mit weiten Sätzen\*** eilte der Sohn durchs Gebüsch. Nun hatte er die Herde wieder erreicht. Sein Stock zischte durch die Luft, fiel auf die tiefenden Felle der Tiere.

„Zurück, Bleß! — Hott, Fuchs! — Hott, Braune..."

„Ha, dort brachen schon die ersten aus nach den Teufelslöchern. Der Junge hetzte keuchend vor. Er sah keine Blitze, hörte nicht den Donner und das Wüten des Sturmes, spürte nicht den Regen — er sah nur die braunen Felle der Tiere und hörte nur das helle Läuten ihrer Schellen.

Nun ging's in toller Hatz über den Bergrücken, dann in die Schlucht hinein, die ins Tal fiel, über uralte Kuhwege dem Dorf zu. Schnell rannten die Kühe heimwärts, flüchteten vor dem entfesselten Element den schützenden Ställen zu. Jetzt kannten sie den Weg.

Doch schneller als sie war der junge Hirte. Als die ersten Kühe den Dorfeingang erreichten, stand er schon da und zählte.

„Eins — zwei — drei — vier — fünf. . ."

Bis hundertzwanzig.

Kein Tier fehlte.

Da atmete er tief auf und strich mit dem Ärmel das tropfende Haar von der Stirn...

Vor den Ställen brüllte das Vieh. Besorgte Bauern koppelten es vor die Tröge. Vor keinem Trog blieb der Platz leer.

Der Hirtensohn stieg wieder den Berg hinan. Der Regen hatte nachgelassen und der Sturm seine Kraft verloren. Auch das Donnern und Blitzen wurde schwächer und schwächer.

Auf halbem Wege kam ihm der Vater entgegen. Er ging noch immer unsicher und hielt sich ein blutgetränktes Taschentuch an den Hinterkopf. Der Hund trottelte neben ihm her. ' „Fehlte eine?“ fragte er den Sohn.

„Nein — keine!“ antwortete dieser.

Da dachte der Alte bei sich: Aus dem könnte einmal ein guter Hirte werden.

Doch sagte er nichts.

Schweigsam gingen Vater und Sohn nach Hause...

## **DIE TOCHTER**

*Peter Bichsel*

Abends warteten sie auf Monika. Sie arbeitete in der Stadt, die **Bahnverbindungen sind schlecht\***. Sie, er und seine Frau, saßen am Tisch und warteten auf Monika. Seit sie in der Stadt arbeitete, aßen sie erst um halb acht. Früher hatten sie eine Stunde eher gegessen. Jetzt warteten sie täglich eine Stunde am gedeckten Tisch, an ihren Plätzen, der Vater oben, die Mutter auf dem Stuhl nahe der Küchentür, sie warteten vor dem leeren Platz Monikas. Einige Zeit später dann auch vor dem dampfenden Kaffee, vor der Butter, dem Brot, der Marmelade.

Sie war größer gewachsen als sie, sie war auch blonder und hatte die Haut, die feine Haut der Tante Maria. „Sie war immer ein liebes Kind“, sagte die Mutter, während sie warteten.

In ihrem Zimmer hatte sie einen Plattenspieler, und sie brachte oft Platten mit aus der Stadt, und sie wusste, wer darauf sang. Sie hatte auch einen Spiegel und verschiedene Fläschchen und Döschen, einen Hocker aus marokkanischem Leder, eine Schachtel Zigaretten. Der Vater holte

sich seine Lohntüte auch bei einem Bürofräulein. Er sah dann die vielen Stempel auf einem Gestell, bestaunte das sanfte Geräusch der Rechenmaschine, die blondierten Haare des Fräuleins, sie sagte freundlich „Bitte schön“, wenn er sich bedankte. Über Mittag blieb Monika in der Stadt, sie aß eine Kleinigkeit, wie sie sagte, in einem Tearoom. Sie war dann ein Fräulein, das in Tearooms lächelnd Zigaretten raucht.

Oft fragten sie sie, was sie alles getan habe in der Stadt, im Büro. Sie wusste aber nichts zu sagen.

Dann versuchten sie wenigstens, sich genau vorzustellen, wie sie beiläufig in der Bahn ihr rotes Etui mit dem Abonnement aufschlägt und vorweist, wie sie den Bahnsteig entlanggeht, wie sie sich auf dem Weg ins Büro angeregt mit Freundinnen unterhält, wie sie den Gruß eines Herrn lächelnd erwidert.

Und dann stellten sie sich mehrmals vor in dieser Stunde, wie sie heimkommt, die Tasche und ein Modejournal unter dem Arm, ihr Parfüm; stellten sich vor, wie sie sich an ihren Platz setzt, wie sie dann zusammen essen würden.

Bald wird sie sich in der Stadt ein Zimmer nehmen, das wussten sie, und dass sie dann wieder um halb sieben essen würden, dass der Vater nach der Arbeit wieder seine Zeitung lesen würde, dass es dann kein Zimmer mehr mit Plattenspieler gäbe, keine Stunde des Wartens mehr. Auf dem Schrank stand eine Vase aus blauem schwedischem Glas, eine Vase aus der Stadt, ein Geschenkvorschlagn aus dem Modejournal.

„Sie ist wie deine Schwester“, sagte die Frau, „sie hat das alles von deiner Schwester. Erinnerst du dich, wie schön deine Schwester singen konnte.“

„Andere Mädchen rauchen auch“, sagte die Mutter. . „Ja“, sagte er, „das habe ich auch gesagt.“

„Ihre Freundin hat kürzlich geheiratet“, sagte die Mutter.

Sie wird auch heiraten, dachte er, sie wird in der Stadt wohnen. Kürzlich hatte er Monika gebeten: „Sag mal etwas auf französisch.“ — „Ja“, hatte die Mutter wiederholt, „sag mal etwas auf französisch.“ Sie wusste aber nichts zu sagen.

Stenografieren kann sie auch, dachte er jetzt. „Für uns wäre das zu schwer“, sagten sie oft zueinander.

Dann stellte die Mutter den Kaffee auf den Tisch. „Ich habe den Zug gehört“, sagte sie.

## FÜREINANDER

*Ernst Zahn*

Die vier Kinder des Gächalpbauern Martin Loretz zogen vom Schulhaus in Bristen heimwärts. Sie hatten drei Wegstunden vor sich. Bei dem wahnsinnigen Schnee konnten es leicht fünf werden.

Die fünfzehnjährigen Zwillinge Felix und Veronika kamen vom Hauptort, wo sie noch Fortbildungsunterricht genossen, und hatten die zwei sieben- und achtjährigen Brüder Martin und Uli im Schulhaus abgeholt. Es war nicht das erste Mal, dass sie den Weg bei Schwerem Schnee oder sonstigem **Hudelwetter\*** machten, aber das erste Mal, dass der Lehrer sie nicht hatte fortlassen wollen und im Dorf ein paar Mal Leute sie gewarnt hatten: „Macht dann, dass ihr nicht ins Dunkel kommt!“ — „Tummelt euch, es gibt eine kalte Nacht!“ und einer: „Bleibt hier! Heute ist kein Weg in die Gäche hinauf.“

„Meinst, ist Gefahr?“ fragte Veronika mit leiser Unruhe den Felix.

„Ein Dreck“, antwortete Felix; aber er sah die Schwester dabei nicht an, sondern hielt die Stirn unter der Strickmütze gesenkt wie ein unger Stier, der stoßen will.

„Wir müssen ja auch heim“, meinte Veronika. „Die Mutter braucht die Medizin auf die Nacht.“

„Natürlich müssen wir“, bestätigte Felix.

Ohne die Tropfen, die sie aus der Apotheke mitbrachten, stand der kranken Mutter eine schlaflose Nacht bevor.

Dann stockte das Gespräch. Die Kinder bekamen anderes zu tun. **In Windungen stieg der Saumpfad an der Halde empor\***. Aber schon war er kein Pfad mehr. Vom Himmel, der mit seinem Nebel wie eine

graue Plache nahe an die Erde herabhing, fiel der Schnee nicht in Flocken, sondern in Fetzen. Die Luft war von einem unheimlichen Schwirren und Rieseln erfüllt. Längst war kein Stein, kein Wasser, kein Baum selbst mehr zu sehen.

Die Tannen standen als Höcker da und glichen in Leintücher gehüllten Menschen, die **sich stumpf in ein Unabwendbares ducken\***. Die Spuren, die die steigenden Kinder machten, löschten gleich hinter Ihnen aus; aber tiefer und tiefer sanken ihre groben Schuhe ein. Hatten Martin und Uli anfänglich mit Balgen und Schneebällen Schabernack getrieben, so hingen ihnen jetzt längst die Schultaschen schwer am Arm, und auf den braunen Stirnen perlte von der Anstrengung des Steigens der Schweiß.

Felix zog seine Mütze ab und schüttelte sie von Schnee frei. Er selbst ging noch rüstig und leicht; aber er schob die kleinen Brüder voraus und murrte der Schwester halblaut zu: „Sie sind jetzt schon müde.“

Veronika tat mit ihrem Wolltuch wie er mit der Mütze. Beklommen schaute sie den mühsam stapfenden Kleinen nach.

Nach einer kleinen Weile stand an einer Wegbiegung eine Kapelle, deren breites Vordach eine geschützte Stelle schuf.

Die vier rasteten.

„Wir kommen beim Eid nicht heim“, sagte der kleine Uli. Nicht etwa weinerlich, eher belustigt; ein Bergbub fürchtet die Berge nicht.

„So hat es noch nie geschneit“, meinte Martin mit einem schon bedenklicheren Blick in den weißen Wusch hinaus.

„So hat es auch bald ausgeschneit“, beruhigte Felix und glaubte, den Himmel schon heller werden zu sehen. Aber ihn selbst erleichterte das nicht.

„Dafür schlafen wir auch heute Nacht“, lachte Uli, dem Schlafen ein Hauptvergnügen war.

Unterdessen hatten die Knaben verschnauft und machten sich mit Eifer auf den Weiterweg.

Die Zwillinge folgten ihnen.

„Brav, Buben“, rief Veronika hinter den kleinen Brüdern her.

Aber Felix stieß sie an: „Muckse nicht! Lass sie gehen! Je weiter sie kommen, desto besser!“

Veronika streifte ihn mit einem erstaunten Blick. Dann zitterten ihre Lippen. Sie wusste, was er dachte. Sie hatten noch einen langen Weg vor sich, und in den **Mulden\***, durch die er führte, sammelte sich der Neuschnee immer viel Fußhoch an. Das war nichts für die kurzen Beine der Kleinen.

Wohl eine Stunde lang blieben die Knaben rüstig voran.

„Es schneit weniger stark“, sagte Felix einmal.

Sie stiegen in einer der Lawinenrunsen hinab und sanken bis unter die Achseln ein.

Martin und Uli wehrten sich mit Armen und Beinen ums Vorwärtkommen.

„Das ist schon mehr Schwimmen als Laufen“, schrie der lustige Uli den Geschwistern zu.

Der schwächere Martin aber schaute sich ein wenig kleinlaut um, ehe er einen neuen Anlauf nahm.

Veronika schnupperte in der Luft. In der Tat waren die Flocken leichter. **Der Wind schien umgeschlagen zu haben\***. Schon teilte sich gegen Norden der Nebel, und man sah ein Stück blaugrauen Himmels. „Es ist kälter“, meinte sie.

„Es gibt Frost auf die Nacht“, erwiderte Felix. Dabei eilte er in einem wahren Sturmschritt, mit den schaffenden Knien Wolken von Schnee aufwerfend, durch die Mulde und den Brüdern nach.

Veronika folgte. Was hat er nur? dachte sie. Fürchtet er die Nacht?

„Vorwärts, vorwärts!“ drängte Felix Martin, an den er zuerst herankam.

„Wir haben schon eine Stunde mehr gebraucht als sonst“, sagte Felix zu Veronika, als sie in die zweite Schneemulde wie in ein sumpfiges Flussbett hinabstiegen.

Die Kleinen warfen sich bergab. Sie plumpsten immer wieder vorwärts. Aber das jeweilige Loskommen aus dem Pulverschnee ging

schwerer, Uli leistete es noch. Aber Martin ließ plötzlich Kopf und Arme hängen. „Ich kann nicht mehr“, stöhnte er und versank im Schnee.

Felix hatte es erwartet und sich in seiner Nähe gehalten. Er zog die Stirn in ärgerliche Falten; aber dann half er dem kleinen Bruder auf und nahm ihn auf die Schultern.

Martin schlug die Arme um seinen Hals. „Du bist halt ein Guter“, rühmte er; unabsichtlich berührte seine Wange die des Bruders.

Den Felix durchrieselte es. Der Verdruß verflog. Er liebte den kleinen Burschen, den er trug.

„Gib dem Uli die Hand!“ forderte er dann Veronika auf.

Die Wanderung ging weiter, die Großen die Helfer der Kleinen.

„Es dunkelt schon“, meinte später Veronika.

Uli hing schwerer und schwerer an ihrer Hand, und auch er sprach und lachte nicht mehr, wehrte sich nur.

„Der Mond kommt spät“, keuchte Felix und merkte so gut wie die Schwester, dass das Gold der Gipfel erloschen war.

Keine Flocke fiel mehr. Wie Eisklötze standen die Berge da. **Ihre Nähe machte schauern\***. Die Schneekruste war hart geworden, nur nicht hart genug, um den Menschen, der sie trat, zu tragen. Noch immer sanken die Kinder bis an die Hüften ein.

„Vielleicht kommt uns der Vater entgegen“, meinte Veronika.

Aber Felix widersprach: „Er muss bei der Mutter bleiben.“

„Es ist auch besser. Man weiß nicht, wann sie Hilfe braucht“, erwiderte das Mädchen und sandte dabei einen guten Gedanken zur Mutter hinauf.

„Sie werden auch glauben, dass wir in Bristen geblieben sind“, vermutete Felix weiter. Dann schüttelte er Martin, der den Kopf an ihn gelehnt hatte und einzuschlafen drohte. „Wir müssen fort“, seufzte er; aber sein Blick flog mit einem Ausdruck von Hilflosigkeit weit voraus. Die letzte und tiefste **Berggrunse\***, die sie noch zu durchschreiten hatten, lag schon in Dämmerung.

„Hast Angst?“ fragte Veronika bange.

„Wir hauen es nicht durch“, murrte Felix.

Die zwei Knaben machten sonderbare Gesichter, halb trotzig, halb belustigt; sie wollten nicht merken lassen, dass auch ihnen nicht geheuer war. Martin war aber nur halbwach; er döste vor sich hin.

„Wir sind doch beisammen“, tröstete Veronika. Es klang wie eine kleine, ermunternde Freude und wehte wie leise Wärme zwischen den vieren.

Dann **fasste** Felix **einen Entschluss\***. „In einer Viertelstunde kommen wir zum Heueck“, sagte er.

Das Heueck war die Stelle, wo ein mächtiger Felsblock über dem Sträßlein hing und zu gewissen Zeiten den Wildheuern diente, ihr Gras zum Schutz vor dem Regen auf einen Haufen zu schütten.

Am Heueck nahm Felix den Martin von der Schulter. „Er ist bei Gott ganz steif“, meinte er erschreckt, legte den Kleinen auf den spärlichen Rest von Heu, der noch im Hintergrund der höhlenartigen Öffnung sich befand, und begann, ihn unsanft zu reiben.

Uli war schon selbst unter den Fels gekrochen. Er war sogleich wieder guter Laune und lachte: „Das ist ja ein Hotel. Da gehe ich nicht mehr fort.“

Auch Martin war inzwischen so weit erwacht, dass er fragte: „Nicht weiter, gelt?“ und mit einem dankbaren Lächeln den älteren Bruder ansah. Dann kroch er ganz dicht an den schon schlafenden Uli heran; sie waren nicht umsonst gewöhnt, im gleichen Bett zu liegen.

Felix legte die Schultaschen neben die Knaben. Es war nicht viel; aber sie hielten doch etwas Nachtkälte ab. „Vielleicht sollte ich meinen Rock über sie decken“, flüsterte er halb zu sich selbst.

„Es ist grausam kalt“, zitterte Veronika und setzte sich zu den Kleinen.

„Weißt du, dass der Martin mir auf der Achsel erfroren wäre, wenn es noch lange gedauert hätte?“ fragte jetzt Felix. Er **gab sich** selbst erst jetzt **über die Tatsache Rechenschaft\***.

„Gottlob, dass wir da sind!“, seufzte das Mädchen.

Und Felix zog schweigend seinen Rock aus und breitete ihn über die schlafenden Brüder.

„Gelt, es ist auch hier Gefahr?“ fragte Veronika leise.

Felix' dunkelblaue Augen waren ganz groß und versonnen. „Wir müssen uns nachher nah zu ihnen legen. Eines gibt dem andern warm“, riet er.

Da wusste Veronika Bescheid. Sie zog das Tuch aus, das sie sich noch eben fester um den Oberkörper gewickelt hatte, und schlug es den Knaben fest um.

„Dann geht es an dich“, missbilligte Felix.

„Wir sind die älteren. **Der Vater würde uns das auch heißen\***“, erwiderte Veronika.

Sie saßen jetzt dicht nebeneinander. Die Nacht war ganz klar geworden. Unzählige Sterne standen am Himmel.

„Sie werden Angst haben“, dachte Veronika heim. Aber Felix bestritt das wieder: „Sie denken bestimmt, dass wir in Bristen geblieben sind.“

„Es wäre mir nicht recht, wenn sie Angst hätten“, klagte Veronika, „es tut der Mutter nicht gut.“

„Nein“, gab Felix zu. Er spürte eine mächtige Kälte in sich, als sei ihm das Blut zu Schnee geworden, und es machte ihn ein wenig taumelig.

Einmal stand Felix auf, begann mit den Füßen zu stampfen und mit den Armen zu schlagen und sagte zur Schwester: „Mach es auch so!“

**Sie tat, wie er sie hieß\***. Und wieder ließen sie sich nieder und deckten die schlafenden Knaben gegen die eisige Nacht, die immer grimmiger nach ihnen biss.

„Weißt noch, wie der Vater uns zur Landgemeinde mitgenommen hat?“ fiel Veronika ein. „Kaffee und Kuchen hat es nachher gegeben.“ Sie konnte nicht schlafen. Das Herz schlug ihr so laut.

Veronika war wie aufgezogen. „Das war im gleichen Jahr, wie die Mutter mir zu Weihnachten das rote Kleid geschenkt hat“, erzählte sie.

„Da hast du mir das feine Messer geschenkt“, erinnerte sich Felix und dankte es der Schwester noch einmal, ohne dass er es sagte. Aber dann griff er wieder rückwärts und fand eine kleine, eiskalte Faust. „Mein

Gott", stotterte er und steckte Martins Hand unter das Tuch, das Veronika über ihn gedeckt.

Der Kleine erwachte nicht.

„Wir müssen uns noch mehr über sie legen“, flüsterte Felix. Die Angst hemmte ihm den Atem.

Die Nacht biss und biss.

**Sie glaubten alle Knochen ihres Leibes zu spüren\***. Aber sie bedeckten die kleinen Brüder mit ihren Körpern und schlangen dabei die Arme umeinander, um alle Wärme beisammenzuhalten.

„Sie schlafen wie die Murmeltiere“, flüsterte Veronika.

Felix schreckte aus einem todähnlichen Schlaf auf. Er dachte, er wolle aufstehen und sich wieder Bewegung machen, dachte es auch Veronika anzuraten. Aber er konnte sich nicht entschließen, sich aufzurichten.

Die Schwester schob das Gesicht dicht neben das seine. „Glaubst, den Buben geschieht nichts?“ raunte sie.

„So nicht“, gab Felix zurück.

„Die Medizin! Wenn nur die Mutter schlafen kann“, murmelte Veronika.

Felix rückte ihr noch näher. Sie redeten jetzt nicht mehr. Aber sie fühlten einander und waren ganz zufrieden. Sie taten ja wohl alles, was sie tun konnten!

Am frühen Morgen fand der Knecht, der zu Wald zog, die Loretzkinder. Martin und Uli schliefen noch immer. Gott, konnten die schlafen! Aber die Decken — die Decken: der Felix und die Veronika .. .

Der Knecht stieß ein „Jesses“ durch die Zähne. Er sah in zwei stille, starre Gesichter. Starr? Nein! — Es lag etwas in den braunen Zügen des Felix und in dem feinen Gesicht der Veronika, als hätten sie eben noch gesprochen: „Wir haben sie schon zugedeckt! Und es ist ganz schön so beisammen ...“

## **II. KINDERABEN TEUER**

**PETER PEINE**  
*Heinrich Scharrelmann*

**Eingeengt**\* durch starke, hohe **Ufermauern**\* fließt mitten durch die alte Hansestadt Bremen die Weser. Und auf der Seite, wo die Altstadt liegt, zieht sich dicht hinter der Flussmauer eine breite Straße entlang, die seit undenklichen Zeiten „die Schlachte“ heißt.

Da ragen uralte, rauchgeschwärzte **Packhausgiebel**\* in die Luft, altmodische Häuser stehen zwischen ihnen, wie sie zu Urgroßvaters Zeiten die Bremer Kaufleute bewohnten, Häuser mit einer Winde auf dem Flure und mit drei oder vier übereinanderliegenden Böden.

Die breite Straße wird von den Fuhrleuten auch als **Wagenplatz**\* benutzt. Dutzende von **Frachtwagen**\* stehen da Tag und Nacht in Reihen **kreuz und quer**\*.

Alles, was die fünf Erdteile an Kolonial- und **Kramwaren**\* zu liefern vermögen, ist in den Packhäusern an der Schlachte vertreten, und den ganzen Tag werden Güter gebracht und andere fortgeschafft.

Und auf der Weser selbst liegen Dampfer und **Bockschiffe**\* und **Küstenfahrer**\* und Boote aller Art. Da ankern die breiten, plumpen Bockschiffe mit **Wellblechverdecken**\*, **Schleppdampfer**\*, Holländer und Helgoländer Fahrzeuge, die Fische zur Stadt bringen und den Güterverkehr nach den **Unterweserorten**\* besorgen.

Und in all diesem Trubel von Wagen und Menschen und Schiffen **tummeln sich**\* die Kinder und erleben stündlich Neues und Wunderbares.

Wer an der Schlachte groß geworden ist, der kennt die Schiffe alle und weiß, wohin sie fahren und was sie geladen, und kennt die Frachtfuhrleute und versteht mit einer Bodenwinde umzugehen und mit der Packnadel.

Freilich, vor Zeiten war's doch noch schöner dort als heutzutage. Damals gab's wenig Dampfer auf der Weser und mehr Segler. Und das war interessanter für Jungen. Wie manchmal und wie gern liefen wir für einen „Kappen“ (Kapitän) in die Stadt, um eine Rolle Zwirn oder ein

wenig Tabak zu holen. Und wie köstlich war es, wenn wir dafür zum Lohne auf das Schiff kommen durften. Dann hockten wir in der kleinen Kajüte und lernten **Schiffsausdrücke\*** und übten uns, **Schiffsknoten\*** in Bindfaden zu schlagen und durften wohl gar am Abend mitessen, wenn es **Bratkartoffeln\*** mit **Schellfisch\*** oder **Pellkartoffeln\*** mit Hering gab.

So sehe ich sie noch heute vor mir, die „Johanne von Waterhuizen“, den „Jakob van Duilen“ und „Greethe van Hoff“. Die Holländer waren mir die liebsten. Noch heute klingen mir die **mojen\***, weichen Worte der Holländer Schiffer im Ohre.

So hängen meine schönsten Erinnerungen an jener Zeit. Aber — sie rufen mir auch zugleich das entsetzlichste Ereignis meiner Kindheit zurück.

Eines Tages — ich weiß es noch wie heute — war die Schlachte wie ausgestorben. Es war ein paar Wochen vor Weihnachten.

Ein dicker Nebel lag über dem Wasser, und die Weser war voll Treibeis. Unzählige große und kleine **Schollen\*** schoben — sich drehend — träge aneinander vorbei. Wir Jungen spielten am Kai und freuten uns des Treibens und versuchten, mit langen Stöcken die kleineren Schollen zu zerschlagen und wagten auch wohl hin und wieder einen Sprung aufs Eis.

Und bei uns stand Peter Peine, mein Freund. Er ist letzte Ostern konfirmiert und will Schiffer werden. Aber er hat lange Zeit an einer schweren **Rippenfellentzündung\*** im Krankenhaus gelegen. Nun **ist er wieder so weit\***, dass er im Frühjahr seine erste Reise antreten kann. Mit einem Indienfahrer will er hinaus auf die See. Manche schöne Geschichte hat er uns Jungen schon erzählt von den Wundern ferner Länder und den Herrlichkeiten des Schifferlebens. Der steht bei uns und ruft warnend: „Lasst das! Lasst das! **Sonst geht's nicht gut aus! \***“

Das sollte nicht gut ausgehen? Ja, warum denn nicht? Wir lachten ihn aus und nannten ihn „**Bangbox\***“. Und Jan Beyer, der mutigste von uns dreien, schalt ihn und sagte: „Was willst du wohl auf See anfangen, wenn der Sturm weht und das Schiff auf und nieder tanzt, wenn du hier

schon bange wirst!" — „Was weißt du von der See, du Landratte", antwortete Peter ihm, „auf See weiß ich besser Bescheid als du."

„Komm her, wenn du ein Kerl bist und kein Feigling!" schrie ihm Jan Beyer zu. „Sieh mal, was da für eine Scholle herangeschwommen kommt! Eine Riesenscholle, halb so groß wie Amerika. Jetzt will ich Kolumbus sein und Amerika entdecken! — Sie kommt! — Achtung! Wer will mit mir?" —

Er sah mich herausfordernd an. Ohne Besinnen rief ich: „Ich gehe mit!" Denn ich wollte mich doch nicht auch Feigling schelten lassen. Eine Spitze der Riesenscholle kam dem Ufer ganz nahe. Jan sprang hinauf und ich ihm nach. Und dann standen wir beide lachend und hurrarufend mitten auf der glatten Eisfläche.

„Kommt zurück! Kommt zurück!" rief Peter Peine und winkte uns mit den Armen. „Komm hierher, wenn du ein Herz hast!" war Jans Antwort. — Ich sah, wie Peter vor Zorn die Hand ballte und böse zu uns herübersah. Er kam nicht, trotzig blieb er stehen und — plötzlich drehte er sich kurz um und ging schnell fort.

Wir jubelten ihm nach, und manches **Hohn- und Schimpfwort\*** flog ihm nach.

Währenddessen war die Scholle langsam am Ufer entlanggerutscht. Wir standen dicht beieinander und freuten uns unserer Kühnheit.

Ich sah hinaus auf den Strom und sah Tausende von großen und kleinen Eisstücken dahinschwimmen, dem fernen Meere zu.

Inzwischen hatte sich die Scholle gedreht, die Spitze war weit vom Ufer abgebogen, und von diesem trennte uns ein breiter Wasserstreifen. „Nanu? Was ist denn das?" Erschrocken starrte ich Jan Beyer an. „Ach, sei man ruhig, die stößt gleich wieder an das Ufer", sagte er. Mit gespannten Augen beobachteten wir alle kleinen Bewegungen und Drehungen unserer Scholle; der abgerundete Teil war der Landseite zugekehrt, und die Spitze ragte in die **Strommitte\*** hinein. Da stieß sie an eine andere Scholle an, ein großes Stück brach von ihr ab.

**Schreckensbleich\*** hatte ich Jans Arm gefasst. Deutlich spürten wir in unseren Körpern das Beben beim **Zusammenstoß\***.

Um Gottes willen! Was nun? Drei bis vier **Schollenbreiten\*** waren wir schon vom Ufer abgekommen. Immer weiter trieb das Eisstück, vom Strom erfasst, nach der Wassermittle hin. Da packte uns beide eine entsetzliche Angst. „Peter, Peter!“ schrie ich, „Hilfe, Hilfe!“ — Aber nichts Lebendiges war zu erblicken. Die Schlachte war wie ausgestorben. Es war ja auch längst **Feierabend\***. Und an diesem kalten, nebligen Dezemberabend mochten sowieso nur wenig Menschen unterwegs sein. Und Peter —? Wie sollte Peter uns helfen können! Der war wohl schon lange zu Hause, und selbst wenn er unser Rufen gehört hatte, der „Feigling“ würde uns doch nicht helfen wollen. Er hatte ja nicht einmal den Mut gehabt, aufs Eis zu springen, als es dicht am Ufer dahintrieb. Wie wollte er uns helfen, nun die Scholle in der Mitte des Stromes schwamm?

Nichts regte sich am Ufer. Niemand hörte uns. Und die Scholle trieb weiter und weiter. Kleine Wellen plätscherten gegen ihren Rand, das Ganze schaukelte leise, ganz wenig, um uns nur Eisstücke und schwarze Wassertiefe — rings um uns der Tod.

Ein Grauen lief über meinen Rücken. Wir mochten uns beide nicht mehr bewegen. Konnte nicht durch einen Tritt der Boden unter unseren Füßen zerbrechen, und konnten wir nicht hinabgerissen werden in die grausige Tiefe?

Eine andere Scholle stieß an die unsrige. Beide scheuerten aneinander entlang, und von jeder bröckelten Stücke ab. Das Schurren der zusammenstoßenden Schollen und das Gurgeln des Wassers waren die einzigen Laute, die ich hörte.

Wie lange mochte diese Reise noch dauern! Würden wir überhaupt noch einmal dem Ufer nahe kommen? — Und welchem? — Und wann? — Bald musste die Nacht kommen, und wir trieben weit ab von der Stadt.

Vielleicht landeten wir irgendwo dahinten an einem **Werder\*** und mussten dann im Freien übernachten und konnten nicht nach Hause.

Und das war noch das Günstigste, was geschehen könnte! Wenn jedoch die Scholle **kenterte\***, dann mussten wir versinken in der schwarzen Tiefe.

Das Herz klopfte mir zum Zerspringen, und mit entsetzten Augen starrte ich nach dem Ufer hinüber, dessen dunkle Silhouette noch eben durch den Nebel zu erkennen war.

Vater und Mutter saßen jetzt daheim in der warmen Stube, der Vater mit der Zeitung und die Mutter am Ofen mit dem Nähzeug. Ach, sie ahnten ja nicht, welch ein furchtbares Unglück über ihnen schwebte! Ob sie sich schon sorgten um mein langes Ausbleiben?

Oh, hätte ich es doch nicht getan! Hätte ich doch auf Peter Peine gehört! Das war der Gedanke, der immer wiederkehrte. Und Jan Beyer mochte dasselbe denken. Er sah unverwandt auf den Rand des Eises und war kreideweiß im Gesicht.

Da — was war das? Vor uns aus dem Nebel tauchte ein schwarzer Fleck auf. War es **ein Brückenfeiler\*?** Dann waren wir verloren. Die Scholle musste daran zerschellen. Da — ein Ton! — Was war es? — Rief jemand?

Näher und näher kamen wir dem schwarzen Flecke. Nein, das konnte kein Brückenfeiler sein. Es war ein Boot, und ein Mann saß darin, der vorsichtig zwischen den Eisschollen den Weg suchte — gerade auf uns zu. Atemlos sahen wir sein Beginnen.

Da stieß das Boot an unsere Scholle. Der Mann im Boot bückte sich und warf seine **Ankerkette\*** uns zu. Dicht vor meinen Füßen fiel sie nieder. „Fasst an!“ rief er. Wir bückten uns und hielten krampfhaft den Anker fest. „Legt euch nieder!“ kommandierte er. Gehorsam warfen wir uns aufs Eis. Ich kroch auf allen Vieren, immer die Kette festhaltend, bis an den Schollenrand und klammerte mich an das Boot. Während der Schiffer sich weiter über den entgegengesetzten Bootrand beugte, um das Gleichgewicht zu halten, kletterte ich hinein. Und dann kam Jan Beyer herangerutscht, und dann waren wir beide im Schiff und--- „Dammi! Das war ein schweres Stück Arbeit gegen die Schollen an!“ sagte unser Retter. Wir starrten ihm ins Gesicht — es war Peter. Peter Peine hatte uns

gerettet. — Kein Wort haben wir gesprochen. Lautlos und verlegen haben wir im Schiff gesessen, und Peter hat uns aus dem Schollengewirr ans Land gerudert, und dann sind wir ausgestiegen, und Peter hat das Boot festgekettet und ist in unserer Mitte mit uns gegangen.

Da hab' ich mich nicht mehr zu halten vermocht. „Peter, Peter“, hab' ich gerufen, „du bist kein Feigling! Du bist der Tapferste von uns dreien.“ Da sah er mich verwundert an und fragte: „Wie meinst du das? — Ich konnte euch doch nicht ertrinken lassen?!“

Und Jan Beyer hat nichts gesagt, aber die Tränen sind ihm über die Backen gelaufen, und Peter Peines Hand hat er nicht wieder losgelassen auf diesem Wege.

## DAS ROTE LICHT

*Paul Maede*

Endlich ging auch dieser schlimme Winter seinem Ende entgegen. Zu beiden Seiten der Eisenbahn lagen zwar noch die Schneemauern, die vom steten Aufschaukeln breit und hoch waren; aber sie waren doch schon tüchtig zusammengesunken, und der alte Schnee war hart und schmutzig. Noch waren auch die anstoßenden Felder mit körnigem Schnee bedeckt, und nur auf vereinzelt Anhöhen, die der Südsonne zugekehrt waren, sah die Erde hervor.

Ostern war nahe.

Da setzte ganz plötzlich ein starkes Tauwetter ein. Heftige **Regenschauer**\* fielen. Dann wieder schien die Märzsonne so warm und schmelzend, dass sich der Schnee fast zusehends in Schlamm und Wasser verwandelte. Überall auf den Feldern sah man Teiche blinken; denn der Erdboden war noch hart gefroren und ließ das Wasser nicht hineinsickern. Die Schneemauern zu beiden Seiten der Bahnstrecke schrumpften zusammen, und bald strömte und stieg das schlammige Schmelzwasser bis an das Geleise. Die Gräben waren noch verstopft und mit Schnee angefüllt.

Am schlimmsten aber war es. an der hohen Böschung, die etwa tausend Schritt ostwärts vom Bahnhaus lag. Dort durchquerte der Bahndamm ein schmales Tal, und ein kleiner Bach floss durch einen steinernen **Durchlass**\*. In seinen zahmen Tagen konnte ein guter Springer mühelos über ihn hinwegsetzen. Aber jetzt war er zu einem reißenden Wasser angeschwollen; denn er sammelte die **Schmelzwasser** \*von weit und breit.

Auch aus den Eisenbahngräben strömte es in reißenden Fluten dorthin, nachdem es sich Bahn gebrochen hatte. Von den Erlgesträuchen zu beiden Seiten des Baches sahen nur die Spitzen hervor. Der schmale Durchlass konnte das Wasser nicht verschlucken, und bald bildete sich an der hohen Böschung ein kleiner Teich, der riesig schnell anwuchs und höher und höher stieg. Unheimlich gurgelte und schäumte das Wasser. Der Untergrund war moorig und schlickig; das kleine Tal hatte einst beim Bau der Bahn gewaltige **Sand- und Kiesmassen**\* verschlungen. Viele Mühe und Kosten hatte es der Bahnverwaltung verursacht, für den Durchlass den festen Grund zu finden.

Nun leckte und fraß das Wasser und stürzte sich mit lautem Getöse in den Durchlass. Der war schon längst nicht mehr zu sehen, und über ihm erblickte man ein strudelndes, schäumendes Loch im Wasser. Der Teich war in unheimlich kurzer Zeit zu einem kleinen See angewachsen; denn eine Viertelstunde aufwärts im Tal lag ein **Fischteich**\*, dessen Damm der Kraft des strömenden Wassers nicht standgehalten hatte. Nun ergoss sich auch dieses in den Bach, und der glich bald einem See.

Plötzlich entstand eine Höhlung in der Böschung, dicht über dem Durchlass, und das Wasser stürzte sich wild hinein und bohrte und wühlte. Von oben sank der weiche Sand und Kies nach: es gluckerte und brodelte unheimlich. Zwar war dem Bahndamm von außen nichts anzumerken; denn der Frost steckte noch im Boden und hielt die **Oberschicht**\* **des Erdreichs**\* zusammen.

Als der Bahnwärter Roß kurz vor Abend noch einmal seinen Streckengang antrat, da sah er mit Staunen und Überraschung, wie die

Wasser in wenigen Stunden angewachsen waren. Er traute seinen Augen kaum. Er kletterte mit seinen steifen Beinen die steile Böschung hinab, sich an den dünnen Weidenschößlingen festhaltend. Da sah er zu seinem großen Schrecken, welches Unheil das Wasser bereits angerichtet hatte, und mehr als er sah, ahnte er. Und plötzlich, als er mit unsicheren Tritten dicht über dem finsternen Wasser stand und sich vorbeugte und nach dem Durchlass spähte, hörte er ein dumpfes **Gepolter\***: dicht über dem **Strudelloch\*** quoll eine große Masse Sand hervor und verschwand in dem gurgelnden Wasser. In demselben Augenblick versank unmittelbar neben ihm eine große Erdscholle, die sich in gefrorenem Zustande noch so lange gehalten hatte.

**Ihm schwindelte\***. Es war ihm, als sei alles in Bewegung: die wirbelnden Wasser unter ihm, die schwebende Erde über ihm. Er traute nicht den Weidenbüschen, daran er sich festgeklammert hatte. Ihm ahnte eine fürchterliche Gefahr. So flink es gehen wollte, kroch er die steile, schlüpfrige Böschung in die Höhe, um schnell, schnell zu seinem Hause zu eilen. Es dauerte nicht lange, da musste ein Zug kommen.

„Schnell, schnell!“ rief’s in ihm, „damit nur ja kein Unglück entsteht.“ Und doch schien es ihm fast unvermeidlich. Als er oben stand, sah er sich noch einmal hastig um und warf einen schnellen Blick nach der anderen Seite. Da sah er, wie auch dort der Kies hervorquoll. Der Damm schien über dem Bach schon ganz ausgehöhlt zu sein; denn schon hingen die Schienen und Schwellen, einen Bogen bildend, nach unten.

Es war fast dunkel geworden. Er lief mit steifen, schweren Beinen, als hätte er Eisenschienen daran, **so schnell er konnte\***. Als er eine Strecke gelaufen war, kam ihm sein Sohn Hermann entgegen. Der rief schon von weitem:

„Wo bleibst du solange, Vater? Mutter schickt mich, ich soll sehen, wo du bist.“

„Junge, lauf, lauf! ... so schnell du kannst... das rote Licht . . . die rote Scheibe ... der Zug muss halten! Es gibt sonst ein großes Unglück. Die Böschung rutscht! Lauf, Junge, lauf ... so schnell du kannst!“

Atemlos hatte er diese Worte hastig hervorgestoßen. Da klangen auch schon durch den milden Frühlingsabend helltönend die sechs **Glockenschläge**\*. Sie kündeten die Abfahrt des Zuges von der nächsten Station an. In den Gräben rauschte laut das Wasser, und die Wildgänse schrieten in den Lüften.

Hermann hatte seinen Vater kaum ausreden lassen; dann nahm er die Pantoffel in die Hand und lief, so sehr er konnte. Kurz vor dem Hause verlor er die Mütze: er achtete nicht darauf; er fühlte auch nicht seine nassen Strümpfe. Er dachte nur: Die rote Scheibe! Das rote Licht! Der Damm rutscht! Der Zug muss halten!

Keuchend und außer Atem kam er am Hause an und sprang gleich in die Bude. Da war seine Schwester Anna schon dabei, die Laterne vom Brett zu nehmen.

„Anna, die rote Scheibe!“ rief er ihr zu. Mit zitternden Händen riss er ein Streichholz an; aber seine Aufregung war so groß, dass er es nur mit Mühe an den **Docht**\* bringen konnte.

Endlich brannte die Lampe. Nun schnell die rote Scheibe vorgesteckt und dann hinaus. Er war so in wilder Hast, dass er fast seine Schwester umrannte; die wusste gar nicht, was sie sagen sollte. Sie bestürmte ihn mit Fragen:

„Was machst du eigentlich? Wozu soll das? Wer hat dir das gesagt? Wo ist der Vater? Was soll das rote Licht!“

Er hatte keine Zeit zum Antworten. Als er mit der Laterne hinauslief, da kam der Zug auch schon dahinten aus dem Walde „um die Ecke“. Er wollte sie auf den Pfahl hängen; aber in seiner Aufregung konnte er den eisernen Haken nicht finden. Er stieg auf den weißen Stein, der dicht neben dem Pfahl stand. Die Beine zitterten. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte vornüber. Die Signallaterne fiel auf die Erde und erlosch. Eine Scheibe war zerbrochen.

Immer näher kam der Zug. Schon hörte man das dumpfe Rollen und Stoßen in der Ferne. Der Vater, der noch einige Schritte vom Hause entfernt war, hatte das Licht aufblitzen sehen, und eine Beruhigung war im Augenblick über ihn gekommen. Da — plötzlich — sah er es wieder

verschwinden; eine namenlose Angst bemächtigte sich seiner. Er lief, so schnell er konnte.

„Schnell, schnell die andere Laterne!“ rief Hermann seiner Schwester Anna zu. Die sprang, nein flog, mit drei Sätzen in die Bude und riss sie vom Brett herunter. Im Nu hatte Anna die Laterne angezündet. Hermann steckte schnell die rote Scheibe vor...

Jetzt kam der Zug auch schon mit großer Geschwindigkeit donnernd zwischen den Tannen hervor; denn von Westen her war starkes Gefälle. Hermann ließ sich nicht Zeit, die Laterne auf den Pfahl zu hängen. Er stellte sich zwischen die Schienen und hielt sie mit beiden Händen hoch. Da gellte ein kurzer, schriller Pfiff durch die stille, lauschende Einsamkeit. Die Bremsen zuckten mit eisernen Klauen zu; der Zug fuhr langsamer. Ein Knirschen, ein Schleifen und Knacken: der Zug stand kaum zehn Schritt vor der Überfahrt am Bahnhof. Die Schlagbäume waren noch hoch aufgerichtet; niemand hatte daran gedacht, sie zu schließen. Der Lokomotivführer lehnte sich aus der Maschine und rief in ärgerlichem Ton:

„Was ist los?“

Der Zugführer sprang aus dem Packwagen und rief noch wütender: „Was ist denn los?“

Die Schaffner sprangen in demselben Augenblick fast gleichzeitig aus ihren Wagen und riefen fragend nach vorn:

„Was ist denn los hier?“

Die Fenster und Türen taten sich auf; Hüte und Reisemützen wurden sichtbar. Man hörte laute Stimmen durcheinander:

„Schaffner, was ist los?“

Die zuckten die Schultern und liefen nach vorn. Am Laternenpfahl — neben dem vorderen Schlagbaum, der wie ein langer Arm **gen Himmel\*** starrte, als wolle er eine Anklage gegen die **Pflichtvergessenheit\*** erheben, — stand Hermann, der Bahnwärterjunge. Er hatte die Laterne mit dem roten Licht in der Hand und rührte sich nicht vom Fleck.

„Wo ist der Wärter?“ fragte der Lokomotivführer und sprang von der Maschine.

„Wo ist der Bahnwärter?“ schrie der Zugführer und ging mit schnellen, kräftigen Schritten auf den Jungen los.

Der stand sprachlos da; aber bevor er noch den Mund zum Antworten öffnen konnte, kam aus dem Dunkel mit schnellen, hastigen Schritten der Wärter angekeucht. Der rief schon von weitem in die gespannt lauschende Menge:

„Der Damm ist gerutscht an der hohen Böschung!“

„Der Damm ist gerutscht?“ fragte es ihm wirr entgegen.

„Der Damm ist gerutscht!“ erscholl es aus dem Munde der Schaffner in die einzelnen Wagen.

„Wir können nicht weiter!“ Man hörte Fluchen und laute Worte.  
Was nun?

Der Lokomotivführer und der Zugführer berieten kurz, nachdem der Bahnwärter einen genaueren Bericht gegeben hatte.

Zurückfahren oder hier bleiben? Einige Fahrgäste **schickten sich an\***, auszusteigen.

„Alles drinbleiben vorläufig, meine Herrschaften!“

Man hörte lautes Schimpfen. Bald darauf ging der Wärter in den Dienstraum und telegraphierte nach der nächsten Stadt:

„**Personenzug\*** 156 liegt bei Wärterhaus 223, nicht weit von Voss-Berg. Großer Dammrutsch an der hohen Böschung. Geleise hängt in der Luft. Hilfszug von dort stellen zum Umsteigen. Zum Übergang Bretter und Planken mitschicken. Roß.“

Es war nun also mit einem längeren Aufenthalt zu rechnen. Daher erhielten die Reisenden die Erlaubnis zum Aussteigen. Bald leerten sich die Wagen, und es entspann sich ein munteres Treiben um das stille, einsame Häuschen. Einige spazierten unter den hohen Birken; noch andere besuchten die **Unfallstelle\***. Bald **sprach es sich auch durch\***, wie das Unheil entdeckt worden war und wer den Zug zum Halten gebracht hatte.

## WENN DER KUCKUCK RUFT

*Heinrich Söhnrey*

Es war ein harter Winter gewesen, und in der Lindenhütte zu Hilgental **war's wieder recht knapp zugegangen\***. Du lieber Himmel auch: alle Tage zehn Mann zu Tisch und einer nur an der Axt — da mussten die Eltern wohl sehen, wie sie Rat schafften.

Bis das Mähen auf dem **Anger\*** anfang, pflegte unser Vater täglich zum Holzhauen zu gehen. Mittags wurde ihm ein warmes Essen im **Henkeltopf\*** hinausgebracht. Konnte die Mutter freikommen, so tat sie's gern selber; sonst besorgten es etliche von uns Kindern. Es galt dann aber, Kiepe und Laken mitzunehmen, um vom jungen Hau Reisig und Späne mitzubringen.

Wir hatten ein schlimmes Aprilwetter gehabt, und die Mutter hatte uns längere Zeit nicht ins Holz gehen lassen. Da merkten wir erst, wie gern wir trotz aller Beschwerden ins Holz gingen, und als der April sich zu Tode getobt hatte und der junge Mai durch die Linde lachte, hätten uns **keine vier Pferde mehr halten können\***. Den Henkeltopf in der Hand, die Kiepe auf dem Rücken, das Holzlaken um die Schultern — und fort ging's!

Wie der Wald, der liebe, schöne Wald uns wieder grüßte! Es leuchtete, rauschte, grünte, blühte und duftete, schwirrte und jubelte — oh, es ist nicht zu sagen, wie's war — nicht nur um uns, sondern auch in uns. Horch! Still! Hört ihr's droben in den Buchen? Wie gebannt lauschten wir: „Kuckuck, Kuckuck! Kuckuck, Kuckuck!“ kam's von oben her, erst noch fern, nun auf einmal ganz nahe. Unbeschreiblich war unsre Wonne, und wir jauchzten und schrieen: „Kuckuck, snied Wost un Speck up!“ Dann kehrte ein jeder seine Taschen um, ob sich nicht ein Stückchen Brot drin finden möchte. Es fand sich leider keins, und das war traurig; denn wer beim ersten **Kuckucksruf\*** kein Brot in der Tasche hat, der kriegt auch das ganze Jahr keins hinein.

Die Paten hatte ich oft sagen hören, wenn man den Kuckuck zum ersten Mal höre und einen Pfennig in der Tasche habe, würde einem das

ganze Jahr das Geld nicht ausgehen. Und wenn man kein Geld bei sich trage oder gar was verlöre, würde man auch das ganze Jahr Mangel daran leiden.

Ein Pfennig wäre schon genug gewesen; aber was half uns das? Unsre Eltern hatten ihr Letztes vor drei Tagen für eine ältere Schusterschuld hingegeben und **besaßen nicht einen roten Heller\*** mehr.

Wir mussten uns nun aber sputen, da der Vater doch gewiss schon hungrig nach uns ausguckte.

Als wir eben in die hohen Buchen auf dem Hungerberge kamen, schimmerte uns ein ballartig zusammengeknittertes Stück Papier entgegen. Wir hoben es auf, lösten es auseinander und **kernten\*** — wer beschreibt unsern freudigen Schreck? — einen blanken halben Gulden aus dem Papierball. Wir waren so starr, dass wir **uns nicht vom Flecke rühren konnten\***. Ein blanker halber Gulden? War das nicht Blendwerk? Oder sollte der Kuckuck...? Ein halber Gulden — das war in unsern Augen, in denen schon ein Heller als ein bedeutendes Vermögen galt, ein unmäßig großes Kapital. Ein blanker halber Gulden! „Oh — oh, nun haben wir das ganze Jahr viel Geld!!“ schrieen wir, ganz unsinnig vor Freude. „Hurra! Hurra!! — Was wird der Vater für Augen machen, wenn wir ihm den kostbaren Fund zeigen? Ganz gewiss wird er die Axt in den obersten Baumwipfel werfen und mit uns singen und springen. Und dann die Mutter — na, die wird eine Stunde dastehen und das unverhoffte Glück ganz und gar **nicht zu fassen wissen\***. Ein halber Gulden — ei, das ist ja gerade so viel, dass wir zwei große Brote dafür kaufen können. O Mutter, Mutter, was wirst du froh sein! Juh-huh Kuckuck! Juch Kuckuck! Juh-huh Kuckuck!“

So schrieen und jauchzten wir, bis wir auf den Hau kamen. Glühend wie Backofenkohlen zeigten wir dem Vater unsern Fund. Seine Augen leuchteten auf; aber die Axt flog nicht in den Baumwipfel-Kinder“, sagte er nach einer Minute stillen Bedenkens, „lasst euch vom Herrn Kuckuck nicht die Augen verblenden! Er ist **ein loser Schelm\***, berückt die Leute gern und **führt sie an der Nase herum\***. Denkt nur nicht, dass der Kuckuck sich was aus unserer Arbeit macht und deswegen mit halben

Gulden um sich wirft! Auch ist der halbe Gulden nicht euer eigen, er ist gefunden – der Kuckuck wird euch was prusten!" Der Vater nahm den Gulden in die Hand, betrachtete ihn noch einen Augenblick und wickelte ihn sorgfältig wieder ein. „Glaubt mir, Kinder, es nützt uns nichts, und es hängt gewiss ein gramvolles Herz daran! Denkt mal, andere hätten ihn gefunden — hätte ich ihn wohl wiedergekriegt?"

Als er das Geldstück so wohlgeborgen hatte, dass es nicht wieder verloren gehen konnte, eilte er flugs davon und verschwand zwischen den Bäumen, und als er nach einer kurzen Weile wiederkam, hatte er einen dicken Arm voll Reisig und den ganzen Kittel, den er wie eine Schürze aufgenommen, voll blanker Späne. Und dann lief er noch dreimal fort und kam jedes Mal reisig- und spanbelastet zu uns zurück.

Unser Vater wollte es ihm verwehren; wir Kinder hätten junge Beine und könnten uns das Holz selber zusammensuchen. Der Hanschristophvetter hörte nicht danach, und so kriegten wir schönere Trachten als alle andern Kinder, die heute aus dem Holze gingen. In der Freude merkten wir kaum, wie schwer wir zu tragen hatten. Wir ruhten einmal mehr und brachten nicht nur das Holz, sondern auch die Glückseligkeit nach Hause.

## **KLABAUTZ**

*Herta Crandt*

Peter ist ein Junge, zwölf Jahre alt, weißblond und helläugig, irgendwoher aus der östlichen Ebene. Sein Vater fiel in Finnland, Mutter und Brüder hat eine Bombe unter den schweren Backsteinen des Elternhauses begraben. Da auch die Pferde und alle sieben Rinder ums Leben kamen, blieb ihm niemand als Klabautz, der Hund, mit dem er nun **tagein, tagaus\*** nach Westen wandert.

Er hätte sich anderen Vertriebenen anschließen oder in das große Unterkunftsager gehen können, aber nirgends wollten sie von seinem Klabautz etwas wissen. „**Das schäbige Vieh!** \*" sagten sie, „wo wir so schon nicht satt werden, jagt ihn zum Teufel!"

Peters rissige Hand umklammert das **Halsband\*** des Hundes mit solcher Gewalt, dass die Knöchel weiß werden, und er bekommt so schmale, blanke und scharfe Augen, wie sie nur ein Junge bekommen kann, dem das Schicksal keine andere Wahl lässt, als zugrunde zu gehen oder — trotz seiner zwölftehalb Jahre — ein Mann zu werden.

Der Westwind fegt mit großen Böen über das offene Land, reißt heulend an den leeren Pappeln und wirft **ganze Fuder\*** großflockigen Schlackerschnees auf die ohnehin schon grundlosen Wege. Allmählich dann schiebt sich das niederträchtige Gepuste nach Osten herum und pfeift nun tagelang steif und bohrend vor Kälte hinter den Wandernden her. Die Straßen gefrieren hart wie Glas, und wo Peters Wollmütze aufhört, brennt es manchmal, als ziehe ihm einer die **Peitschenschnur\*** über den Nacken.

Die Füchse haben Gruben, und die Vögel haben Nester... Woher ihm nur solche Worte jetzt kommen? Wo standen sie doch? In der Bibel natürlich. Ja, und der sie einstens sagte, „hatte selber nicht, wo er sein Haupt konnte hinlegen“. Hm, wirklich sonderbare Worte, sehr fern und doch vertraut. Aber was hilft ihm das alles jetzt? Er muss weiter.

In der Dämmerung kommen sie in ein Dorf, kriegen eine Suppe und ein Heulager, manchmal auch ein Bett in einer warmen Kammer. Peter erzählt seine Geschichte, ganz kurz, nur grad so viele Worte, wie unumgänglich notwendig sind, sich auszuweisen und zu danken für Bewirtung und Herberge.

„Und nun willst du also zu Onkel Theodor an den Rhein“, sagt die Wirtin kopfschüttelnd. „Warum aber mit dem **elenden Köter\***, wirst doch selber nicht satt?“

Peter blickt aus seinen hellen Augen einmal rasch zu ihr auf und kriegt einen ganz schmalen und einsamen Mund.

„Die anderen sind alle tot“, sagt er knapp, nimmt Klabautz wieder am Halsband und kriecht in das Heulager. Der Sturm rüttelt an den Ziegeln des Hofes, die beiden aber haben es warm, und unten im Stalle hören sie die Kühe gemächlich schnaufen.

Am Morgen kriegen sie noch mal was Warmes in den Leib und auch eine Ecke Brot für den Weg. So geht es viele Tage. Der Wind lässt nach, aber das Schneetreiben hält an. Die Welt wird ganz weiß und ganz still, und manchmal finden sie kaum noch weiter durch die hohen Schneewehen auf den endlosen flachen Straßen.

„Kannst mitfahren, **Bengel**\*!“ so ruft ein Autofahrer, der die beiden verlorenen Gestalten langsam über die Kreuzung ziehen sieht. „Aber das Gespenst von einem Hund musst du draußen lassen!“

„Danke“, winkt Peter ab, und als der gutmütige Fahrer sie dann doch beide auflädt und sie an die hundert Kilometer warm und geborgen dahinfliegen, taut in dem verbissenen Jungengesicht ein Lächeln auf und lässt das Kind darin sichtbar werden, den Knaben, der gern noch ein wenig geträumt hätte, wäre das Leben nicht so arg mit ihm verfahren.

Später marschieren sie weiter. Das Land erhebt sich hier und da ein paar hundert Meter. Die Straße klettert und fällt. Wälder rücken heran, stehen stumm und feierlich auf den Hügeln und verlieren sich wieder am **Himmelsrand**\*.

Alles ist anders als zu Hause, die Flüsse, die Fluren, die breitwölbigen Bäume und die Sprache der Menschen; ja, selbst die Stimmen der **Wasseramsel**\* und des Raben am verharschten Feldrain klingen unsagbar fremd. Aber sie dürfen nicht zurückblicken, sie dürfen kein Heimweh haben. Dort unter den blaugrauen Abendwolken liegt irgendwo der Rhein.

Die Füchse haben Höhlen, und die Vögel haben Nester, aber des Menschen Sohn... Ach, was sollen ihnen jetzt die **Bibelsprüche**\*. Peter will gar nicht mehr daran denken. Des Menschen Sohn ist fortgegangen von der Welt, sehr weit fort, sonst irrten sie jetzt nicht hier auf den Straßen umher, sie und vieltausend andere.

Obwohl sie die Städte meiden und tagsüber auch den Dörfern aus dem Wege gehen, werden sie viele Male angerufen und ausgefragt. Peter muss das Schriftstück vorzeigen, das ihm der Herr Pfarrer daheim ausgestellt und gestempelt hat. Danach gibt es immer das gleiche: **Kopfschütteln**\*, Achselzucken. Manch einer fährt sich hastig mit der

Hand über die Augen und fängt in seinen Taschen zu kramen an. Da, ein Kanten Brot, ein paar Äpfel.

Zeiten sind das, Zeiten! **Der Herr erbarme sich\***!

Wozu aber der Hund, dieses gräuliche Tier?

Hungern macht nicht schön und frieren auch nicht, denkt Peter, sagt aber nichts, denn so viel sollte der Mensch doch heutzutage wissen. Früher war Klabautz der schönste Schäferhund des ganzen **Kirchspiels\***. Früher — als sie noch im Dorfsee miteinander um die Wette schwammen und auf der sonnigen Hofstatt spielten, die Brüder, Klabautz und er. Na ja, das wird er keinem **auf die Nase binden\***. Der eine aber, der es wagen will, nach dem Hund zu schlagen, lässt den Arm doch wieder sinken, denn die Augen unter dem weißblonden Haarwirbel haben einen so merkwürdig fertigen und wissenden Blick, dass es am Ende kein Vergnügen ist, von ihnen so hart und nahe angeblitzt zu werden. — Mach, dass du weiterkommst mit deinem ruppigen Köter!

Nach dem Auf und Ab der waldigen Hügel wird das Land wieder eben, und die Winde schmecken seltsam nach Feuchtigkeit. Kopfweiden säumen die Wiesen, unterm **Erlenhorst\*** glitzert das Eis. Der Winter, der mittlerweile ein wenig zu schlummern schien, erwacht noch einmal mit all seiner Härte und Herrlichkeit. Die Nebel über der Niederung gerinnen zu flimmernden Kristallen, klagend fahren die hungrigen **Dohlen\*** vom **Wegrand\*** auf...

Dort stehen die Dächer eines Dorfes am Himmelsrand. Dort wohnt Onkel Theodor. Und nun — keine ganze Wegstunde mehr vom Ziel — geschieht das Seltsame, dass Peter den Mut verliert. Alle die mühseligen **Wandertage\*** waren schwer und doch wieder einfach zu bestehen. **Es kam alles auf einen selber an\***, auf die eigene Kraft, den eigenen Mut. Nun aber soll man sich einem in die Hände geben, von dem man nichts weiter weiß, als dass er Mutters Namen trägt. Vielleicht zieht er ein Gesicht, wenn er den zerlumpten Jungen sieht, vielleicht hebt er einen Stein gegen Klabautz wie jüngst der Bauer im Rhöntal.

Wir wollen in der Scheune dort übernachten, Klabautz, und morgen erst zu Onkel Theodor gehen, bei Tage macht es sich besser.

Die Scheune hat nur wenig Stroh und große, undichte Fugen, zu denen die Kälte gleich blanken Messern hineinfährt. Mit der warmen Abendsuppe wird es nun auch nichts, und sie hätte den schmerzenden Gliedern wahrhaftig gut getan.

Die Füchse haben Höhlen, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester. Peter möchte gerne beten, doch er hat es so lange nicht mehr getan, dass er nun keinen Anfang findet. Nur immer dieselben Worte wollen ihm auf die Lippen: „Aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt kann hinlegen. Des Menschen Sohn..." Und auf einmal will es Peter scheinen, als erfasse er die wunderlichen Worte zum ersten Male ganz innen in seinem Herzen, als werde es von diesen Worten ganz hell und ganz warm in der zugigen Scheune, und er sei gar nicht mehr allein. Da sind viele, viele, die gleich ihm unterwegs sind, heimatlos und ausgewiesen, Tausende und Tausende. — Oder ist es am Ende nur Einer? Der Eine Wunderbare, dem Himmel und Erde gehörten, und der dennoch nicht hatte, wo Er sein Haupt konnte hinlegen? Ist es des Menschen Sohn, der Heimatlosen Heimat, der Ausgewiesenen Zuflucht? Einstmals, heute und immerdar?

Die Füchse haben Höhlen, die Vögel haben Nester... Und wir? Wie war das doch? Vater unser...

Ach, nun schläft er wahrhaftig in all der Kälte und Verlorenheit, zusammengerollt wie ein Igel, die Hände vor der schneidenden Kälte in den **Achselhöhlen\*** vergraben. Ein helles, knäbliches Lächeln in dem mageren Gesicht.

Nur Klabautz ist nicht zufrieden mit diesem windigen Quartier. Der gute, gehorsame Klabautz, der sich auf mancher vereisten Straße die Pfoten wundlief, ohne zu murren. Winselnd rennt er umher, fährt seinem Herrn mit der kalten Schnauze ins Gesicht und scharrt bald hier, bald dort in dem dürftigen Strohlager. In der zehnten Stunde, als das kreidige Mondlicht durch die Ritzen hereinkriecht und das alte Gebälk der Scheune im Frost zu knistern beginnt, heult er laut und springt gegen die **Lattentür\***, bis er schließlich ins Freie findet. Einen Augenblick noch wittert er zögernd gegen den Wind und trabt dann entschlossen davon.

Wie er im Dorfe aufheult, kläfft und scharrt, treten die Bauern an den Torweg, lauschen kopfwiegend und gruseln sich. Nur der Ratsdiener, der Hanschmidt, und später auch der Bürgermeister wagen sich an das erregte Tier heran. Nachher fällt es dem **Briefträger\*** ein, dass er gegen Ende seines Bestellganges dem klapperdürren Burschen da schon begegnet sei. Und ein Junge ist dabei gewesen, so ein halbwüchsiges Kerlchen in abgerissenen Stiefeln. Draußen auf der Rheinstraße war es, nicht weit von der alten **Feldscheune\***. — Himmel noch mal! —

Als die Männer den Jungen vom **Strohlager\*** ziehen, taumelt er erst ein paar Schritte und sinkt dann stöhnend in sich zusammen. Meine Füße, klagt er, ich habe ja gar keine Füße mehr.

So ist es denn gut, dass sie die Bahre mitgenommen haben und auch die Flasche mit dem heißen Kaffee, die Hanschmidt Theodor beim **Weggehen\*** noch zu sich steckte.

Still tragen die Männer den weißblonden Jungen in ihr Dorf. Unter ihren Schritten knirscht der Schnee, und im schwankenden **Lichtkegel\*** der Laterne trottet Klabautzens Schatten **ungefüge\*** voran.

„Wir wollen ihn gleich bei uns in die gute Stube bringen“, sagt Hanschmidt Theodor, der am **Dorfeingang\*** wohnt. Er hat doch immer noch die besten und raschesten Einfälle, der Theodor, obwohl er ja auch nicht mehr der lustige Alte ist, seit sein Junge in Flandern blieb. Und als sie nachher in Hanschmidts guter Stube auf den Doktor warten und der Bürgermeister inzwischen das gestempelte **Schriftstück\*** aus Peters Tasche zieht und liest, da ist Theodor auch der erste, der den Mund wieder zukriegt und gar nicht einmal so sehr erstaunt darüber scheint, dass für den, der nach Westen ging, um zu sterben, nun einer aus Osten kommt, um zu leben.

„**Kinner, Kinner\*!**“ sagt er bloß ein bisschen verlegen. Dann nimmt er die Pelzmütze von seinem dicken **Bauernschädel\*** und tritt einen Schritt näher zu dem Jungen hin.

Peter hat die Augen offen, helle, wachsamen Augen, die erst den Mann eine Weile unerbittlich mustern und dann zu Klabautz zu-

rückkehren, der struppig und armselig, aber aufrecht wie eine **Zinnfigur**\* neben der Bahre sitzt.

„Wir zwei sind übrig geblieben, Onkel Theodor, Klabautz und ich.“ Damit faltet er die Hände und schließt übermüdet die Lider.

„So, so, hm, hm, Klabautz und du. Na, dann will ich mal die Mutter rufen.“

Und während Theodor aus der Stube stolpert, nehmen auch die anderen ungeschickt und langsam ihre Mützen ab und räuspern sich und wissen nichts zu sagen.

## **WOLFSABENTEUER ZWEIER KNABEN**

*Paul von Gicyck*

Es ist nun mehr als fünfzig Jahre her, da besuchte ich in unserem ostpreußischen Städtchen die oberste Klasse der Lateinschule. Es war um Weihnachten, und ein bitterkalter Winter hatte früher als sonst das Land mit seiner Schneedecke verhüllt und alle Seen und Flüsse zufrieren lassen. Auch der große See, an dem meine **Vaterstadt**\* liegt, hatte sich bald mit spiegelglattem Eise bedeckt, und trotz des scharfen Frostes tummelten sich an allen freien Nachmittagen die Schüler des Ortes auf der weiten Fläche.

An einem freien Mittwochnachmittag hatte unser Lehrer, ein noch junger Mann und vorzüglicher Turner, die besten Schlittschuhläufer seiner Klasse zu einem Ausflug nach einem mehr als zwei Meilen entfernten Seedorfe eingeladen. Pünktlich um zwei Uhr fanden wir uns alle am Ufer ein, schnallten unsere Eisen an, und nun ging es hinaus auf die glitzernde, sonnenbeschienene Fläche.

Als eine ganz besondere **Vergünstigung**\* war mir gestattet worden, auch meinen jüngeren Bruder Eduard, der eine andere Klasse besuchte, zu der Partie mitzunehmen. Wir hielten uns immer zusammen, und er zeigte sich an diesem Tage uns älteren Knaben an Ausdauer und Gewandtheit völlig gewachsen. Es war ein herrliches Laufen. Der Wind stand uns im Rücken, und wir schwebten über das Eis dahin, als hätten

wir Flügel. Einige Jungen breiteten ihre Überzieher mit den Armen aus und flogen, ohne einen Fuss zu rühren, mit Windeseile dahin. Der Horizont erweiterte sich: rechts und links von dem See breiteten sich tiefe, weite Forsten aus, deren **Tannen- und Kiefernzweige\*** grau von kleinen Eisnadeln schimmerten.

Die Sonne war noch nicht gesunken, als wir bereits den Kirchturm unseres Bestimmungsortes auftauchen sahen, und es dauerte nicht lange, da **schössen\*** wir an der großen, bewaldeten Insel vorüber, die mitten im See gegenüber dem Dorfe lag. Fröhliches Hundegebell empfing uns, und die Abendsonne spiegelte sich in den Scheiben des ansehnlichen Wirtshauses, das nicht weit von unserm Landungsplatz stand. Hier wollten wir rasten, um eine Tasse Kaffee zu trinken und die berühmten Waffeln zu kosten, die von der Frau Wirtin an solchen Nachmittagen frisch gebacken wurden. Bald saßen wir alle in dem wohlgeheizten Gastzimmer und überließen uns mit unserem fröhlichen jungen Lehrer allerlei heiteren Gesprächen und Scherzen. Die alte freundliche Hausfrau freute sich unserer Lustigkeit, trat an unsern Tisch heran, schüttelte uns die Hand und sagte dann: „Die jungen Herren sollen sich nur **in acht nehmen\***, es sind wieder Wölfe in der Nähe gesehen worden.“

Uns machte das wenig Sorge. Wir wussten genau, dass selbst hungrige Wölfe eine Schar von zehn oder zwölf mit Stöcken bewaffneten jungen Burschen schwerlich angreifen würden. Aber unser Lehrer, der die Sache ernster auffassen mochte, mahnte doch zeitiger als sonst zum Aufbruch. Alles eilte zur Landungsbrücke, und nun wurden die Schlittschuhe zur Rückfahrt wieder angeschnallt.

Wir wollten eben aufbrechen, da sagte Eduard zu mir: „Paul, jetzt ist mir der Riemen an dem rechten Schlittschuh gerissen, was machen wir nun?“ — „Lauf nur schnell hinauf ins Wirtshaus, die Frau wird dir gewiss einen Riemen geben können“, erwiderte ich. Eduard eilte hinauf und kam bald mit einem neuen Riemen zurück, der auch ganz vortrefflich für seinen Schlittschuh passte. Inzwischen waren aber unsere Gefährten bereits **aufgebrochen\*** und mehrere hundert Schritt vorausgelaufen. Das war an und für sich keine große Entfernung, und wenn wir uns tüchtig

angestrengt hätten, so würden wir sie bald eingeholt haben. Uns aber kam es ganz besonders poetisch und schön vor, so allein durch die schweigende Dämmerung dahinzugleiten. Die Richtung kannten wir genau. Die Sonne war als glühendroter Ball im Nebel des westlichen Horizonts untergegangen. Hoch oben stand bereits im Blauen die feine silberne Sichel des zunehmenden Mondes, und bald flimmerte auch hier und da ein Stern an dem wolkenlosen **Firmament**\*. Es war bitterkalt, und der Wind war gänzlich eingeschlafen. Jetzt passierten wir den äußersten Zipfel der schwarzen Insel zur Linken; da vernahmen wir einen eigentümlichen, langgezogenen, heulenden Laut, der uns, ohne dass wir uns bereits klar waren, was er bedeutete, erbeben machte.

Es dauerte nicht lange, so erklang dieser Laut zum zweiten Male und lief in ein heulendes Gebell aus. „Das waren Wölfe!“ sagte Eduard, und ich wusste, dass er recht hatte.

Jetzt schauten wir nach unsern Gefährten aus, bemerkten sie aber nur als einen fernen, dunklen Punkt auf der weißen Fläche des Sees. Wir strengten alle Kraft an und schossen nur so über das Eis dahin. Bald darauf sahen wir links von uns auf dem Eise in ziemlicher Entfernung etwas Dunkles daherlaufen wie einen großen Hund, und bald ertönte hinter uns, diesmal aber von zwei Seiten, das langgezogene, furchtbare Geheul. Wir hatten beide schwere Stöcke, vorn mit einer eisernen Spitze, und wir würden uns wohl getraut haben, einen einzelnen Wolf damit zu Boden zu schlagen. Nun aber wussten wir, dass ihrer mehrere auf unsern Fersen waren. Wir dachten daran, nach unsern Gefährten zu rufen; aber es war keine Aussicht vorhanden, dass sie uns bei der großen Entfernung hätten hören können.

Wir strengten also unsere Kraft aufs äußerste an und flogen blitzschnell über das Eis dahin. Uns schien es auch, als ob die Entfernung zwischen dem Tiere, das links von uns über das Eis lief, nicht geringer wurde. Da hörten wir plötzlich gar nicht weit hinter uns abermals das Geheul. Wir sahen uns um, und es schien uns, als ob noch einige schwarze Tiere daherkämen. Bis zu unserer Vaterstadt hatten wir, das war uns klar, gewiss noch eine Stunde Wegs zurückzulegen. Aber weit näher

musste rechts am Seeufer eine größere Dorfschaft liegen, die wir im besten Falle in einer Viertelstunde zu erreichen hoffen durften. Rasch entschlossen wandten wir uns also nach rechts und bemerkten auch nach einigen Minuten fernen Lichtschein und die Umrisse von Häusern und Bäumen am Seeufer. Jetzt galt es, **alle Kraft daran zu setzen\***, um unseren Verfolgern zu entinnen. Wir hatten unsere **Wendung\*** ziemlich plötzlich gemacht und waren, als wir uns wieder umblickten, erstaunt, den Wolf, der zu unserer Linken gelaufen war, in viel weiterer Entfernung daherkommen zu sehen. Er hatte uns augenscheinlich die kurze Wendung nicht nachmachen können und war eine Strecke weit auf dem spiegelglatten Eise weggerutscht, ehe er zu unserer Verfolgung umwenden konnte. Das bemerkten wir und schöpften aus diesem Umstand neue Hoffnung für unsere Rettung. Während wir mit keuchendem Atem dahinstürmten und jeder Nerv aufs äußerste gespannt war, um den wilden Bestien zu entfliehen, empfanden wir beide kaum ein Gefühl der Angst. Wir hatten wirklich nicht Zeit, uns zu fürchten.

Inzwischen fing diese äußerste Anspannung unserer Kräfte an, uns zu ermüden. Wir keuchten, und Eduard sagte zu mir: „Glaub mir, Paul, lange kann ich es nicht mehr aushalten.“ Auch mir war zumute, als ob ich über einen Strohalm hätte stolpern können, und die Knie zitterten mir. Aber jetzt hieß es auszuhalten, jetzt waren uns die Wölfe wieder beträchtlich näher gekommen, und als wir uns umblickten, bemerkten wir mit Schrecken das Funkeln ihrer grünlichen Augen. Ich rief Eduard zu: „Wir müssen wieder eine Wendung machen!“ Blitzschnell bogen wir links ab und hatten die Freude, zu beobachten, wie die Wölfe, drei große Bestien, wenigstens dreißig Schritt weit auf der glatten Fläche vom Wege abglitten. Wir gewannen dadurch einen guten Vorsprung und wiederholten die Versuche mehrmals mit demselben Erfolg.

Jetzt konnte man bereits die erleuchteten Fenster des Dorfes sehen; ja, man vernahm schon den **Hammerschlag\*** des Schmiedes und sah die rote Glut aus **der Esse\*** emporschlagen. Da erhoben wir unsere Stimmen und schrieten aus Leibeskräften um Hilfe. Aber noch immer trennten uns mehrere hundert Schritt vom Ufer.

In gerader Linie sausten wir darauf los. Da schrie plötzlich mein Bruder: „Um Gottes willen! Paul, wir sind verloren! Vor uns ist das Eis aufgehauen!“ — Es war so. An den hier und da auf dem Eise liegenden Schollen sahen wir, dass hier die Fischer die Eisdecke aufgehauen hatten, um ihre Netze hinabzulassen. „Jetzt ist unser letztes Stündlein gekommen“, der Gedanke fuhr mir blitzschnell durch den Kopf. — Da kam mir ein rettender Gedanke. Bis auf zwanzig Schritt hatten wir uns den Eisschollen genähert. Die Wölfe waren nicht mehr dreißig Schritt hinter uns. „Links um! Am Wasser entlang!“ rief ich dem Bruder zu und wandte mich, so kurz als es mir möglich war. Das war unsere Rettung. Auch in diesem Falle vermochten die Wölfe in ihrem raschen Lauf auf der glatten Fläche nicht festen Fuß zu fassen. Sie schossen gleitend und rutschend ganz nahe an uns vorüber und flogen an den Schollen vorbei in die offene **Wasserfläche\***, die nur von einer ganz dünnen, unter ihrer Last zusammenbrechenden Eisdecke bedeckt war. Wir vernahmen noch ihr Heulen und Prusten, waren dann aber in einer Minute an der offenen Stelle vorbei und an der **Landungsbrücke\***, wo uns bereits einige Fischer, die durch unser Rufen, aufmerksam geworden waren, und einige laut kläffende Hunde, die die Wölfe witterten, erwarteten.

Wie uns die Leute aufnahmen, wie sie die zu Tode Erschöpften, die gänzlich außerstande waren, sich mit ihren zitternden Händen die Schlittschuhe zu lösen, in ein warmes, hell erleuchtetes Zimmer mehr trugen als führten, davon habe ich kaum eine Erinnerung behalten.

Ich habe in meinem späteren Leben manchen Strauß mit wilden Bestien zu bestehen gehabt, aber in größerer **Lebensgefahr\*** bin ich als Jäger niemals auf irgendeinem **Streifzuge\*** in der Fremde gewesen.

## DIE VERLEUMDUNG\*

*Gottfried Keller*

Ich saß einst hinter dem Tisch, mit irgendeinem Spielzeuge beschäftigt, und sprach dazu einige unanständige, höchst **rohe Worte\*** vor mich hin, deren Bedeutung mir unbekannt war und die ich auf der

Straße gehört haben mochte. Eine Frau saß bei meiner Mutter und plauderte mit ihr, als sie die Worte hörte und meine Mutter aufmerksam darauf machte. Sie fragten mich mit ernster **Miene\***, wer mich diese Sachen **gelehrt\*** hätte, insbesondere die fremde Frau drang in mich, worüber ich mich verwunderte, einen Augenblick nachsinnend, und dann den Namen eines Knaben nannte, den ich in der Schule gesehen hatte. Sogleich fügte ich noch zwei oder drei andere hinzu, sämtlich Jungen von zwölf bis dreizehn Jahren und einer **vorgerückteren\*** Klasse meiner Schule angehörig, mit denen ich aber kaum noch ein Wort gesprochen hatte. Einige Tage darauf behielt mich der Lehrer zu meiner Verwunderung nach der Schule zurück sowie jene vier angegebenen Knaben, welche mir wie halbe Männer vorkamen, da sie an Alter und Größe mir weit **vorgeschritten waren\***. Ein geistlicher Herr erschien, welcher gewöhnlich den Religionsunterricht gab und sonst der Schule **vorstand\***, setzte sich mit dem Lehrer an einen Tisch und hieß mich neben ihn sitzen. Die Knaben hingegen mussten sich vor dem Tische in eine Reihe stellen und **harrten der Dinge\***, die da kommen sollten. Sie wurden nun mit feierlicher Stimme gefragt, ob sie gewisse Worte in meiner Gegenwart **ausgesprochen\*** hätten; sie wussten nichts zu antworten und waren ganz erstaunt. Hierauf sagte der Geistliche zu mir: „Wo hast du die bewussten Dinge gehört von diesen Buben?“ Ich war sogleich wieder **im Zuge\*** und antwortete unverweilt mit trockener Bestimmtheit: „Im Brüderleinsholze!“ Dieses ist ein Gehölz, eine Stunde von der Stadt entfernt, wo ich in meinem Leben nie gewesen war, das ich aber oft nennen hörte. „Wie ist es dabei zugegangen, wie seid ihr dahin gekommen?“ fragte man weiter. Ich erzählte, wie mich die Knaben eines Tages zu einem Spaziergang überredet und in den Wald hinaus mitgenommen hätten, und ich beschrieb mit merkwürdiger Wahrheit die Art, wie etwa größere Knaben einen kleinern zu einem mutwilligen **Streifzuge\*** mitnehmen. Die Angeklagten gerieten außer sich und beteuerten **mit Tränen\***, dass sie teils seit langer Zeit, teils gar nie in jenem Gehölze gewesen seien, am wenigsten mit mir! Dabei sahen sie mit erschrecktem Hasse auf mich, wie auf eine böse Schlange, und wollten

mich mit Vorwürfen und Fragen **bestürmen\***, wurden aber zur Ruhe gewiesen und ich aufgefordert, den Weg anzugeben, welchen wir gegangen. Sogleich lag derselbe deutlich vor meinen Augen, und **angefeuert\*** durch den Widerspruch und das Leugnen eines Märchens, an welches ich nun selbst glaubte, da ich mir sonst auf keine Weise den wirklichen Bestand der gegenwärtigen Szene erklären konnte, gab ich nun **Weg und Stege\*** an, die an den Ort führen, und nannte hier ein Dorf, dort eine Brücke oder eine Wiese. Ich kannte dieselben nur vom flüchtigen Hörensagen, und obgleich ich kaum darauf gemerkt hatte, stellte sich nun jedes Wort zur rechten Zeit ein. Ferner erzählte ich, wie wir unterwegs Nüsse heruntergeschlagen, Feuer gemacht und gestohlene Kartoffeln gebraten, auch einen Bauernjungen jämmerlich durchgebläut hätten, welcher uns hindern wollte. Im Walde angekommen, kletterten meine Gefährten auf hohe Tannen und **jauchzten in der Höhe\***, den Geistlichen und den Lehrer mit lächerlichen Spitznamen benennend. Diese Spitznamen hatte ich, über das Äußere der beiden Männer nachsinnend, längst im eigenen Herzen **ausgeheckt\***, aber nie verlautbart; bei dieser Gelegenheit brachte ich sie zugleich an den Mann, und der Zorn der Herren war ebenso groß als das Erstaunen der vorgeschobenen Knaben. Nachdem sie wieder von den Bäumen heruntergekommen, schnitten sie große Ruten und forderten mich auf, auch auf ein Bäumchen zu klettern und oben die Spottnamen auszurufen. Als ich mich weigerte, banden sie mich an einen Baum fest und schlugen mich so lange mit den Ruten, bis ich alles aussprach, was sie verlangten, auch jene **unanständigen Worte\***. Indessen ich rief, schlichen sie sich hinter meinem Rücken davon, ein Bauer kam in demselben Augenblick heran, hörte meine unsittlichen Reden und **packte mich bei den Ohren\***. „Wart, ihr bösen Buben!“ rief er, „diesen hab ich!“ und hieb mir einige Streiche. Dann ging er ebenfalls weg und ließ mich stehen, während es schon dunkelte. Mit vieler Mühe riss ich mich los und suchte den Heimweg in dem dunklen Wald. Allein ich verirrte mich, fiel in einen tiefen Bach, in welchem ich bis zum Ausgange des Waldes teils schwamm, teils watete, und so, nach Bestehung mancher Gefährde, den rechten Weg fand. Doch wurde ich noch von einem großen Ziegenbocke

angegriffen, bekämpfte denselben mit einem rasch ausgerissenen Zaunpfahl und schlug ihn in die Flucht.

Noch nie hatte man in der Schule eine solche **Beredsamkeit\*** an mir bemerkt wie bei dieser Erzählung. Es kam niemand in den Sinn, etwa bei meiner Mutter anfragen zu lassen, ob ich eines Tages durchnässt und nächtlich nach Hause gekommen sei. Dagegen brachte man mit meinem Abenteuer **in Zusammenhang\***, dass der eine und andere der Knaben nachgewiesenermaßen die Schule geschwänzt hatte, gerade um die Zeit, welche ich angab. Man glaubte meiner großen Jugend sowohl wie -meiner Erzählung; diese fiel ganz unerwartet und unbefangen aus dem blauen Himmel meines sonstigen Schweigens. Die Angeklagten wurden unschuldig verurteilt als verwilderte bösertige junge Leute, da ihr hartnäckiges und einstimmiges Leugnen und ihre gerechte Entrüstung und Verzweiflung die Sache noch verschlimmerten; sie erhielten die härtesten Schulstrafen, wurden einige Wochen lang auf die Schandbank gesetzt und überdies noch von ihren Eltern geschlagen und eingesperrt.

## **DAS NACHTPFAUENAUGE\***

*Hermann Hesse*

Das Schmetterlingssammeln fing ich mit acht oder neun Jahren an und trieb es anfangs ohne besonderen Eifer wie andere Spiele und **Liebhabereien\*** auch. Aber im zweiten Sommer, als ich etwa zehn Jahre alt war, da nahm dieser Sport mich ganz gefangen und wurde zu einer solchen Leidenschaft, dass man ihn mir mehrmals meinte verbieten zu müssen, da ich alles andere darüber vergass und versäumte. War ich auf dem **Falterfang\***, dann hörte ich keine Turmuhr schlagen, sei es zur Schule oder zum Mittagessen, und in den Ferien war ich oft, mit einem Stück Brot in der **Botanisierbüchse1\***, vom frühen Morgen bis zur Nacht draußen, ohne zu einer Mahlzeit heimzukommen.

Ich spüre etwas von dieser Leidenschaft noch jetzt manchmal, wenn ich besonders schöne Schmetterlinge sehe. Dann überfällt mich für Augenblicke wieder das namenlose, gierige **Entzücken\***, das nur Kinder empfinden können und mit dem ich als Knabe meinen ersten **Schwabenschwanz\*** beschlich. Und dann fallen mir plötzlich ungezählte Augenblicke und Stunden der Kinderzeit ein, glühende Nachmittage in der trockenen, stark duftenden Heide, kühle Morgenstunden im Garten oder Abende an geheimnisvollen Waldrändern, wo ich mit meinem Netz auf der Lauer stand wie ein Schatzsucher und jeden Augenblick auf die tollsten Überraschungen und Beglückungen gefasst war. Und wenn ich dann einen schönen Falter sah, er brauchte nicht einmal besonders selten zu sein, wenn er auf einem Blumenstengel in der Sonne saß und die farbigen Flügel atmend auf und ab bewegte und mir die Jagdlust den Atem **verschlug\***, wenn ich näher und näher schlich und jeden leuchtenden Farbfleck und jede kristallene Flügelader und jedes feine braune Haar der Fühler sehen konnte, das war eine Spannung und Wonne, eine Mischung von zarter Freude mit wilder Begierde, die ich später im Leben selten mehr empfunden habe.

Meine Sammlung musste ich, da meine Eltern arm waren und mir nichts dergleichen schenken konnten, in einer gewöhnlichen alten Kartonschachtel aufbewahren. Ich klebte runde Korkscheiben, aus Flaschenpfropfen geschnitten, auf den Boden, um die Nadeln darein zu stecken, und zwischen den zerknickten Pappdeckelwänden dieser Schachtel hegte ich meine **Schätze\***. Anfangs zeigte ich gern und häufig meine Sammlung den Kameraden, aber andere hatten Holzkästen mit Glasdeckeln, Raupenschachteln mit grünen Gazewänden und anderen Luxus, so dass ich mit meiner primitiven Einrichtung mich nicht eben **brüsten\*** konnte. Auch war mein Bedürfnis danach nicht groß, und ich gewöhnte mir an, sogar wichtige und aufregende Fänge zu verschweigen und die Beute nur meinen Schwestern zu zeigen. Einmal hatte ich den bei uns seltenen blauen Schillerfalter erbeutet und aufgespannt, und als er trocken war, trieb mich der Stolz, ihn doch wenigstens meinem Nachbarn zu zeigen, dem Sohn eines Lehrers, der überm Hof wohnte. Dieser Junge

hatte das Laster der **Tadellosigkeit\***, das bei Kindern doppelt unheimlich ist. Er besaß eine kleine unbedeutende Sammlung, die aber durch ihre Nettigkeit und exakte Erhaltung zu einem Juwel wurde. Er verstand sogar die seltene und schwierige Kunst, beschädigte und zerbrochene Falterflügel wieder zusammenzuleimen, und war in jeder Hinsicht ein Musterknabe, weshalb ich ihn denn mit Neid und halber **Bewunderung hasste\***.

Diesem jungen Idealknaben zeigte ich meinen Schillerfalter. Er begutachtete ihn fachmännisch, anerkannte seine Seltenheit und sprach ihm einen Barwert von etwa zwanzig Pfennigen zu; denn der Knabe Emil wusste alle Sammelobjekte, zumal Briefmarken und Schmetterlinge, nach ihrem Geldwert zu taxieren. Dann fing er aber an zu kritisieren, fand meinen Blauschiller schlecht aufgespannt, den rechten Fühler verbogen, den linken ausgestreckt und entdeckte richtig auch noch einen Defekt, denn dem Falter fehlten zwei Beine. Ich schlug zwar diesen Mangel nicht hoch **an\***, doch hatte mir der Nörgler die Freude an meinem Schiller einigermaßen **verdorben\***, und ich habe ihm nie mehr meine Beute gezeigt.

Zwei Jahre später, wir waren schon große Buben, aber meine Leidenschaft war noch in voller Blüte, verbreitete sich das Gerücht, jener Emil habe ein Nachtpfauenaug gefangen. Das war nun für mich weit aufregender, als wenn ich heute höre, dass ein Freund von mir eine Million geerbt oder die verlorenen Bücher des Livius gefunden habe. Das Nachtpfauenaug hatte noch keiner von uns gefangen, ich kannte es überhaupt nur aus der Abbildung eines alten Schmetterlingsbuches, das ich besaß und dessen mit der Hand **kolorierte\*** Kupfer unendlich viel schöner und eigentlich auch **exakter\*** waren als alle modernen Farbdrucke. Von allen Schmetterlingen, deren Namen ich kannte und die in meiner Schachtel noch fehlten, **ersehnte\*** ich keinen so glühend wie das Nachtpfauenaug. Oft hatte ich die Abbildung in meinem Buch betrachtet, und ein Kamerad hatte mir erzählt: "Wenn der braune Falter an einem Baumstamm oder Felsen sitze und ein Vogel oder anderer Feind ihn angreifen wolle, so ziehe er nur die gefalteten dunkleren Vorderflügel

**auseinander\*** und zeige die schönen Hinterflügel, deren große helle Augen so merkwürdig und unerwartet aussähen, dass der Vogel erschrecke und den Schmetterling in Ruhe lasse.

Dieses Wundertier sollte der langweilige Emil haben! Als ich es hörte, empfand ich im ersten Augenblick nur die Freude, endlich das seltene Tier zu Gesicht zu bekommen, und eine brennende Neugier darauf. Dann stellte sich freilich der Neid **ein\***, und es schien mir **schnöde\*** zu sein, dass gerade dieser Langweiler und Mops den geheimnisvollen kostbaren Falter hatte erwischen müssen. Darum bezwang ich mich auch und tat ihm die Ehre nicht an, hinüberzugehen und mir seinen Fang zeigen zu lassen. Doch brachte ich meine Gedanken von der Sache nicht los, und am nächsten Tage, als das Gerücht sich in der Schule **bestätigte\***, war ich sofort entschlossen, doch hinzugehen.

Nach Tische, sobald ich vom Hause weg konnte, lief ich über den Hof und in den dritten Stock des Nachbarhauses hinauf, wo neben Mägdekammern und Holzverschlügen der Lehrersohn ein oft von mir beneidetes kleines Stübchen für sich allein bewohnen durfte. Niemand begegnete mir unterwegs, und als ich oben an die Kammertür klopfte, erhielt ich keine Antwort. Emil war nicht da, und als ich die Türklinke versuchte, fand ich den Eingang offen, den er sonst während seiner Abwesenheit peinlich verschloss.

Ich trat ein, um das Tier doch wenigstens zu sehen, und nahm sofort die beiden großen Schachteln vor, in welchen Emil seine Sammlung verwahrte. In beiden suchte ich vergebens, bis mir einfiel, der Falter werde noch auf dem Spannbrett sein. Da fand ich ihn denn auch: die braunen Flügel mit schmalen Papierstreifen überspannt, hing das Nachtpfauenauge am Brett. Ich beugte mich darüber und sah alles aus nächster **Nähe\*** an, die behaarten hellbraunen Fühler, die eleganten und unendlich zart gefärbten Flügelränder, die feine wollige Behaarung am Innenrand der unteren Flügel. Nur gerade die Augen konnte ich nicht sehen, die waren vom Papierstreifen verdeckt.

Mit Herzklopfen gab ich der **Versuchung\*** nach, die Streifen loszumachen, und zog die Stecknadel heraus. Da sahen mich die vier

großen merkwürdigen Augen an, weit schöner und wunderlicher als auf der Abbildung, und bei ihrem Anblick fühlte ich eine so unwiderstehliche **Begierde\*** nach dem Besitz des herrlichen Tieres, dass ich unbedenklich den ersten Diebstahl meines Lebens **beging\***, indem ich sachte an der Nadel zog und den Schmetterling, der schon trocken war und die Form nicht verlor, in der hohlen Hand aus der Kammer trug. Dabei hatte ich kein Gefühl als das einer ungeheuren **Befriedigung\***.

Das Tier in der rechten Hand verborgen, ging ich die Treppe hinab. Da hörte ich, dass von unten mir jemand entgegenkam, und in dieser Sekunde wurde mein Gewissen wach, ich wusste plötzlich, dass ich gestohlen hatte und ein gemeiner Kerl war, zugleich befiel mich eine ganz schreckliche Angst vor der Entdeckung, so dass ich instinktiv die Hand, die den Raub umschlossen hielt, in die Tasche meiner Jacke steckte. Langsam ging ich weiter, zitternd und mit einem kalten Gefühl von **Verworfenheit und Schande\***, ging angstvoll an dem heraufkommenden Dienstmädchen vorbei und blieb an der Haustür stehen» mit klopfendem Herzen und schwitzender Stirn, fassungslos und vor mir selbst erschrocken.

Als bald wurde mir klar, dass ich den Falter nicht behalten könne und dürfe, dass ich ihn zurücktragen und alles nach Möglichkeit ungeschehen machen müsse. So kehrte ich denn, trotz aller Angst vor einer Begegnung und Entdeckung, schnell wieder um, sprang mit Eile die Stiege hinan und stand eine Minute später wieder in Emils Kammer. Vorsichtig zog ich die Hand aus der Tasche und legte den Schmetterling auf den Tisch, und ehe ich ihn wieder sah, wusste ich das Unglück schon und war dem Weinen nah, denn das Nachtpfauenauge war zerstört. Es fehlte der rechte Vorderflügel und der rechte Fühler, und als ich den abgebrochenen Flügel vorsichtig aus der Tasche zu ziehen suchte, war er zerschlossen und an kein **Flicken\*** mehr zu denken.

Beinahe noch mehr als das Gefühl des Diebstahls **peinigte\*** mich nun der Anblick des schönen seltenen Tieres, das ich zerstört hatte. Ich sah an meinen Fingern den zarten braunen Flügelstaub hängen und den

zerrissenen Flügel daliegen und hätte jeden Besitz und jede Freude gern **hingegen\***, um ihn wieder ganz zu wissen.

Traurig ging ich nach Hause und saß den ganzen Nachmittag in unserem kleinen Garten, bis ich in der Dämmerung den Mut fand, meiner Mutter alles zu erzählen. Ich merkte wohl, wie sie erschrak und traurig wurde, aber sie mochte fühlen, dass schon dies Geständnis mich mehr gekostet habe als die **Erduldung\*** jeder Strafe.

„Du musst zum Emil hinübergehen“, sagte sie bestimmt, „und es ihm selber sagen. Das ist das einzige, was du tun kannst, und ehe das nicht geschehen ist, kann ich dir nicht verzeihen. Du kannst ihm anbieten, dass er sich irgendetwas von deinen Sachen aussucht als Ersatz, und du musst ihn bitten, dass er dir verzeiht.“

Das wäre mir nun bei jedem anderen Kameraden leichtergefallen als bei dem Musterknaben. Ich fühlte im voraus genau, dass er mich nicht verstehen und mir womöglich gar nicht glauben würde, und es wurde Abend und beinahe Nacht, ohne dass ich hinzugehen vermochte. Da fand mich meine Mutter unten im Hausgang und sagte leise: „Es muss heute noch sein, geh jetzt!“

Und da ging ich hinüber und fragte im untern Stock nach Emil, er kam und erzählte sofort, es habe ihm jemand das Nachtpfauenauge kaputtgemacht, er wisse nicht, ob ein schlechter Kerl oder vielleicht ein Vogel oder die Katze, und ich bat ihn, mit mir hinaufzugehen und es mir zu zeigen. Wir gingen hinauf, er schloss die Kammertür auf und zündete eine Kerze an, und ich sah auf dem Spannbrett den verdorbenen Falter liegen. Ich sah, dass er daran gearbeitet hatte, ihn wiederherzustellen, der kaputte Flügel war sorgfältig ausgebreitet und auf ein feuchtes Fließpapier<sup>3</sup> gelegt, aber er war unheilbar, und der Fühler fehlte ja auch.

Nun sagte ich, dass ich es gewesen sei, und versuchte zu erzählen und zu erklären.

Da pfiff Emil, statt wild zu werden und mich anzuschreien, leise durch die Zähne, sah mich eine ganze Weile still an und sagte dann: „So, so, also so einer bist du.“

Ich bot ihm alle meine Spielsachen an, und als er kühl blieb und mich immer noch verächtlich ansah, bot ich ihm meine ganze Schmetterlingssammlung an. Er sagte aber: „Danke schön, ich kenne deine Sammlung schon. Man hat ja heut wieder sehen können, wie du mit Schmetterlingen umgehst.“

In diesem Augenblick fehlte nicht viel, so wäre ich ihm an die **Gurgel\*** gesprungen. Es war nichts zu machen, ich war und blieb ein **Schuft\***, und Emil stand kühl in **verächtlicher Gerechtigkeit\*** vor mir wie die Weltordnung. Er schimpfte nicht einmal, er sah mich nur an und verachtete mich.

Da sah ich zum ersten Mal, dass man nichts wieder gutmachen kann, was einmal verdorben ist. Ich ging weg und war froh, dass die Mutter mich nicht ausfragte, sondern mir einen Kuss gab und mich in Ruhe ließ. Ich sollte zu Bett gehen, es war schon spät für mich. Vorher aber holte ich heimlich im Esszimmer die große braune Schachtel, stellte sie aufs Bett und machte sie im Dunkeln auf. Und dann nahm ich die Schmetterlinge heraus, einen nach dem andern, und drückte sie mit den Fingern **zu Staub und Fetzen\***.

## DER PARADIESVOGEL

*Selma Lagerlöf*

Die große schwedische Dichterin Selma Lagerlöf wurde als Kind von dreieinhalb Jahren plötzlich an beiden Beinen **gelähmt\*** und konnte nicht mehr gehen. Weil man sich von den Seebädern Heilung erhoffte, reiste die Familie im Sommer an die Westküste. Dabei trug sich eine merkwürdige **Begebenheit zu\***:

In Strömstadt bewohnte die Familie Lagerlöf ein ganz kleines Häuschen am oberen Ende der Karlstraße und fühlte sich da äußerst **behaglich\***.

Vor dem Häuschen war ein von einem Lattenzaun umgebener Baumgarten, und unter dessen schattigen Bäumen nahm man das

Frühstück und das Abendessen ein. Hinter dem Hause war noch ein kleines Stück Land, das mit Kartoffeln bepflanzt war. Unter diesem, dicht an der steilen **Berglehne\***, stand ein Hüttchen, in dem wohnte die Hauswirtin, Frau Kapitän Bergström.

Die Familie Lagerlöf hatte erfahren, dass Frau Bergström im Winter das größere Haus bewohnte, es aber während des Sommers an Badegäste vermietete und solange in der kleinen Hütte wohnte. Dort saß sie nun vom Morgen bis zum Abend zwischen großen blühenden Oleanderbäumen, und alle Tische und Wandbretter standen ganz voll der wunderbarsten Dinge aus fremden Ländern, die Kapitän Bergström mit heimgebracht hatte.

Wenn Frau Lagerlöf und Mamsell Lovisa bei ihren Freunden-Kaffee tranken und Leutnant Lagerlöf draußen beim **Makrelenfang\*** war, dann nahm die Magd Back-Kajsa ihr kleines Mädchen auf den Arm und wanderte hinauf in das Häuschen zu Frau Bergström.

Das kleine Mädchen fühlte sich bei Frau Bergström zwischen den Oleanderbäumen ganz so behaglich und **geborgen\*** wie daheim, wenn sie neben der Großmutter im Ecksofa saß. Frau Bergström konnte zwar keine Märchen erzählen; aber sie hatte eine Menge merkwürdige Dinge, die sie ihr und Back-Kajsa zeigte: große Muscheln, in denen es rauschte und sang, wenn man sie ans Ohr hielt, Porzellanmänner mit langen Zöpfen und langen Schnurrbärten, die von China stammen sollten, und zwei riesige Schalen, von denen die eine eine ausgehöhlte Kokosnuss, die andere ein Straußenei war.

Dann erzählte Frau Bergström von ihrem Mann und seinen Reisen. Die beiden Gäste erfuhren, dass der Kapitän ein großes, schönes Schiff besaß, das „Jakob“ hieß, und dass er gerade jetzt unterwegs nach St. Ybes in Portugal war, um Salz zu holen.

Back-Kajsa fragte, ob sich Frau Bergström denn ihre **Seelenruhe\*** bewahren könne, wenn doch ihr Mann da draußen auf dem gräulichen Meere **umherfahre\***? Aber Frau Bergström erwiderte, es lebe **ja doch einer, der ihren Mann beschütze\***. Sie Sorge sich, wenn er an

Bord seines Schiffes sei, nicht mehr um ihn, als wenn er durch die Straßen von Strömstadt gehe.

Gleich darauf wendete sich die gute Frau Bergström zu dem kleinen Mädchen und sagte, ihr Mann werde hoffentlich bald heimkommen; denn auf dem „Jakob“ sei etwas, was die Kleine gewiss gern sehen möchte, nämlich ein Paradiesvogel.

„Was ist denn das, ein Paradiesvogel?“ fragte es.

„Du hast doch deine Großmutter schon vom Paradies erzählen hören, Selma“, sagte Back-Kajsa.

Ja, gewiss, jetzt erinnerte sich Selma wieder daran. Gleichzeitig wurde sie sich auch bewusst, dass das Paradies mit dem lieben Gott in **Verbindung stand\***, und nun drängte sich ihr ein neuer Gedanke **auf\***: Gewiss war derjenige, welcher Frau Bergströms Mann beschützte, so dass die gute Frau unbesorgt sein konnte, ob er nun auf dem „Jakob“ oder daheim in Strömstadt umherging, niemand anders als der Paradiesvogel.

Diesen Vogel wollte Selma wirklich gern sehen. Vielleicht konnte der auch ihr helfen. Alle Leute bedauerten ja ihren Vater und ihre

Mutter, weil sie ein krankes Kind hatten. Und diese teure Reise war auch nur ihretwegen unternommen worden.

Sie hätte so gerne Back-Kajsa oder Frau Bergström gefragt, ob sie meinten, der Paradiesvogel werde etwas für sie tun; aber sie hatte das Herz nicht **dazu\***. Sie fürchtete, ausgelacht zu werden.

Aber sie vergaß das Gespräch nicht. Jeden Tag wünschte sie, der „Jakob“ möchte ankommen, damit der Paradiesvogel an Land fliegen könne.

Und siehe, wenige Tage später hörte sie, nun sei der „Jakob“ wirklich angekommen.

Das war eine große Freude für die Kleine; aber sie redete mit niemand darüber; denn für sie war es **eine hochfeierliche Sache\***. Sie dachte daran, wie ernsthaft Großmutter gewesen war, als sie von Adam und Eva erzählt hatte. Auch wollte sie Johann und Anna nichts von dem Vogel aus dem Paradiese sagen, der an Bord des „Jakob“ war und den sie bitten wollte, sie zu heilen. Nein, nicht einmal Back-Kajsa!

Doch der Vogel **ließ sich nirgends sehen\***, und das war **höchst sonderbar\***. Sooft Selma zu Frau Bergström kam, erwartete sie, ihn auf den Oleanderbäumen sitzen zu sehen, aber er war nie dort.

Kapitän Bergström war kaum einen Tag daheim, als er und Leutnant Lagerlöf auch schon **die dicksten Freunde\*** waren. Der Leutnant war schon mehrere Male draußen auf dem „Jakob“ gewesen, und es gefiel **ihm ausnehmend\*** gut dort. Nun sollte aber auch die ganze Familie sehen, wie herrlich es dort war.

Der „Jakob“ lag weit draußen in See, und sie mussten sich in ein Boot setzen und sich zu ihm hinrudern lassen. Auch war es höchst sonderbar: je näher man dem Schiffe kam, desto höher wuchs der „Jakob“ empör. Schon lag er da so steil wie ein Berg, und es schien unmöglich, dass die, die jetzt in dem kleinen Ruderboot saßen, an ihm hinaufklettern könnten.

Aber das Boot legte unter der schaukelnden **Fallreptreppe\*** an, und ein paar Matrosen des „Jakob“ sprangen ins Boot herunter, um den Besuchern beim Hinaufsteigen behilflich zu sein. Die erste, die sie ergriffen, war die kleine Kranke. Einer der Matrosen reichte sie einem seiner Kameraden hinauf, der sie die Treppe, oder wie man das Ding heißen mochte, **emportrag\*** und sie auf dem Deck des „Jakob“ niedersetzte. Dort verließ er sie, um den übrigen Gästen zu helfen, und sie blieb allein da stehen.

Sie war entsetzt; denn da war nur ein schmaler Rand des Decks, auf dem sie stehen konnte. Vor ihr öffnete sich ein großes, **gähnendes Loch\***, und in der Tiefe lag etwas Schneeweißes, das in Säcke gefüllt wurde. Das war das Salz.

Lange Zeit stand sie allein da oben, im Boote unten musste sich noch Widerstand gegen den Aufstieg erhoben haben. Niemand war zu sehen, und als sie sich **ein wenig gefasst\*** hatte, fing sie natürlich an, nach dem Paradiesvogel auszuschaun.

Zuerst schaute sie hinauf ins **Takelwerk\***. Sie hatte sich gedacht, er müsse mindestens so groß sein wie **ein Truthahn\***, und so könne es nicht schwer sein, ihn zu finden.

Aber als kein Vogel zu erblicken war, wandte sie sich an Kapitän Bergströms Kajütenjungen, der in der Nähe stand, und fragte ihn, wo denn der Paradiesvogel sei.

„Komm mit, dann darfst du ihn sehen“, sagte der Junge. Er reichte ihr die Hand, damit sie nicht in den **Laderaum**\* hinabstürzte. Dann ging er rückwärts nach der Kajütentreppe, und sie folgte ihm.

Unten in der Kajüte war es riesig fein. Möbel und Wände ringsum waren aus glänzendem **Mahagoni**\*, und da war auch richtig der Paradiesvogel.

O dieser Vogel! Er war doch wunderbarer, als Selma sich's hatte träumen lassen. Er lebte zwar nicht, stand aber doch in ganzer Größe und Pracht mit allen seinen Federn vor ihr.

Sie kletterte auf einen Stuhl und von diesem auf den Tisch. Und da setzte sie sich neben den Paradiesvogel und betrachtete seine Schönheit. Der Kajütenjunge stand daneben und zeigte ihr die langen, glänzenden, hängenden Federn. Dann bemerkte er: „Siehst du, man könnte meinen, er käme aus dem Paradies. Er hat gar keine Füße.“

Das passte sehr gut in die Vorstellung des Kindes vom Paradies, dass man dort nicht gehen müsse, sondern sich mittels zweier Flügel fortbewege, und sie betrachtete den Vogel in **tiefer Andacht**\*. Dann

faltete sie die Hände, wie wenn sie ihr Abendgebet sprechen wollte. Alsdann überlegte sie, ob der Kajütenjunge wohl wisse, dass es der Vogel sei, der den Kapitän Bergström beschütze. Aber sie wagte nicht zu fragen.

Den ganzen Tag hätte sie voll übergroßer Bewunderung so sitzen können; aber jetzt wurde sie durch lautes Rufen auf Deck **auf-gescheucht**\*. Es klang, als riefte man: „Selma, Selma!“

Gleich darauf kamen die andern eilig und eifrig in die Kajüte gelaufen, der Leutnant Lagerlöf, Back-Kajsa, Frau Bergström und Mamsell Lovisa, Kapitän Bergström, Johann und Anna. Es waren ihrer so viele, dass die ganze Kajüte voll war.

„Wie bist du hierher gekommen?“ fragten sie und sahen ganz **bestürzt und verdutzt**\* aus.

Und nun kam es auch ihr selbst zum Bewusstsein, dass sie über das Deck gegangen, die Treppe heruntergegangen, in die Kajüte gegangen war, und dass niemand sie getragen hatte.

„Komm herunter auf den Boden“, sagten sie, „damit wir sehen, ob du wirklich gehen kannst!“

Sie kroch vom Tisch auf den Stuhl und vom Stuhl auf den Boden, und als sie auf dem Boden angelangt war, konnte sie stehen und gehen.

Ach, was war das für eine Glückseligkeit! Nun war der Zweck der Reise erreicht, das kostspielige Unternehmen war nicht vergeblich gewesen! Das Kind würde kein hilfloser, unglücklicher Krüppel bleiben, sondern ein richtiger Mensch werden.

Da standen nun die Großen mit Tränen in den Augen um die Kleine herum und sagten, das herrliche Bad in Strömstadt habe die Heilung bewirkt. Sie **priesen die Luft und das Meer\*** und die ganze Stadt und waren glücklich, dass sie hierher gekommen waren.

Das kleine Mädchen aber hatte seine eigenen Gedanken. Sie fragte sich nur, ob es wirklich der Paradiesvogel sei, der ihr geholfen habe. War es das kleine Wunder mit den wehenden Schwingen, das aus dem Lande gekommen war, in dem man keiner Füße bedurfte, das sie gelehrt hatte, auf dieser Erde zu gehen, wo Füße doch etwas so sehr Notwendiges waren? .

## **JOSCHI BUMMELT DURCH DIE STADT**

*Ursula Wolfel*

Langsam drehte sich der Rasensprenger, und bei jedem Umschwung trieb der Wind den Saum der Wasserfahne über den **Zaun\***. Ein Junge stand dort, den Kopf zurückgelegt, den Ranzen schräg über der linken Schulter. Mit beiden Händen hielt er sich an den **Latten\*** fest. Manchmal, wenn ihm ein Wassertropfen aus dem strähnig-dunklen Haar in den Hemdkragen rann, schüttelte er sich und zog wie frierend die Schultern zusammen, aber er hielt sein Gesicht ganz unbewegt in die

kleinen, hellen **Regenschauer**\* und betrachtete blinzelnd den fremden Garten. Es war Mai. In den Beeten vor dem Haus blühten Schwertlilien und Akeleien, Pfingstrosen und Margeriten, und dicht neben ihm, am Zaun, der Busch mit den überhängenden Zweigen war wie mit einem Schnee von weißen Blüten bedeckt. In der Mittagsstille war nichts zu hören als das auf- und abschwellende Rauschen, wenn der Tropfenregen über die Blätter strich, und in den Bäumen hinter dem Haus hin und wieder ein leiser, leichter Vogelruf.

Da sagte eine Frau: „Hallo, du da! Guten Tag!“ Der Junge stieß sich vom Zaun ab.

„Guten Tag“, sagte er. Die Frau kniete nicht weit von ihm bei einem Beet mit abgeblühten Tulpen. Der Strauch hatte sie verdeckt. Sie fragte: „Wohnst du hier in der Nähe? Ich habe dich schon oft gesehen. Wie heißt du?“ „Joschi“, sagte er und fuhr sich mit dem Arm über das nasse Gesicht. „Gefällt dir unser Garten? Habt ihr auch einen?“ „Wir?“ fragte er. „Einen Garten?“ und schüttelte den Kopf. „Wenn ich einen Garten hätte —!“ Er kam wieder näher an den Zaun, hob beide Arme und schrieb mit gespreizten Fingern einen Halbkreis in die Luft. „Mein Garten ist anders. Wie ein Wald, wie ein Urwald. Ringsherum ist alles zugewachsen, man kann nicht von der Straße hineinsehen. In der Mitte ist eine Wiese mit Blumen, aber es gibt keinen Weg und keine Beete. Ein Bach läuft durch meinen Garten, und am Ufer wachsen solche Blumen wie diese dort.“

„**Schwertlilien**?\*“ fragte die Frau. „Aber die mögen es lieber trocken.“ „So ähnliche“, sagte Joschi. „Und dann habe ich eine Hütte in meinem Garten, nein, eigentlich zwei. Eine ist oben in einem Baum, man muss mit einer **Strickleiter**\* hinaufklettern. Dort sitze ich manchmal und lese. Die andere Hütte steht zwischen Bäumen in meinem Wald, ein kleines Blockhaus ist das. Drinnen gibt es nur ein Heulager, eine Bank und einen Tisch. Einen Ofen habe ich auch, damit ich mir etwas kochen kann. Neben der Hütte ist nämlich der Gemüsegarten, da habe ich Radieschen und Salat gepflanzt und Möhren und Erbsen, auch ein paar Kartoffeln. Meistens zünde ich den Ofen in der Hütte gar nicht an,

draußen habe ich nämlich eine Feuerstelle, nur aus Steinen, mit zwei Astgabeln, in die man den Kochtopf hängen kann. Abends ist es besonders schön in meinem Garten. Dann rauschen die Bäume, und ich sitze mit meinen Freunden am Feuer, und wir singen und erzählen uns Geschichten. Dann gehen sie nach Hause, und ich schlafe in meiner Hütte, und draußen glüht das Feuer noch ein bisschen, und ich habe keine Angst, wenn die Nachtvögel schreien. Morgens wasche ich mich am Bach und koche mir Kaffee. Dann arbeite ich in meinem Garten. Oder ich sitze oben in meinem Baumnest und lese. Aber ich habe dazu nicht viel Zeit."

„Du musst ja auch zur Schule gehen", sagte die Frau.

Sie lächelte.

„Ja", sagte er. „Natürlich."

„Und deine Eltern erlauben dir, dass du nachts ganz allein im Garten schläfst?"

„Ich habe doch gar keinen Garten", sagte Joschi. Er schnickte den Ranzen hoch, warf den Kopf in den Nacken und rannte davon. Die Frau rief ihm noch etwas nach, aber er bog schon um die Straßenecke und lief zur Autobus- | haltestelle hinunter.

An der Trinkbude kaufte er sich eine Flasche Limonade und eine kleine Packung Keks.

„Nachmittagsschule?" fragte der Mann hinter dem Schalterfenster. Joschi schüttelte den Kopf. Er setzte sich auf die Bank neben dem kleinen Holzhaus. Der Mann kam heraus und steckte neue Zeitungen in den Ständer.

„Ich dachte nur", sagte er, „weil du immer noch mit dem Ranzen herumläufst. Wohnst du hier?"

Joschi sog am Strohalm und drehte den Kopf weg.

„**Stockfisch!**\*" sagte der Mann. "Kannst du nicht antworten, wenn man dich etwas fragt?"

Joschi steckte die Kekspackung in die Hosentasche und stellte die halbleere Flasche auf die Bank. Er stand auf und sagte: „In der Schillerstraße wohne ich."

„Und was tust du hier draußen?“ fragte der Mann. „Deine Mutter wartet bestimmt schon mit dem Essen auf dich.“

„Die ist im Büro“, sagte Joschi. „Die kommt immer erst abends nach Hause.“

Er ging zur Haltestelle, schlang den Arm um den Pfahl mit dem Fahrplankästchen und **wippte\*** langsam vor und zurück.

Er fuhr bis zur Stadtmitte. In den Geschäftsstraßen war es jetzt ruhig. In einem der großen Kaufhäuser ließ er sich von der Rolltreppe bis zur Gardinenabteilung unterm Dach und wieder ins Kellergeschoß und noch einmal hinauftragen. Im Vorübergleiten sah er einen Jungen aus seiner Klasse, Gerhard, den sie den Flabes nannten, wegen seiner großen abstehenden Ohren. Er stand mit seinen Eltern bei einem Stapel Hemden, und der Vater hielt ihm etwas Grellbuntes vor die Brust. Der Flabes reckte den Kopf und betrachtete sich im Spiegel.

„Affe!“ sagte Joschi. Die Rolltreppe trug ihn weiter.

Oben in der Gardinenabteilung lief er eine Viertelstunde zwischen Stoffballen und Teppichrollen umher. Dann ging er die Treppe hinunter. Bei dem Tisch mit Hemden standen nun andere Leute. Joschi wartete, bis er an der Reihe war, dann fragte er eine Verkäuferin: „Was kostet dieses Hemd?“ und tippte dabei auf das Buntgestreifte.

Es gab viele davon, in allen Größen.

„Elfünfneunzig“, sagte sie.

Er nahm seinen Geldbeutel aus der Hosentasche und sagte: „Ich möchte es haben.“

Sie wandte sich zu einer Kundin und sagte: „Du bist noch zu klein. Du kannst nicht allein deine Kleider kaufen. Wenn dir das Hemd so gut gefällt, musst du mit deiner Mutter wiederkommen.“

„Die hat doch keine Zeit“, sagte Joschi.

Sie hörte nicht auf ihn.

Er ging auf einem Umweg nach Hause, zuerst durch die Anlagen an der alten Stadtmauer, und setzte sich auf dem Kinderspielplatz zu den Kleinen in den Sandkasten.

„Ihr müsst nicht immer nur Kuchen backen“, sagte er.

„Jetzt baue ich eine Burg, oder nein, einen Garten.“

Anfangs sahen sie ihm zu und bewunderten ihn, wie er mit ihren Schaufeln den Sand lockerte, ihn mit einem Brett glättete und kleine Hügel und Täler entstehen ließ. Dann wollten sie ihm helfen, aber er verbot ihnen, zu ihm in den Kasten zu klettern.

„Ihr zertrampelt alles“, sagte er. Nun brach er Zweige von den Büschen und steckte sie in den Sand.

„Das darfst du nicht“, sagte eine Frau. „Und die Kleinen wollen auch spielen. Du kannst nicht den ganzen Sandkasten für dich allein haben.“

Joschi antwortete ihr nicht und brach neue Zweige ab. Nun kamen andere Frauen hinzu, sie schalten ihn, und ein alter Mann sagte:

„Das werde ich dem Wärter sagen. Und er läuft jetzt noch mit dem Schulranzen durch die Stadt, ein Herumtreiber ist das.“

Joschi warf die abgerissenen Zweige in den Sand und ging fort. Gleich hinter der Stadtmauer war das Hallenschwimmbad. Fernher drang in den dunklen Vorraum ein brausendes Geräusch von bewegtem Wasser und hallenden Rufen. Joschi verlangte an der Kasse eine Karte für eine Einzelkabine.

„Du bist doch ein Junge“, sagte das Mädchen hinter dem Schalter. „Du kannst in die Sammelkabine gehen.“

„Aber ich will eine Einzelkabine“, sagte Joschi.

Achselzuckend legte sie den Abschnitt auf den Zahlsteller.

„Ach!“ rief er. „Jetzt habe ich mein Geld vergessen!“

Und er lief hinaus und klimperte dabei laut mit den Münzen in seiner Hosentasche.

Drei Uhr war es jetzt. Er machte sich auf den Heimweg.

In der Mörikestraße begegnete ihm der Flabes und hatte wahrhaftig das neue, grellbunt gestreifte Hemd schon angezogen.

„Papagei!“ sagte Joschi.

„Findest du es nicht schön?“ fragte der Flabes. Sofort wurden seine großen Ohren rot. „Du hast recht, es ist viel zu bunt.“

„Aber Papageien sind doch hübsche Vögel!“ rief Joschi. „Und so klug! Genau wie du!“ Noch roter wurden dem Flabes die Ohren, sie standen links und rechts an seinem unglücklichen Gesicht.

„Ich bin doch dumm“, sagte er. „Du kannst alles viel besser als ich.“

„Das muss ich auch“, sagte Joschi und stopfte beide Hände in die Hosentaschen. „Das ist wichtig für mich.“

„Für mich wäre das auch wichtig“, sagte der Flabes. „Mein Vater ist immer furchtbar wütend, wenn ich so schlechte Zeugnisse habe.“

„Dein Vater!“ sagte Joschi. „Der soll still sein! Der hat dir doch dieses komische Hemd ausgesucht.“

„Aber woher weißt du das?“

„Ich weiß eben alles“, sagte Joschi. „Mach dir nichts draus.“ Laut pfeifend ging er weiter.

## **ZEUGE DIETER**

*Fritz Mettenleiter*

Viele Zuhörer sind in den Gerichtssaal gekommen; denn die Zeitungen hatten damals alle über den schweren Unglücksfall berichtet. Im Saal ist es fast still, die Leute flüstern nur. Dieter, den die Mutter begleitet, tritt zögernd ein. Er setzt sich scheu in eine Bank und schaut sich nicht um. Vor ihm sitzt bleich, starr vor sich hinblickend, jener Motorradfahrer, der den Michael überfahren hat. Er ist der Angeklagte. Der Richter tritt mit den Geschworenen ein. Die Zuhörer im Gerichtssaal erheben sich. Dieter klopft das Herz, als er mit den andern Zeugen vortreten muss.

„Ich eröffne die Hauptverhandlung in Sachen des Verkehrsunfalls Michael Wolfenstein.“ Die Zeugen müssen nun draußen so lange warten, bis sie einzeln gerufen werden.

Die Wände im Gang sind kahl. Kaum wagt hier jemand zu sprechen. Dieter rührt sich nicht auf seinem Platz. Er zählt die gelben Bodenplatten, die vielen Türen und Treppenstufen. Dies bringt ihn von

den trüben Gedanken, die ihn quälten, etwas weg. Aber immer wieder kehren sie zurück zu der Frage: „Wer hat die Wette damals vorgeschlagen, war ich es? Hatte ich nicht mit meinem neuen **Fahrrad geprahlt\*** und den Michael **herausgefordert**? \* Bin ich mitschuldig?“ Da wird Zeuge Dieter plötzlich hineingerufen. Alle Leute schauen auf ihn. Der Richter sieht ihn freundlich an und sagt: „Bist du der Dieter Weber, Schüler des vierten Schuljahres?“ „Ja, zehn Jahre bin ich alt!“ „Du hast Michael Wolfenstein gut gekannt?“ „Er war mein Freund“, sagte Dieter.

Sie waren Nachbarskinder gewesen, sie hatten im Garten Indianer gespielt und miteinander Beeren im Wald gesucht. Sie hatten miteinander Weidenpfeifen geschnitzt und die Drachen über den Herbstwiesen steigen lassen.

„Ihr seid damals Rad gefahren? Erzähl es genau! Sag, wie es wirklich war!“

„Wir machten ein Wettrennen. Beim Brunnen war der Start. Michael war sehr lustig und zählte bis drei. Schon saßen wir im Sattel und **brausten los\***.“

„Auf der Straße?“ sagte der Richter etwas streng. „In der Kapellengasse.“ „Und?“ fragte der Richter weiter.

„Michael war vor mir, schoss über das Ziel hinaus und raste in die Kreuzung hinein. Ich aber hielt an, hob die Hand und schrie!“ Dieter stockt.

„Warum hast du geschrien?“ „Aus Angst.“ „Wieso aus Angst?“

„In der Kreuzung ist doch immer großer Verkehr! Und da kam auch schon das Motorrad und überfuhr Michael.“

Dieter schlägt die Augen nieder und steht stumm und betrübt da. „Und dann?“ forscht die Stimme des Richters weiter. „Dann“, sagt Dieter leise, „dann war Michael tot.“ Drei Stunden dauert die Gerichtsverhandlung. **Das Urteil wird verkündet\***. Das Gericht spricht den Motorradfahrer frei.

## HABEN LÜGEN KURZE BEINE?

*Clara Asscher-Pinkhof*

Die Beschaffung von Lebensmitteln ist sehr schwierig, für alle Menschen in der Stadt, aber für die Juden am schwierigsten. Die jüdischen Fischläden dürfen keinen Fisch verkaufen, die jüdischen Gemüseläden kein Obst und fast kein Gemüse, sie müssen mit den Resten **vorlieb nehmen\***, die bei der allgemeinen Verteilung übrig bleiben. Manche Juden bekommen zuweilen Pakete mit Obst geschickt, aber das ist gefährlich. Wenn die Grünen<sup>1</sup> kommen und Schalen im Abfalleimer finden, dann kann man noch so beteuern, dass man die Äpfel oder Birnen von außerhalb geschenkt bekommen hat, bestraft wird man doch, und alle, die im Haus wohnen, mit. Einmal haben sie von einem Freund des Vaters einen Fisch erhalten. Der Freund ist kein Jude und darf draußen angeln. Nach dem Essen haben sie die Gräten in die Wasserspülung geworfen.

Und dann wurde nach acht Uhr geklingelt! Zum Glück war es nur jemand, der zu einem Nachbarn wollte und **aus Versehen\*** die Tür verwechselt hatte. Erschrocken waren sie trotzdem. Aber auch froh, dass sie die Fischgräten so gut weggebracht hatten.

Nun möchte Mutter zu Vaters Geburtstag so gerne Äpfel haben. Es gibt eine Möglichkeit, doch sie ist gefährlich. Er will das Risiko gern auf sich nehmen. Er ist acht Jahre alt, aber so klein, dass er ohne weiteres sagen kann, er sei sechs. Zwischen sechs und fünf ist kein großer Unterschied, und wer erst fünf ist, braucht keinen Stern zu tragen. Sonst trägt er natürlich immer einen, aber er hat noch eine alte Strickjacke ohne Stern...

Klar? Außerdem ist er blond. Er kann also ohne Schwierigkeiten in einen nichtjüdischen Gemüseladen gehen und zwei Kilo Äpfel kaufen. Ganz einfach.

Mutter hält es nicht für so einfach. Es können ihm Leute begegnen, die wissen, dass er ein jüdischer Junge ist. Es kann nach seinem Familiennamen gefragt werden . . .

„Wenn sie wissen wollen, warum du keinen Stern trägst, dann sagst du, dass du erst fünf bist, verstehst du?“

Er nickt verständnisvoll. Bisher fühlte er sich immer bedrückt, weil er so klein war, nun freut er sich darüber.

„Und wenn sie sich erkundigen, wie du heißt, sagst du einfach ... de Jong So können andere auch heißen.“

„De Jong“, wiederholt er leise. In der Schule gibt es Kinder, die de Jong heißen. Doch wenn Mutter meint, dass andere auch so heißen können, wird es wohl stimmen. De Jong also.

Alles klappt ausgezeichnet. Niemand fragt ihn, warum er keinen Stern trägt. Es ist ganz sonderbar, einmal ohne Stern zu gehen. Als er einen Grünen sieht, denkt er: Der kann mir nichts tun, denn er weiß nicht, dass ich ein Jude bin. Es ist ein richtig angenehmes Gefühl.

Im Laden muss er lange warten. Viele Frauen werden vor ihm bedient.

Als er an die Reihe kommt, sagt er schnell:

„Zwei Kilo Äpfel bitte.“

Beim Abwiegen fragt die Frau freundlich, weil er so klein ist:

„Wie heißt du denn, Kerlchen?“

Er muss sich besinnen.

„De Jong“, antwortet er endlich.

„Nein“, lacht die Frau. „Ich meine deinen Vornamen!“

Damit hat er nicht gerechnet. Er weiß nicht, ob Jopie ein jüdischer Vorname ist oder ob auch die anderen so heißen können. Auf jeden Fall scheint es ihm besser, nicht Jopie zu sagen. Aber was sonst?

„Na, verrät es nur!“ lächelt die Frau.

„Jesus“, sagt er heiser.

## **AUCH KINDER SIND ZIVILISTEN**

*Heinrich Böll*

„Es geht nicht“, sagte der Posten mürrisch.

„Warum?“ fragte ich.

„Weil's verboten ist.“

„Warum ist's verboten?“

„Weil's verboten ist, Mensch, es ist für Patienten verboten, rauszugehen.“

„Ich“, sagte ich stolz, „ich bin doch verwundet.“

Der Posten blickte mich verächtlich an: „Du bist wohl 's erste Mal verwundet, sonst wüsstest du, dass Verwundete auch Patienten sind, na geh schon jetzt.“

Aber ich konnte es nicht einsehen.

„Versteh mich doch“, sagte ich, „ich will ja nur Kuchen kaufen von dem Mädchen da.“

Ich zeigte nach draußen, wo ein hübsches kleines Russenmädchen im Schneegestöber stand und Kuchen **feilhielt**\*.

„Mach, dass du reinkommst!“

Der Schnee fiel leise in die riesigen Pfützen auf dem schwarzen Schulhof, das Mädchen stand da, geduldig, und rief leise immer wieder: „Chuchen ... Chuchen ...“

„Mensch“, sagte ich zu dem Posten, „mir läuft's Wasser im Munde **zusammen**\*, dann lass doch das Kind eben reinkommen.“

„Es ist verboten, Zivilisten reinzulassen.“

„Mensch“, sagte ich, „das Kind ist doch ein Kind.“

Er blickte mich wieder verächtlich an. „Kinder sind wohl keine Zivilisten, was?“

Es war zum Verzweifeln, die leere, dunkle Straße war von Schneestaub eingehüllt, und das Kind stand ganz allein da und rief immer wieder: „Chuchen ...“, obwohl niemand vorbeikam.

Ich wollte einfach rausgehen, aber der Posten packte mich schnell am Ärmel und wurde wütend: „Mensch“, schrie er, „hau jetzt ab, sonst hol' ich den Feldwebel.“

„Du bist ein Rindvieh“, sagte ich zornig.

„Ja“, sagte der Posten befriedigt, „wenn man noch 'ne Dienstauffassung hat, ist man bei euch ein Rindvieh.“

Ich blieb noch eine halbe Minute **im Schneegestöber\*** stehen und sah, wie die weißen Flocken zu Dreck wurden; der ganze Schulhof war voll Pfützen, und dazwischen lagen kleine weiße Inseln wie Puderzucker. Plötzlich sah ich, wie das hübsche kleine Mädchen mir mit den Augen **zwinkerte\*** und scheinbar gleichgültig die Straße hinunterging. Ich ging ihr auf der Innenseite der Mauer nach.

„Verdammt“, dachte ich, „ob ich denn tatsächlich ein Patient bin?“ Und dann sah ich, dass da ein kleines Loch in der Mauer war neben dem Pissoir, und vor dem Loch stand das Mädchen mit dem Kuchen. Der Posten konnte uns hier nicht sehen.

„**Der Führer segne deine Dienstauffassung\***“, dachte ich.

Die Kuchen sahen prächtig aus: Makronen und Buttercremeschnitten, Hefekringel und **Nussecken\***, die von Öl glänzten. „Was kosten sie?“ fragte ich das Kind.

Sie lächelte, hob mir den Korb entgegen und sagte mit ihrem feinen Stimmchen: „Dreimarkfünfzig das Stick.“

„Jedes?“

„Ja“, nickte sie.

Der Schnee fiel auf ihr feines, blondes Haar und puderte sie mit flüchtigem silbernem Staub; ihr Lächeln war einfach entzückend. Die düstere Straße hinter ihr war ganz leer, und die Welt schien tot...

Ich nahm einen Hefekringel und kostete ihn. Das Zeug schmeckte prachtvoll, es war Marzipan darin. „Aha“, dachte ich, „deshalb sind die auch so teuer wie die anderen.“

Das Mädchen lächelte. „Gut?“ fragte sie, „gut?“

Ich nickte nur: mir machte die Kälte nichts, ich hatte einen dicken Kopf verband und sah aus wie Theodor Körner<sup>1</sup>. Ich probierte noch eine Buttercremeschnitte und ließ das prachtvolle Zeug langsam im Munde zerschmelzen.

„Komm“, sagte ich leise, „ich nehme alles, wie viel hast du?“

Sie fing vorsichtig mit einem zarten, kleinen, ein bisschen schmutzigen Zeigefinger an zu zählen, während ich eine Nussecke verschluckte. Es war sehr still, und es schien mir fast, als wäre ein leises

sanftes "Weben in der Luft von den Schneeflocken. Sie zählte sehr langsam, verzählte sich ein paar Mal, und ich stand ganz ruhig dabei und aß noch zwei Stücke. Dann hob sie ihre Augen plötzlich zu mir, so erschreckend senkrecht, dass ihre Pupillen ganz nach oben standen, und das Weiße in den Augen war so dünnblau wie **Magermilch\***. Irgend etwas zwitscherte sie mir auf russisch zu, aber ich zuckte lächelnd die Schultern, und dann bückte sie sich und schrieb mit ihren schmutzigen Fingerchen eine 45 in den Schnee; ich zählte meine fünf dazu und sagte: „Gib mir auch den Korb, ja?“

Sie nickte und gab mir den Korb vorsichtig durch das Loch, ich reichte zwei Hundertmarkscheine hinaus. Geld hatten wir satt, für einen Mantel bezahlten die Russen siebenhundert Mark, und wir hatten drei Monate nichts gesehen als Dreck und Blut, ein paar Huren und Geld ...

„Komm morgen wieder, ja?“ sagte ich leise, aber sie hörte nicht mehr auf mich, ganz flink war sie **weggehuscht\***, und als ich traurig meinen Kopf durch die Mauerlücke steckte, war sie schon verschwunden, und ich sah nur die stille russische Straße, düster und vollkommen leer; die flachdachigen Häuser schienen langsam von Schnee zugedeckt zu werden. Lange stand ich so da wie ein Tier, das mit traurigen Augen durch die Hürde **hinausblickt\***, und erst als ich spürte, dass mein Hals **steif wurde\***, nahm ich den Kopf ins Gefängnis zurück.

Und jetzt erst roch ich, dass es da in der Ecke abscheulich stank, und die hübschen, kleinen Kuchen waren alle mit einem zarten Zuckerguss von Schnee bedeckt. Ich nahm müde den Korb und ging aufs Haus zu; mir war nicht kalt, ich sah ja aus wie Theodor Körner und hätte noch eine Stunde im Schnee stehen können. Ich ging, weil ich doch irgendwohin gehen musste. Man muss doch irgendwohin gehen, das muss man doch. Man kann ja nicht stehen bleiben und sich zuschneien lassen. Irgendwohin muss man gehen, auch wenn man verwundet ist in einem fremden, schwarzen, sehr dunklen Land...

## NACHTS SCHLAFEN DIE RATTEN DOCH

*Wolfgang Borchert*

Das hohle Fenster in der vereinsamten Mauer gähnte blaurot voll früher Abendsonne. Staubgewölke flimmerte zwischen den steilgereckten Schornsteinresten. **Die Schuttwüste döste\***. Er hatte die Augen zu. **Mit einmal\*** wurde es noch dunkler. Er merkte, dass jemand gekommen war und nun vor ihm stand, dunkel, leise. Jetzt haben sie mich! dachte er. Aber als er ein bisschen blinzelte, sah er nur zwei etwas ärmlich **behoste\*** Beine . Die standen ziemlich krumm vor ihm, dass er zwischen ihnen hindurchsehen konnte. Er riskierte ein kleines Geblinzel an den Hosenbeinen hoch und erkannte einen älteren Mann. Der hatte ein Messer und einen Korb in der Hand. Und etwas Erde an den Fingerspitzen.

Du schläfst hier wohl, was? fragte der Mann und sah von oben auf das Haargestrüpp herunter. Jürgen blinzelte zwischen den Beinen des Mannes hindurch in die Sonne und sagte: Nein, ich schlafe nicht. Ich muss hier aufpassen. Der Mann nickte: So, dafür hast du wohl den großen Stock da?

Ja, antwortete Jürgen mutig und hielt den Stock fest.

Worauf passt du denn auf?

Das kann ich nicht sagen. Er hielt die Hände fest um den Stock.

Wohl auf Geld, was? Der Mann setzte den Korb ab und wischte das Messer an seinem Hosenboden hin und her.

Nein, auf Geld überhaupt nicht, sagte Jürgen verächtlich. Auf ganz etwas anderes.

Na, was denn?

Ich kann es nicht sagen. Was anderes eben.

Na, denn nicht. Dann sage ich dir natürlich auch nicht, was ich hier im Korb habe. Der Mann stieß mit dem Fuß an den Korb und klappte das Messer zu.

Pah, kann mir denken, was in dem Korb ist, meinte Jürgen geringschätzig, Kaninchenfutter.

Donnerwetter, ja! sagte der Mann verwundert, bist ja ein **fixer Kerl\***. Wie alt bist du denn?

Neun.

Oha, denk mal an, neun also. Dann weißt du ja auch, wie viel drei mal neun sind, wie?

Klar, sagte Jürgen, und um Zeit zu gewinnen, sagte er noch: Das ist ja ganz leicht. Und er sah durch die Beine des Mannes hindurch. Dreimal neun, nicht? fragte er noch einmal, siebenundzwanzig. Das wusste ich gleich.

Stimmt, sagte der Mann, und genau soviele Kaninchen habe ich.

Jürgen machte einen runden Mund: Siebenundzwanzig?

Du kannst sie sehen. Viele sind noch ganz jung. Willst du?

Ich kann doch nicht. Ich muss doch aufpassen, sagte Jürgen unsicher.

Immerzu? fragte der Mann, nachts auch?

Nachts auch. Immerzu. Immer. Jürgen sah an den krummen Beinen hoch. Seit Sonnabend schon, flüsterte er.

Aber gehst du denn gar nicht nach Hause? Du musst doch essen.

Jürgen hob einen Stein hoch. Da lag ein halbes Brot. Und eine Blechschachtel.

Du rauchst? fragte der Mann, hast du denn eine Pfeife?

Jürgen fasste seinen Stock fest an und sagte **zaghaf\***: Ich **drehe\***. Pfeife mag ich nicht.

Schade, der Mann bückte sich zu seinem Korb, die Kaninchen hättest du ruhig mal ansehen können. Vor allem die Jungen. Vielleicht hättest du dir eines ausgesucht. Aber du kannst hier ja nicht weg.

Nein, sagte Jürgen traurig, nein nein.

Der Mann nahm den Korb hoch und richtete sich auf. Na ja, wenn du hier bleiben musst — schade. Und er drehte sich um.

Wenn du mich nicht verrätst, sagte Jürgen da schnell er ist wegen der Ratten.

Die krummen Beine kamen einen Schritt zurück: Wegen der Ratten?

Ja, die essen doch von Toten. Von Menschen. Da leben sie doch **von\***.

Wer sagt das?

Unser Lehrer.

Und du passt nun auf die Ratten auf? fragte der Mann.

Auf die doch nicht! Und dann sagte er ganz leise: Mein Bruder, der liegt nämlich da unten. Da. Jürgen zeigte mit dem Stock auf die zusammengesackten Mauern. Unser Haus kriegte eine Bombe. Mit einmal war das Licht weg im Keller. Und er auch. Wir haben noch gerufen. Er war viel kleiner als ich. Erst vier. Er muss hier ja noch sein. Er ist doch viel kleiner als ich.

Der Mann sah von oben auf das Haargestrüpp. Aber dann sagte er plötzlich: Ja, hat euer Lehrer euch denn nicht gesagt, dass die Ratten nachts schlafen?

Nein, flüsterte Jürgen und sah mit einmal ganz müde aus, das hat er nicht gesagt.

Na, sagte der Mann, das ist aber ein Lehrer, wenn er das nicht mal weiß. Nachts schlafen die Ratten doch. Nachts kannst du ruhig nach Hause gehen. Nachts schlafen sie immer Wenn es dunkel wird, schon.

Jürgen machte mit seinem Stock kleine Kuhlen in den Schutt. Lauter kleine Betten sind das, dachte er, alles kleine Betten.

Da sagte der Mann (und seine krummen Beine waren ganz unruhig dabei): Weißt du was? Jetzt füttere ich schnell meine Kaninchen, und wenn es dunkel wird, hole ich dich ab. Vielleicht kann ich eins mitbringen. Ein kleines oder, was meinst du?

Jürgen machte kleine **Kuhlen\*** in den Schutt. Lauter kleine Kaninchen. Weiße, graue, weißgraue. Ich weiß nicht, sagte er leise und sah auf die krummen Beine, wenn sie wirklich nachts schlafen.

Der Mann stieg über die Mauerreste weg auf die Straße. Natürlich, sagte er von da, euer Lehrer soll einpacken, wenn er das nicht mal weiß.

Da stand Jürgen auf und fragte: Wenn ich eins kriegen kann? Ein weißes vielleicht?

Ich will mal versuchen, rief der Mann schon im Weggehen, aber du musst hier solange warten. Ich gehe dann mit dir nach Hause, weißt du? Ich muss deinem Vater doch sagen, wie so ein Kaninchenstall gebaut wird. Denn das müsst ihr ja wissen.

Ja, rief Jürgen, ich warte. Ich muss ja noch aufpassen, bis es dunkel wird. Ich warte bestimmt. Und er rief: Wir haben auch noch Bretter zu Hause. Kistenbretter, rief er.

Aber das hörte der Mann schon nicht mehr. Er lief mit seinen krummen Beinen auf die Sonne zu. Die war schon rot vom Abend und Jürgen konnte sehen, wie sie durch die Beine hindurchschien, so krumm waren sie. Und der Korb schwenkte aufgeregt hin und her. Kaninchenfutter war da drin. Grünes Kaninchenfutter, das war etwas grau vom Schutt.

### **III. EIN MENSCH IN ALLEN LEBENSLAGEN**

## ANEKDOTE ZUR SENKUNG DER ARBEITSMORAL

*Heinrich Böll*

In einem Hafen an der westlichen Küste Europas liegt ein ärmlich gekleideter Mann in seinem Fischerboot und döst. Ein schick angezogener Tourist legt eben einen neuen Farbfilm in seinen Fotoapparat, um das idyllische Bild zu fotografieren: blauer Himmel, grüne See mit friedlichen, schneeweißen Wellenkämmen, schwarzes Boot, rote Fischermütze. **Klick\***. Noch einmal: klick, und da **aller guten Dinge drei sind\*** und sicher sicher ist, ein drittes Mal: klick. Das spröde, fast feindselige Geräusch weckt den dösenden Fischer, der sich schläfrig aufrichtet, schläfrig nach seiner Zigarettenschachtel **angelt\***. Aber bevor er das Gesuchte gefunden, hat ihm der eifrige Tourist schon eine Schachtel vor die Nase gehalten, ihm die Zigarette nicht gerade in den Mund gesteckt, aber in die Hand gelegt, und ein viertes Klick, das des Feuerzeugs, schließt die eilfertige Höflichkeit ab.

Durch jenes kaum messbare, nie nachweisbare Zuviel an flinker Höflichkeit ist eine gereizte Verlegenheit entstanden, die der Tourist – der Landessprache mächtig - durch ein Gespräch zu überbrücken versucht "Sie werden heute einen guten Fang machen." **Kopfschütteln\*** des Fischers. "Aber man hat mir gesagt, dass das Wetter günstig ist." **Kopfnicken\*** des Fischers. "Sie werden also nicht ausfahren?"

Kopfschütteln des Fischers, steigende Nervosität des Touristen. Gewiss liegt ihm das Wohl des ärmlich gekleideten Menschen am Herzen, an ihm nagt die Trauer über die verpasste Gelegenheit.

"Oh? Sie fühlen sich nicht wohl?" Endlich geht der Fischer von der Zeichensprache zum wahrhaft gesprochenen Wort über.

"Ich fühle mich großartig", sagt er. "Ich habe mich nie besser gefühlt." Er steht auf, reckt sich, als wolle er demonstrieren, wie athletisch er gebaut ist. "Ich fühle mich phantastisch."

Der Gesichtsausdruck des Touristen wird immer unglücklicher, er kann die Frage nicht mehr unterdrücken, die ihm sozusagen das Herz zu sprengen droht.: "Aber warum fahren Sie dann nicht aus?"

Die Antwort kommt prompt und knapp.

"Weil ich heute morgen schon ausgefahren bin."

"War der Fang gut?"

"Er war so gut, dass ich nicht noch einmal auszufahren brauche, ich habe vier Hummer in meinen Körben gehabt, fast zwei **Dutzend\*** Makrelen gefangen!"

Der Fischer, endlich erwacht, taut jetzt auf und klopft dem Touristen beruhigend auf die Schulter. Dessen Gesichtsausdruck erscheint ihm als ein Ausdruck zwar unangebrachter, doch rührender Kümmeris.

"Ich habe gleich für morgen und übermorgen genug", sagt er, um des Fremden Seele zu erleichtern.

"Rauchen Sie eine von meinen?"

"Ja, danke."

Zigaretten werden in die Mäuler gesteckt, ein fünftes Klick, der Fremde setzt sich kopfschüttelnd auf den Bootsrand, legt die Kamera aus der Hand, denn er braucht jetzt beide Hände, um seiner Rede Nachdruck zu **verleihen\***.

"Ich will mich ja nicht in Ihre persönlichen Angelegenheiten mischen", sagt er, "aber stellen Sie sich mal vor, Sie führen heute ein zweites, ein drittes, vielleicht sogar ein viertes Mal aus, und Sie würden drei, vier, fünf, vielleicht sogar zehn Dutzend Makrelen fangen. Stellen Sie sich das mal vor!"

Der Fischer nickt.

"Sie würden", fährt der Tourist fort, "nicht nur heute, sondern morgen, übermorgen, ja, an jedem günstigen Tag zwei-, dreimal, vielleicht viermal ausfahren - wissen Sie, was geschehen würde?"

Der Fischer schüttelt den Kopf.

"Sie würden sich in spätestens einem Jahr einen Motor **kaufen** \*können, in zwei Jahren ein zweites Boot, in drei oder vier Jahren könnten Sie vielleicht einen kleinen Kutter haben, mit zwei Booten oder dem Kutter würden Sie natürlich viel mehr fangen - eines Tages würden Sie zwei Kutter haben. Sie würden ...", die Begeisterung verschlägt ihm für einen Augenblick die Stimme, "Sie würden ein kleines Kühlhaus

bauen, vielleicht eine Räucherei, später eine Marinadenfabrik, mit einem eigenen Hubschrauber rundfliegen, die Fischschwärme ausmachen und Ihren Kuttern per **Funk\*** Anweisungen geben. Sie könnten die Lachsrechte erwerben, ein Fischrestaurant eröffnen, den Hummer ohne Zwischenhändler direkt nach Paris exportieren - und dann ..." – wieder verschlägt die Begeisterung dem Fremden die Sprache. Kopfschüttelnd, in tiefstem Herzen **betrübt\***, seiner Urlaubsfreuden schon fast verlustig, blickt er auf die friedlich hereinrollende Flut, in der die ungefangenen Fische munter springen. "Und dann", sagt er, aber wieder verschlägt ihm die Erregung die Sprache.

Der Fischer klopft ihm auf den Rücken wie einem Kind, das sich verschluckt hat. "Was dann?" fragt er leise.

"Dann." sagt der Fremde mit stiller Begeisterung, "dann könnten Sie beruhigt hier im Hafen sitzen, in der Sonne dösen - und auf das herrliche Meer blicken."

"Aber das tu ich ja schon jetzt", sagte der Fischer, "ich sitze beruhigt am Hafen und döse, nur Ihr Klicken hat mich dabei gestört." Tatsächlich zog der solcherlei belehrte Tourist nachdenklich **von dannen\***, denn früher hatte er auch einmal geglaubt, er arbeite, um eines Tages einmal nicht mehr arbeiten zu müssen, und es blieb keine Spur von Mitleid mit dem ärmlich gekleideten Fischer in ihm zurück, nur ein wenig Neid.

## **HALTET DEN DIEB!**

*Erich Kästner*

Als Gustav und der Professor die Bank betraten, stand der Mann im steifen Hut bereits an einem Schalter, an dem ein Schild mit der Aufschrift „Ein- und Auszahlungen" hing, und wartete ungeduldig, dass er an die Reihe käme. Der Bankbeamte telephonierte.

Der Professor stellte sich neben den Dieb und passte wie ein **Schießhund auf\***. Gustav blieb hinter dem Mann stehen und hielt die Hand zum Hupen fertig in der Hosentasche.

Dann kam der Kassierer an den Schalter und fragte den Professor, was er wolle.

„Bitte sehr“, sagte der, „der Herr war vor mir da.“

„Sie wünschen?“ fragte der Kassierer nun Herrn Grundeis.

„Wollen Sie mir, bitte schön, einen Hundertmarkschein in zwei Fünfiger umtauschen und für vierzig Mark Silber geben?“ fragte dieser, griff in die Tasche und legte einen Hundertmarkschein und zwei Zwanzigmarkscheine auf den Tisch.

Der Kassierer nahm die drei Scheine und ging damit zum Geldschrank.

„Einen Moment!“ rief da der Professor laut, „das Geld ist gestohlen!“

„Waas?“ fragte der Bankbeamte erschrocken und drehte sich um; seine Kollegen, die in den anderen Abteilungen saßen und kopfrechneten, hörten auf zu arbeiten und fuhren hoch, als hätte sie eine Schlange gebissen.

„Das Geld gehört gar nicht dem Herrn. Er hat es einem Freund von mir gestohlen und will es nur umtauschen, damit man ihm nichts nachweisen kann“, erklärte der Professor.

„So was von Frechheit ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen“, sagte Herr Grundeis, fuhr, zum Kassierer gewandt, fort: „Entschuldigen Sie!“, und gab dem Professor eine schallende Ohrfeige.

„Dadurch wird die Sache auch nicht anders“, meinte der Professor und landete bei Grundeis einen Magenstoß, dass der Mann sich am Tisch festhalten musste. Und jetzt hupte Gustav dreimal entsetzlich laut. Die Bankbeamten sprangen auf und liefen neugierig nach dem Kassenschalter. Der Herr Depositenkassenvorsteher stürzte zornig aus dem Zimmer.

Und — durch die Tür kamen zehn Jungen gerannt und umringten den Mann mit dem steifen Hut.

„Was, **zum Donnerkiel\***, ist denn mit den Bengeln los?“ schrie der Vorsteher.

„Die Lausejungen behaupten, ich hätte einem von ihnen das Geld gestohlen, das ich eben Ihrem Kassierer zum Wechseln einzahlte“, erzählte Herr Grundeis und zitterte vor Ärger.

„So ist es auch!“ rief Emil und sprang an den Schalter. „Einen Hundertmarkschein und zwei Zwanzigmarkscheine hat er mir gestohlen. Gestern Nachmittag. Im Zug, der von Neustadt nach Berlin fuhr! Während ich schlief.“

„Ja, kannst du das denn auch beweisen?“ fragte der Kassierer streng.

„Ich bin seit einer Woche in Berlin und war gestern von früh bis abends in der Stadt“, sagte der Dieb und lächelte höflich.

„So ein verdammter Lügner!“ schrie Emil und weinte fast vor Wut.

„Kannst du denn nachweisen, dass dieser Herr hier der Mann ist, mit dem du im Zuge saßest?“ fragte der Vorsteher.

„Das kann er natürlich nicht“, meinte der Dieb nachlässig.

„Denn wenn du allein mit ihm im Zuge gesessen haben willst, hast du doch keinen einzigen Zeugen“, bemerkte einer der Angestellten. Und Emils Kameraden machten betroffene Gesichter.

„Doch!“ rief Emil, „doch! Ich habe einen Zeugen! Er heißt Frau Jakob aus Groß-Grünau. Sie saß erst mit im Abteil. Und stieg später aus. Und sie trug mir auf, Herrn Kurzhals in Neustadt herzlich von ihr zu grüßen!“

„Es scheint, Sie werden ein Alibi erbringen müssen“, sagte der Depositenkassenvorsteher zu dem Dieb. „Können Sie das?“

„Selbstverständlich“, erklärte der. „Ich wohne drüben im Hotel Kreid...“

„Aber erst seit gestern Abend“, rief Gustav, „ich hab' mich dort als Liftboy eingeschlichen und weiß Bescheid, Mensch!“

Die Bankbeamten lächelten ein wenig und gewannen an den Jungen Interesse.

„Wir werden das Geld am besten vorläufig hier behalten, Herr...“, sagte der Vorsteher und riss sich von einem Block einen Zettel ab, um Namen und Adresse zu notieren.

„Grundeis heißt er!“ rief Emil.

Der Mann im steifen Hut lachte laut und sagte: „Da sehen Sie, dass es sich um eine Verwechslung handeln muss. Ich heiße Müller.“

„Oh, wie gemein er lügt! Mir hat er im Zug erzählt, dass er Grundeis heißt“, schrie Emil wütend.

„Haben Sie Ausweispapiere?“ fragte der Kassierer.

„Leider nicht bei mir“, sagte der Dieb. „Aber wenn Sie einen Augenblick warten wollen, so hole ich sie aus dem Hotel herüber.“

„Der Kerl lügt fortwährend! Und es ist mein Geld. Und ich muss es wiederhaben“, rief Emil.

„Ja, sogar wenn's wahr wäre, mein Junge“, erklärte der Kassierer, „so einfach geht das nicht! Wie kannst du denn beweisen, dass es dein Geld ist? Steht vielleicht dein Name drauf? Oder hast du dir etwa die Nummern gemerkt?“

„Natürlich nicht“, sagte Emil, „denkt man denn, dass man beklaut wird? Aber es ist trotzdem mein Geld, hören Sie? Und meine Mutter hat es mir für die Großmutter, die hier in der Schumannstraße 15 wohnt, mitgegeben.“

„War an einem der Scheine eine Ecke abgerissen oder war sonst etwas nicht in Ordnung?“

„Nein, ich weiß nicht.“

„Also, meine Herren, ich erkläre Ihnen **auf Ehrenwort\***: das Geld gehört wirklich mir. Ich werde doch nicht kleine Kinder ausrauben!“ behauptete der Dieb.

„**Halt!** \*“ schrie Emil plötzlich und sprang in die Luft, so leicht war ihm mit einem Male geworden. „Halt! Ich habe mir im Zuge das Geld mit einer Stecknadel ins Jackett gesteckt. Und deshalb müssen Nadelstiche in den drei Scheinen zu sehen sein!“

Der Kassierer hielt das Geld gegen das Licht. Den anderen **stockte der Atem\***.

Der Dieb trat einen Schritt zurück. Der Bankvorsteher trommelte nervös auf dem Tisch herum.

„Der Junge hat recht!“ schrie der Kassierer, blass vor Erregung. „In den Scheinen sind tatsächlich Nadelstiche.“

„Und hier ist auch die Nadel dazu“, sagte Emil und legte die Stecknadel stolz auf den Tisch. „Gestochen hab' ich mich auch.“

Da drehte sich der Dieb blitzschnell um, stieß die Jungen links und rechts zur Seite, dass sie hinfielen, rannte durch den Raum, riss die Tür auf und war weg.

„Ihm nach!“ schrie der Bankvorsteher. Alles lief nach der Tür.

Als man auf die Straße kam, war der Dieb schon von mindestens zwanzig Jungen umklammert. Sie hielten ihn an den Beinen. Sie hingen an seinen Armen. Sie zerrten an seinem Jackett. Er **ruderte\*** wie verrückt. Aber die Jungen ließen nicht locker.

Und dann kam auch schon **ein Schupo\*** im Dauerlauf daher, den Pony Hüttchen mit ihrem kleinen Rade geholt hatte. Und der Bankvorsteher forderte ihn ernst auf, den Mann, der sowohl Grundeis wie auch Müller hieße, festzunehmen. Denn er sei wahrscheinlich ein Eisenbahndieb.

Der Kassierer nahm sich Urlaub, holte das Geld und die Stecknadel und ging mit. Na, es war **ein toller Aufzug!\*** Der Schutzmann, der Bankbeamte, der Dieb in der Mitte, und hinterher neunzig bis hundert Kinder! So zogen sie zur Wache.

Pony Hüttchen fuhr auf ihrem kleinen vernickelten Fahrrad nebenher, nickte dem glücklichen Vetter Emil zu und rief: „Emil, ich fahre rasch nach Hause und erzähle dort das ganze Theater.“

Der Junge nickte zurück und sagte: „Zum Mittagessen bin ich zu Hause! Grüße schön!“

## WER HAT DEN HECHT GENOMMEN?

*August Winnig*

Um die **Jahrhundertwende**\* hatten wir einmal einen schönen Winter; er kam früh und ernstlich, so dass schon im Dezember die Neubauten stillgelegt werden mussten, was für die Bauleute in der Stadt harte Not bedeutet hätte, wenn ihnen nicht irgendwie Hilfe gekommen wäre. Den meisten brachte sie der Winter selbst: schon nach zehn Tagen hatten wir auf den Teichen der Umgebung gutes Eis, acht **Zoll**\* dick und klar wie Glas, Eis, wie die Brauereien es sich wünschen; denn so hält es sich am besten. Es waren vier große Keller zu füllen, und dabei konnten viele Männer einige Wochen willkommenen Verdienst finden. Wir schlossen uns schnell zu einigen Eisgilden zusammen, machten unser **Gedinge**\* mit der Brauerei und begannen die Arbeit.

Unsere Gilde hatte sich den Silberhüttenteich gesichert; der liegt mitten in altem Eichenwald und hat hohe Ufer, was uns die sonst recht schwere Arbeit des Verladens erleichterte, so dass wir fröhliche Tage dort verlebten, zumal wir uns gut verstanden. Es war eigentlich nur einer unter uns, der keinem recht gefiel, ein stämmiger Mann, Ribbe geheißen; der war ein abgünstiger Mensch, was man bald merkte, wenn man Hand in Hand mit ihm zu arbeiten hatte. Da musste man scharf aufpassen, um nicht von seinen **Tücken getroffen**\* zu werden. Ich sehe noch heute sein zufriedenes Lächeln, wenn es ihm gelungen war, mich mit einer vorschnell abgestoßenen Scholle zu **Fall zu bringen**\*, oder sehe ihn, wie er sorgsam einen Sägeschnitt in der Eisfläche mit einem Pickenschaft der Länge nach verdeckte, damit einer, der nichts davon wusste und ahnungslos das abgetrennte Stück betrat, einbräche und dann selbstverständlich nach Hause laufen müsse, um sich trocken anzuziehen. Mit diesem Ribbe ereignete sich eine Geschichte, die uns viel zu denken gab und uns von ihm befreite.

Wir rüsteten eines Tages die letzte Fuhre, der wir uns gewöhnlich anschlossen, um noch im Keller **mit Hand anzulegen**\*. Da geschah es,

dass, als man eine große Scholle herausfischte, ein Hecht, ein schöner Hecht, wohl vier Pfund schwer, von dem Wasserschwall auf das Eis geworfen wurde. Er schlug nach Kräften **um sich\***, doch nützte ihm das nichts — wir ließen ihn nicht ins Wasser zurück.

Es war nur die Frage, wer ihn haben sollte. Da wir unser acht waren, konnten wir den Fisch nicht teilen; wer ihn bekam, musste ihn ganz bekommen. Aber wer sollte das sein?

Ribbe sagte, der Hecht sei seine zwei Mark wert, und wer ihn haben wolle, zahle den andern eine Mark fünfundsiebzig; dann hätte jeder etwas von dem Fang, und so wäre es gerecht.

Das war ganz klug ausgerechnet, fand aber **keinen Anklang\***; denn Handel wollten wir mit unserer Beute nicht **treiben\***, das hätte sich mit unserer Freude nicht vertragen.

Darauf sagte mein Kamerad Julius, die Feldmaus solle den Hecht haben. Wie er das meinte, brauchte er nicht zu sagen; denn das wussten wir. Die Feldmaus war ein Dachdecker, ein kleiner schwächlicher Mann, der seine sieben oder acht Kinder hatte, und dem wir **zugetan waren\***, weil er mit seiner munteren Art die Arbeit belebte und ihr mit umsichtigem Rat gedeihlichen Fortgang gab. Außerdem hatte er von uns allen am wenigsten **Brot in die Milch zu brocken\***. Darum stimmten wir dem Vorschlag zu. Darauf meinte Julius, ein Hecht ohne Butter sei eigentlich ein trockenes Essen, Butter müsse dabei sein, und wenn wir's rechtmachen wollten, sollten wir jetzt jeder noch fünf Pfennige **„schmeißen“\***; dann könne sich die Feldmaus ein Viertelfund Butter kaufen; denn ohne Butter sei ein Hecht wirklich zu trocken. Wir griffen alle sogleich in die Taschen und gaben das Geld, selbst Ribbe schloss sich nicht aus, machte zwar ein böses Gesicht und sagte: „Hier! Ist sonst noch **was gefällig? \***“ Doch störte das nicht unsere Zufriedenheit.

Dann war der Wagen beladen, und wir machten uns fertig. Die Feldmaus steckte den Hecht in einen Sack, wir schwenkten unsere Jacken über die Schulter und folgten dem Wagen hinunter in die Stadt und weiter zum Keller. Dort lag vor dem Elevator ein stattlicher Eisberg, der noch bewältigt werden musste. Unsere Hilfe war dringend nötig, wo die vom

Elevator hinaufbeförderten Eisschollen in eine aus Brettern gezimmerte Gleitrinne fielen. An dieser Gleitrinne verteilten wir uns und hatten die herangleitenden Schollen weiterzustoßen. Wir arbeiteten beim Flackerlicht der Benzinlampen und arbeiteten etwas wild; denn es war nun schon Abend, so dass es jeden nach Haus verlangte.

Da hörten wir die Feldmaus rufen: „Mein Hecht ist verschwunden!“

Jeder wandte sich um. „Ich hatte den Sack mit dem Hecht hier zwischen die Balken gelegt — jetzt ist der Sack leer!“ klagte die Feldmaus.

„Wer hat das getan?“ fragten wir durcheinander. „Wer kann der Feldmaus den Hecht gestohlen haben?“

Während wir so durcheinander fragten, mussten wir doch an unseren Plätzen bleiben; denn der Elevator lief weiter, und die Gleitrinne musste offen gehalten werden.

„Ich habe den Hecht nicht gestohlen!“ rief einer. „Ich auch nicht!“ rief ein zweiter. „Ich erst recht nicht!“ rief ein dritter.

„Ist einer zwischen uns, der der Feldmaus den Hecht stehlen kann?“ rief Julius.

Ich dachte: Ja, Ribbe kann es. So dachte wohl jeder von uns, und darum sahen wir uns alle nach Ribbe um.

Der stand einen Platz vor mir, wo die Gleitrinne einen Knick hatte, und kümmerte sich erst nicht um unsere Fragen, mochte aber fühlen, dass es eigentlich nur ihm galt. Wie sich nun alle unsere Blicke ihm zuwandten, sah auch er auf und las in unsern Augen, was wir von ihm dachten.

„Was seht ihr mich alle an!“ rief er. „Meint ihr, ich hätte den Hecht gestohlen?“

Keiner antwortete ihm.

„Ich habe den Hecht nicht!“ rief er. „Ich will hier nicht gesund stehen, wenn ich den Hecht gestohlen habe!“

Das Wort war kaum heraus, als eine Eisscholle, vielleicht aus einer Stauung im Elevator herausgeschleudert, heruntergesaust kam, an

dem Knick mit mächtigem Schwünge aus der Gleitrinne heraussprang und Ribbe an den Kopf traf. Ribbe schlug wie ein Baum zu Boden.

Julius und ein zweiter sprangen zu ihm, zogen ihn zur Seite und lösten ihm dort den Leibriemen. „Kommt her!“ sagten jene. Der Elevator wurde angehalten, wir traten hinzu.

Julius war blass geworden und sagte: „Was hat er gesagt? Er wolle hier nicht gesund stehen, wenn er den Hecht gestohlen hätte. Ihr habt es alle gehört. Hier ist der Hecht. Er hat ihn unter der Bluse gehabt.“

## **DAS WEIHNACHTSWUNDER**

*Felix Timmermans*

Am Tage darauf war Weihnachten, und die Luft stand glasklar gefroren, zartblau über der weiten, in einen weißen Pelz verummten Welt.

Und der lahme Hirt Suskewiet, der Aalfischer Pitjevogel mit seinem Kahlkopf und der triefäugige Bettler Schrobberbeeck gingen zu dritt die Höhe ab, als die heiligen drei Könige verkleidet.

Sie trugen mit sich einen Pappstern, der sich auf einer hölzernen Stange drehte, einen Strumpf, das gesammelte Geld darein zu bergen, und einen Doppelsack, um die Ess-Sachen hineinzustecken. Ihre armseligen Röcke hatten sie umgekehrt; der Hirt hatte einen hohen Hut auf, Schrobberbeeck trug eine Blumenkrone von der Prozession her auf dem Kopfe, und Pitjevogel, der den Stern drehte, hatte sein Gesicht mit Schuhwiche eingeschmiert.

Es war ein gutes Jahr gewesen mit einem fetten Herbst: die Bauern hatten alle ein Schwein ins Pökelfass gelegt und saßen, ihre Pfeife schmauchend, mit Speckbäuchen vor dem heißen Herd und warteten sorglos auf den Frühling.

Der Hirte Suskewiet kannte so schöne, fromme Lieder aus alten Zeiten, Pitjevogel verstand den Stern so gleichmäßig zu drehen, und der Bettler wusste so echte, traurige Bettleraugen zu ziehen, dass, als der Mond rot heraufkam, der Fuß des Strumpfes voller Geld saß und der Sack

sich blähte wie ein Blasebalg. Es steckte Brot darin, Schinkenknochen, Äpfel, Birnen und Wurst.

Sie waren in fröhlichster Laune, stießen sich wechselseitig mit den Ellbogen und genossen bereits das Vergnügen, am Abend einmal ein ordentliches Glas „Vitriol“ in der „Wassernixe“ zu trinken und sich mit dem guten und leckeren Essen den leeren Bauch so zu runden und zu prallen, dass man einen Floh darauf würde zerquetschen können.

Erst als die Bauern die Lampe ausdrehten und gähmend schlafen gingen, hörten sie mit ihrem Singen auf und begannen, ihr Geld in dem hellen Mondenschein zu zählen.

Jungens, Jungens, **Genever**\* für eine volle Woche! Und dann konnten sie sich noch frisches Fleisch dazukaufen und Tabak!

Den Stern auf der Schulter, stapfte der schwarze Pitjevogel flink voraus, die beiden anderen folgten, und das Wasser lief ihnen im Munde zusammen.

Aber ihre rauhen Seelen überfiel nach und nach eine seltsame Bedrücktheit. Sie schwiegen. Kam das von all dem weißen Schnee, auf den der hohe Mond so starr und bleich guckte? Oder von den mächtigen, gespenstigen Schatten der Bäume? Oder von ihren eigenen Schatten? Oder von der Stille, dieser Stille von mondbeschiedenem Schnee, in der nicht einmal eine Eule sich hören ließ und kein Hund nah oder fern bellte?

Dennoch waren sie, Schwärmer und Schweifer der abgelegenen Straßen, der einsamen Ufer und Felder, so leicht nicht einzuschüchtern. Sie hatten viel Wunderbares in ihrem Leben gesehen: Irrlichter, Spuk und sogar leibhaftige Gespenster.

Aber nun war es etwas anderes, etwas wie die würgende Angst vor dem Nahen eines großen Glückes. Es presste ihnen das Herz zusammen. Der Bettler sagte mutig: „Ich bin nicht bange!“ „Ich auch nicht“, sagten die beiden anderen zu gleicher Zeit mit zitternden Kehlen.

„Es ist Weihnachten heute“, tröstete Pitjevogel. „Und dann wird Gott von neuem geboren“, fügte der Hirte kindlich-fromm hinzu.

„Ist es wahr, dass die Schafe dann mit dem Kopfe nach Osten stehen?“ fragte Schrobberbeek.

„Ja, und dann singen und fliegen die Bienen.“ „Und dann könnt ihr mitten durchs Wasser gehen“, bestätigte Pitjevogel; „aber ich hab es niemals getan.“

Es war wieder diese Stille, die etwas anderes war als Stille, wie wenn eine fühlbare Seele im Mondenschein zitterte.

„Glaubt ihr, dass Gott nun wieder auf die Welt kommt?“ fragte ängstlich der Bettler und dachte dabei an seine Sünden.

„Ja“, sagte der Hirt, „aber wo, das weiß niemand... er kommt nur für eine Nacht.“

Ihre harten Schatten liefen nun vor ihnen her, und das vermehrte noch ihre Furcht.

Auf einmal merkten sie, dass sie sich verlaufen hatten. Schuld daran war der unendliche Schnee, der die gefrorenen Bäche, die Wege und das ganze Land überdeckt hatte.

Sie blieben stehen und sahen sich um; überall Schnee und Mondenschein und hier und da Bäume, aber kein Hof, so weit man blickte, und auch die wohlbekannte Mühle war nirgends sichtbar.

Sie hatten sich verirrt, und bei dem Mondenlicht sahen sie einer in des anderen Auge die Angst.

„Lasst uns beten“, flehte Suskewiet, der Hirt, „dann kann uns nichts Böses begegnen.“ Der Hirt und der Bettler murmelten ein Ave-Maria; Pitjevogel brummte nur so etwas vor sich hin, denn seit der ersten **Kommunion**\* hatte er das Beten verlernt.

Sie gingen um ein Gebüsch herum, und da war es, dass Pitjevogel in der Ferne friedliches Abendlicht aus einem Fensterlein strahlen sah. Ohne ein Wort zu sagen, nur froh aufatmend, gingen sie darauf zu.

Und da geschah etwas Wunderbares. Sie sahen und hörten es alle drei, aber keiner wagte davon zu sprechen.

Sie hörten Bienen summen, und unter dem Schnee, da, wo die Gräben waren, schimmerte es so hell, als ob Lampen darunter brannten.

Und an einer Reihe träumender Weiden stand ein lahmer Kirmeswagen, aus dessen Fenster Kerzenlicht kam.

Pitjevogel ging das Trepplein hinauf und klopfte an die Tür. Ein alter Mann mit einem harten Stoppelbart kam vertrauensvoll herbei und öffnete. Er wunderte sich gar nicht über die tollen Gewänder, den Stern und das schwarze Gesicht.

„Wir kommen, um Euch nach dem Weg zu fragen“, stotterte Pitjevogel.

„Der Weg ist hier“, sagte der Mann, „kommt nur herein!“

Verwundert über diese Antwort, folgten sie gehorsam, und da sahen sie in der Ecke des kalten leeren Wagens eine sehr junge Frau sitzen, in blauem Kapuzenmantel, die einem ganz kleinen, eben geborenen Kinde ihre fast leere Brust gab. Ein großer, gelber Hund lag daneben und hatte seinen treuen Kopf auf ihre mageren Knie gelegt.

Ihre Augen träumten voller Trübsal, aber als sie die Männer sah, kam Freundschaft hinein und Zuneigung. Und siehe, auch das Kindlein, noch mit Flaum auf dem Kopfe und mit Augen wie kleine Spalte, lachte ihnen zu, und besonders hatte das schwarze Gesicht des Pitjevogel es ihm angetan.

Schrobberbeeck sah den Hirten knien und seinen hohen Hut abnehmen; er kniete auch nieder, nahm seine Prozessionskrone vom Kopf und bereute plötzlich tief seine Sünden, deren er viele auf dem Gewissen hatte, und Tränen kamen in seine entzündeten Augen. Dann bog auch Pitjevogel das Knie.

So saßen sie da, und süße Stimmen umklangen ihre Köpfe, und eine wundersame Seligkeit, größer als alle Lust, erfüllte sie. Und keiner wusste warum.

Unterdessen versuchte der alte Mann in dem eisernen Herdlein ein Feuer anzumachen. Pitjevogel, der sah, dass es nicht ging, fragte dienstfertig:

„Darf ich Euch helfen?“

„Es nützt doch nichts, es ist nasses Holz“, antwortete der Mann.

„Aber habt ihr denn keine Kohlen?“

„Wir haben kein Geld“, sagte der Alte betrübt.

„Aber was esst ihr denn?“ fragte der Hirte.

„Wir haben nichts zu essen.“

Die Könige schauten verwirrt und voller Mitleid auf den alten Mann und die junge Frau, das Kind und den spindeldürren Hund.

Dann sahen sie sich alle drei untereinander an. Ihre Gedanken waren eins, und siehe, der Strumpf mit dem Geld wurde ausgekehrt in den Schoß der Frau, der Sack mit den Ess-Sachen wurde geleert und alles, was darin war, auf ein wackliges Tischlein gelegt.

Der Alte griff gierig nach dem Brot und gab der jungen Frau einen rosigen Apfel, den sie, bevor sie hineinbiss, vor den lachenden Augen ihres Kindes drehte.

„Wir danken euch“, sagte der alte Mann, „Gott wird es euch lohnen!“

Und sie machten sich wieder auf den Weg, den Weg, den sie kannten, wie von selbst in der Richtung auf die „Wassernixe“, doch der Strumpf steckte zusammengerollt in Suskewiets Tasche, und der Sack war leer. Sie hatten keinen Pfennig, kein Krümelchen mehr.

„Wisst Ihr eigentlich, warum wir alles diesen armen Menschen gegeben haben?“ fragte Pitjevogel.

„Nein“, sagten die andern.

„Ich auch nicht“, schloss Pitjevogel.

Bald darauf sagte der Hirt: „Ich glaube, dass ich es weiß! Sollte dieses Kind nicht vielleicht Gott gewesen sein?“

„Was du nicht denkst!“ lachte der Aalfischer, „Gott hat einen weißen Mantel an, mit goldenen Rändern besetzt, und hat einen Bart und hat eine Krone auf, wie in der Kirche.“

„Er ist früher zur Weihnacht doch in einem Stall geboren“, behauptete der Hirt.

„Ja damals!“ sagte Pitjevogel, „doch das ist schon hundert Jahre her und noch viel länger.“

„Aber warum haben wir denn alles weggegeben?“

„Ich zerbreche mir auch den Kopf darüber“, sagte der Bettler, dem der Magen knurrte.

Und schweigend, mit Gaumen, die nach einem tüchtigen Schluck Genever und dick mit Senf bestrichenem Fleisch lechzten, kamen sie an der „Wassernixe“ vorbei, wo noch immer Licht brannte, gesungen und Harmonika gespielt wurde.

Pitjevogel gab den Stern dem Hirten wieder, der ihn aufzubewahren pflegte, und ohne noch ein Wort zu sprechen, aber zufrieden in ihrem Herzen, gingen sie am Kreuzweg auseinander, jeder zu seiner Lagerstätte. Der Hirt zu seinen Schafen, der Bettler unter eine Strohmiete und Pitjevogel in seine Dachkammer, in die der Schnee hineinwehte.

## LUTHERS WEIHNACHTSLIED

*Max Jungnickel*

**Man schrieb\*** in Wittenberg das Jahr 1534. Draußen war's Winter mit kaltem Schneelicht.

Luther saß in seiner Studierstube vor lauter Akten und Bücherbergen und wühlte sich schreibend und blätternnd wie ein Bergmann in einen tiefen Schacht hinein.

Um seine Beine herum kroch ein kleines Mädchen, das mochte wohl so an die fünf Jahre sein. Sie war langzöpfig, hatte große, lachende Augen und hieß Magdalena. Luther lächelte, schob die dicken Akten zur Seite und **sann vor sich hin\***. Er fühlte ein leises, zärtliches Glockenspiel in seinem Herzen. Draußen rüttelte der Schneesturm.

Luther griff zum Federkiel, und er bildete Verszeile auf Verszeile. Und jede Zeile kam ihm vor, als wäre sie eine Säule zu einem Kirchlein. Und er schrieb und schrieb. Manchmal lauschte er nach unten, zu seinen Füßen. Und da haschte er den Liebreiz aus den Augen seiner Magdalena. Und der Kinderliebreiz wurde zum bunten Fenster

Das kleine Mädchen war eben dabei, Luthers Schuhriemen aufzulösen. Jetzt war sie fertig und warf den einen Schuh an die Lutherlaute, die in der Ecke, wie ein lustiger Fant, im Dunkeln stand. Die Laute klirrte und tönte. Lenichen jubelte und jauchzte und lachte. Luther nahm das

Lachen, das helle, klingende Kinderlachen und baute einen strahlenden Altar daraus für sein Kirchlein.

Und nun sang die kleine Luthertochter; ein ungeschicktes Kindersingen. Und das Kindersingen flog in das Lied, das der Doktor baute, und wurde zur läutenden Glocke darin. Luther war fertig, und er strahlte und griff seine kleine Tochter, setzte sie auf seinen Schoß und las, den blonden Kinderkopf an seine Brust gelehnt: „Vom Himmel hoch, da komm ich her, ich bring euch gute neue Mär; der guten Mär bring ich so viel, davon ich singen und sagen will“.

Draußen schneite es immer mehr. Der Kalender wartete sehnsüchtig auf das Christkind, das mit grüngoldenen Flügeln durch die Winterwolken fliegen sollte.

Und Luther las singend und lächelnd weiter. Und ihm war, als habe er auf seinem Schöße, warm in die Arme gedrückt, einen Engel eingefangen.

## **JA — ES GIBT WUNDER!**

*Hans Bertram*

Wir liegen in einem Felsloch an der Nordwestküste Australiens. Es ist offen zum Meer hin. Wie eine Kuppel wölbt sich die Decke über uns. 100 Meter vor uns liegen die Felsen des Kaps Bernier. Die Brandungswellen dröhnen an diese Felsen wie Glockenschläge in unsere Höhle, wir sind wie in einer Kirche.

Am Morgen des 36. Tages haben wir nochmals versucht, Schnecken zu finden, es war vergebens. Wir haben nun nicht mehr die Kraft, von unserer Höhle wegzukriechen, um von den Wasserpfüten, die der Regen zurückgelassen hat, zu trinken. Der Körper ist tot.

Die Karte Australiens haben wir weit fortgelegt. Wir brauchen nicht mehr zu wissen, wo Rettung ist, wir haben uns mit unserem Schicksal **abgefunden\***.

Der 39. Tag. Für ein paar Stunden noch ist Holz vorhanden. Am Abend wird das Feuer verlöschen. Dann wollen wir schlafen. Die

Gedanken verwirren sich. — Mit geschlossenen Augen beten wir ein Vaterunser, Wort für Wort. Und die Glocken läuten in unsern Dom...

Wer ruft mich? Wer weckt mich wieder? Ich wollte doch schlafen, einen langen, tiefen Schlaf.

Es ist Klausmann. Er ist wieder erwacht. Weshalb ruft er mich in die Wirklichkeit zurück? Ich war doch eingeschlafen, um nie mehr zu erwachen!

Nun geht die Sonne auf. Wie glänzend ist das unendliche Meer in den goldenen Strahlen — **Herrgott\***, schenk uns das Leben wieder! Und das Auge starrt in die Sonne, in die Sonne, die dort drüben über die Felsen des Kaps emporsteigt. Und — auf diesem Felsen — steht ein Mensch!

Bin ich wahnsinnig? Nein, nein. Der Schattenriss dort bewegt sich, sucht etwas, ich brauche nur zu schreien und — ich bin unfähig, auch nur zu rufen! Mit äußerster Kraft kann ich den Arm heben und hindeuten.

Klausmann sieht meine Bewegung, richtet sich auf — und dann höre ich einen Schrei, der nie aus meinem Ohr verklingen wird. Alles Entsetzen der unendlichen Zeit unseres Kampfes ums Leben klingt in diesem unmenschlichen Ton. Aber — er bringt die Rettung. Ein paar Sekunden später wäre der Mensch verschwunden gewesen, ohne uns in der Höhle gesehen zu haben.

Der Schrei hallt in den Felsen wider — der Schattenriss drüben erstarrt, wendet sich, sieht uns, winkt, springt mit großen Sätzen von Fels zu Fels — und steht jetzt am Eingang der Höhle...

Es kommt die Nacht, die erste wundervolle Nacht des neuen Lebens, der Wiedergeburt. Die Sonne war untergegangen, und wieder, wie so oft schon, sehe ich im Feuer des brennenden Horizontes im Westen die Heimat — aber jetzt weiß ich, dass ich meine Heimat wieder sehen werde...

Die leuchtenden Sterne über mir, wie oft haben sie unsere Verzweiflung gesehen, unseren Hilferuf, unsere Gebete gehört. Jetzt aber sind wir gerettet, jetzt leben wir wieder!

Meine Sprache ist zu arm, von dem Wunder zu sprechen. Das aber weiß ich, und diese Wahrheit steht fest vor meinen Augen geschrieben, überall geschrieben, ob ich das glänzende Meer sehe oder den Sternenhimmel, oder ob ich die Augen schließe: ich weiß, dass ich wiedergeboren bin, dass hier heute ein anderer Mensch atmet als vor 40 Tagen. Ich weiß, dass ich durch eine Lebensschule hindurchgegangen bin, wie sie strenger nicht sein konnte. Ich habe die Prüfung bestanden! Ich fühle, dass ich das Leben aus göttlicher Hand zurückerhalten habe und dass ich mir dieses neue Leben immer und immer wieder verdienen muss!

Hört zu, wie die Rettung geschah: Die Missionsstation Drysdale besitzt ein Motorboot. Seit zwei Jahren hat es die Station niemals verlassen. Ende Mai entschloss man sich zur Fahrt, entlang der Küste nach Wyndham, um das Boot überholen zu lassen. In Wyndham erzählt man dem Pater, dass zwei deutsche Piloten beim Flug nach Australien verschollen seien. Er ist wie alle anderen überzeugt, dass ihr Schicksal **besiegelt\*** ist. Nach wenigen Tagen fährt das Boot zur Missionsstation zurück, ankert zur Nacht in einer geschützten Bucht. Ein Eingeborener kommt an Bord und zeigt einen seltsamen Gegenstand. Er sei zur Küste gekommen, um zu fischen. Am Ufer habe er die Spuren zweier weißer Menschen gesehen. Er sei den Spuren bis zur Bucht gefolgt, dann seien sie im Wasser verschwunden gewesen.

Der Eingeborene hat sich mit dieser Tatsache zufrieden **gegeben\***, hat gefischt, wäre am nächsten Morgen zurück ins Inland gewandert, da er an der Küste kein Trinkwasser gefunden, hätte. Beim Fischen findet er eine ihm unbekannte Metallschachtel. Es ist ein Zigarettenbehälter mit den Buchstaben H. B. — Für den Pater" besteht kein Zweifel, dass er eine Spur gefunden hat. Eilboten bringen die Nachricht nach Wyndham. Es ist am 30. Tag der Notlandung... Wie soll man all dies Geschehen nennen?

In den ersten Tagen nach der Notlandung hatten wir beim Durchschwimmen einer Bucht unser gesamtes Gepäck verloren, als Krokodile Jagd auf uns machten. Aus dem Gepäck ist ein Zigarettenbehälter an Land geschwemmt. Ein Eingeborener kommt zur Küste, nur um ein paar

Stunden zu fischen. Dieser Eingeborene findet unsere Spuren und den Zigarettenbehälter. Der schwarze Mensch sitzt am Ufer, weiß mit dem blechernen Gegenstand nichts **anzufangen\***, will am nächsten Morgen zurück zum Lager im Inland. Und — in den gleichen Tagen fährt zum ersten Male seit zwei Jahren ein Motorboot entlang der Küste, ankert ausgerechnet in dieser Bucht, wo der Eingeborene sitzt, und ausgerechnet in der gleichen Nacht!

Das alles kann man nennen wie man will.

Mein Kamerad und ich — wir wissen, welcher Macht wir unser Leben zu verdanken haben!

Dass wir in diesem unendlichen Land gefunden sind — es war ein Gotteswunder!

## EINE LIEBESGESCHICHTE

*Siegfried Lenz*

Joseph Waldemar Gritzan, ein großer, schweigsamer Holzfäller, wurde heimgesucht von der **Liebe\***. Und zwar hatte er nicht bloß so ein mageres Pfeilchen im Rücken sitzen, sondern, gleichsam seiner Branche angemessen, eine ausgewachsene Rundaxt. Empfangen hatte er diese Axt in dem Augenblick, als er Katharina Knack, ein ausnehmend gesundes, rosiges Mädchen, beim Spülen der Wäsche zu Gesicht bekam. Sie hatte auf ihren ansehnlichen Knien am Flüsschen gelegen, den Körper gebeugt, ein paar Härchen im roten Gesicht, während ihre beträchtlichen Arme herrlich mit der Wäsche hantierten. In diesem Augenblick, wie gesagt, ging Joseph Gritzan vorbei, und ehe er sich's versah, hatte er auch schon die Wunde im Rücken.

Demgemäß ging er nicht in den Wald, sondern fand sich, etwa um fünf Uhr morgens, beim Pfarrer von Suleyken ein, trommelte den Mann Gottes aus seinem Bett und sagte: „Mir ist es“, sagte er, „Herr Pastor, in den Sinn gekommen, zu heiraten. Deshalb möchte ich bitten um einen Taufschein.“

Der Pastor, aus mildem Traum geschreckt, besah sich den Joseph Gritzan ziemlich ungnädig und sagte: „Mein Sohn, wenn dich die Liebe schon nicht schlafen lässt, dann nimm zumindest Rücksicht auf andere Menschen. Komm später wieder, nach dem Frühstück. Aber wenn du Zeit hast, kannst du mir ein bisschen den Garten umgraben. Der Spaten steht im Stall.“

Der Holzfäller sah einmal rasch zum Stall hinüber und sprach: „Wenn der Garten umgegraben ist, darf ich dann bitten um den Taufschein?“

„Es wird alles genehmigt wie **eh und je**“\*, sagte der Pfarrer und empfahl sich.

Joseph Gritzan, beglückt über solche Auskunft, begann dergestalt den Spaten zu gebrauchen, dass der Garten schon nach kurzer Zeit umgegraben war. Dann zog er, nach Rücksprache mit dem Pfarrer, den Schweinen Drahringe durch die Nasen, melkte eine Kuh, erntete zwei Johannisbeerbüschel ab, schlachtete eine Gans und hackte einen Berg Brennholz. Als er sich gerade daranmachte, den Schuppen auszubessern, rief der Pfarrer ihn zu sich, füllte den Taufschein aus und übergab ihn mit sanften Ermahnungen Joseph Waldemar Gritzan. Na, der faltete das Dokument mit umständlicher Sorgfalt zusammen, wickelte es in eine Seite des Masuren-**Kalenders**\* und verwahrte es irgendwo in der weitläufigen Gegend seiner Brust. Bedankte sich natürlich, wie man erwartet hat, und machte sich auf zu der Stelle am Flüsschen, wo die liebliche Axt Amors ihn getroffen hatte.

Katharina Knack, sie wusste noch nichts von seinem Zustand, und ebenso wenig wusste sie, was alles er bereits in die heimlichen Wege geleitet hatte. Sie kniete singend am Flüsschen, walkte und knetete die Wäsche und erlaubte sich in kurzen Pausen, ihr gesundes Gesicht zu betrachten, was im Flüsschen möglich war.

Joseph umging die rosige Gestalt — mit den Blicken, versteht sich —, rang ziemlich nach Luft, schluckte und würgte ein Weilchen, und nachdem er sich ausgeschluckt hatte, ging er an die **Klattkä**\*, das ist ein Steg, heran. Er hatte sich heftig und lange überlegt, welche Worte er

sprechen sollte, und als er jetzt neben ihr stand, sprach er so: „Rutsch zur Seite.“

Das war, ohne Zweifel ein unmissverständlicher Satz. Katharina machte ihm denn auch schnell Platz auf der Klattkä, und er setzte sich, ohne ein weiteres Wort, neben sie. Sie saßen so — wie lange mag es gewesen sein? — ein halbes Stündchen vielleicht und schwiegen sich gehörig aneinander heran. Sie betrachteten das Flüsschen, das jenseitige Waldufer, sahen zu, wie kleine Kringel in den Grund stießen und kleine Schlammwolken emporrissen, und zuweilen verfolgten sie auch das Treiben der Enten. Plötzlich aber sprach Joseph Gritzan: „Bald sind die Erdbeeren soweit. Und schon gar nicht zu reden von den Blaubeeren im Wald.“ Das Mädchen, unvorbereitet auf seine Rede, schrak zusammen und antwortete „Ja“.

So, und jetzt saßen sie stumm wie Hühner nebeneinander, äugten über die Wiese, äugten zum Wald hinüber, guckten manchmal auch in die Sonne oder kratzten sich am Fuß oder am Hals.

Dann, nach angemessener Weile, erfolgte wieder etwas Ungewöhnliches: Joseph Gritzan langte in die Tasche, zog etwas Eingewickelteres heraus und sprach zu dem Mädchen Katharina Knack: „Willst“, sprach er, „**Lakritz?**“\*

Sie nickte und der Holzfäller wickelte zwei Lakritzstangen aus, gab ihr eine und sah zu, wie sie aß und lutschte. Es schien ihr gut zu schmecken. Sie wurde übermütig — wenn auch nicht so, dass sie zu reden begonnen hätte —, ließ ihre Beine ins Wasser baumeln, machte kleine Wellen und sah hin und wieder in sein Gesicht.

Er zog sich nicht die Schuhe aus. Soweit nahm alles einen ordnungsgemäßen Verlauf. Aber auf einmal — wie es zu gehen pflegt in solchen Lagen — rief die alte Guschke, trat vors Häuschen und rief: „Katinka, wo bleibt die Wäsch!“

Worauf das Mädchen verdattert aufsprang, den Eimer anfasste und mir nichts dir **nichts\***, als ob die Lakritzstange gar nichts gewesen wäre, verschwinden wollte. Doch, Gott sei Dank, hatte Joseph Gritzan das weitläufige Gelände seiner Brust bereits durchforscht, hatte auch schon

den Taufschein zur Hand, packte ihn sorgsam aus und winkte das Mädchen noch einmal zu sich heran.

„Kannst", sprach er, lesen?"

Sie nickte hastig.

Er reichte ihr den Taufschein und erhob sich. Er beobachtete, während sie las, ihr Gesicht und zitterte am ganzen Körper.

„Katinka!" schrie die alte Guschke, „Katinka, haben die Enten die Wasch' gefressen?"

„Lies zu Ende", sagte der Holzfäller drohend. Er versperrte ihr, **weiß Gott\***, schon den Weg, dieser Mensch.

Katharina Knack vertiefte sich immer mehr in den Taufschein, vergaß Welt und Wäsche und stand da, sagen wir mal: wie ein träumendes Kälbchen, so stand sie da.

„Die Wasch', die Wasch'", keifte die alte Guschke von neuem. „Lies zu Ende", drohte Joseph Gritzan, und er war so erregt, dass er sich nicht einmal wunderte über seine Geschwätzigkeit.

Plötzlich schoss die alte Guschke zwischen den Stachelbeeren hervor, ein geschwindes, üppiges Weib, schoss hervor und heran, trat ganz dicht neben Katharina Knack und rief: „Die Wasch', Katinka!" Und mit einem tatarischen Blick auf den Holzfäller: „Hier geht vor die Wasch', Cholera!"

O Wunder der Liebe, insbesondere der masurischen; das Mädchen, das träumende, rosige, hob seinen Kopf, zeigte der alten Guschke den Taufschein und sprach: „Es ist", sprach es, „besiegelt und **beschlossen\***. Was für ein schöner Taufschein. Ich werde heiraten." Die alte Guschke, sie war zuerst **wie vor den Kopf getreten\***, aber dann lachte sie und sprach: „Nein, nein", sprach sie, „was die Wasch' alles mit sich bringt. Beim Einweichen haben wir noch nichts gewusst. Und beim Plätten ist es schon so weit."

Währenddessen hatte Joseph Gritzan wiederum etwas aus seiner Tasche gezogen, hielt es dem Mädchen hin und sagte: „Willst noch Lakritz?"

## DAS NÄCHSTE MAL ANDERE BLUMEN

*Ben Witter*

Alle starrten sie ihn an, im Zimmer 24 der Chirurgie. Mir war er auch zu lang und zum Umknicken dünn, und sein Kopf hing nach vorn, als hätte er es längst satt, so ein Kopf zu sein. Die lila Cordhosen waren abgewetzt, darunter schimmerte es weiß. Das brauchten aber nicht die Unterhosen zu sein, vielleicht lag es am Stoff, und das Mädchen in dem Bett am Fenster schien auch zu denken: „Wie groß er ist.“ Sie hob den Kopf, er gab ihr die Tulpen und zog das Kissen höher und klopfte auf den Rand. Das Mädchen wickelte die Tulpen aus, und er stopfte das Papier in seine Hosentasche.

Die Schwester brachte eine Vase für die Tulpen und sagte, er solle sich setzen.

„Fühl mal“, sagte das Mädchen, „bin ich oben weniger geworden?“ Er strich über ihre Schulter und etwas tiefer und sagte: „Das ist so geblieben“, und steckte seine Hände in die Hosentaschen.

Sie legte die Hände auf die Bettdecke und sagte: „Gib mir das Papier, ich werfe es in den Papierkorb.“

Er zog es wieder aus der Hosentasche, aber mit dem Papier fielen seine Zigaretten heraus. Er kroch auf dem Fußboden herum, um sie aufzuheben.

„Tulpen“, sagte sie.

Er sagte: „Ich dachte, nimm man die.“

„Ich kenne ein Lokal“, sagte sie, „da kann man von der Terrasse aus Tulpenbeete sehen.“

„**Lauter Tulpen\***“, sagte er.

„Setz' dich doch aufs Bett“, sagte sie.

Er setzte sich auf die Bettkante und stützte die Hände auf die Knie.

Sie sagte: „Es sind sieben.“

„Dass die nicht riechen“, sagte er.

„Dir ist es zu warm hier“, sagte sie und fühlte seine Hand an.

Er hielt sie fest und sagte: „Aber du hast Fieber, nicht?“

Sie schüttelte den Kopf, und er sagte: „Ich kann nächstes Mal ja andere Blumen mitbringen.“

Dann sah ich, wie sie sich ihre Hände ansahen. Er zog sein Taschentuch heraus und rieb ihre Hand trocken. Sie nahm die Vase vom Nachttisch.

„Kühlt das?“ fragte er.

Sie sagte: „Rutsch nach rechts, ich kann dich gar nicht sehen.“

Er sagte: „Das war schlimm, nicht!“

Sie schüttelte den Kopf.

„**Von wegen\***“, sagte er. Und sah auf die gewölbte Bettdecke.

Sie sah auch dahin. Er stellte die Vase wieder auf den Nachttisch und zog die Bettdecke gerade.

Draußen sagte die Schwester zu mir: „Wie vorsichtig der ist. Zuerst konnte man es mit der Angst kriegen, obwohl er so dünn ist, aber das hat nichts zu sagen.“ Sie öffnete die Tür und sagte: „Sehen Sie mal, er pustet ihr die Haare aus der Stirn.“

## VERSÖHNUNG

*Gottfried Kinkel*

Der Rhein stieg. Es musste schrecklich werden, wenn auch im Oberland das Tauwetter so plötzlich eintrat und wenn es dauerte. Wäre nur die Krippe im Herbst ordentlich gemacht worden! Aber jetzt war es zu spät; man musste auf einen Notbehelf denken. Kaspar lernte in der Todesangst um Weib und Kind und Herd seinen harten Mut beugen. Ohne diesmal seines Bruders Hilfe zu erbitten oder abzuwarten, rammte er an der Stelle der Krippe ein Dutzend der stärksten Tannenstämme in schräger Reihe ein, um den Stoß der Flut sanft abzulenken, und verband sie mit dickem **Weidenflechtwerk\***. So sicherte er sich die Zeit, um wenigstens seine beste Habe flüchten zu können.

Höher und höher schwoll die Flut. Weib und Kind musste er schon im **Nachen\*** wegschaffen; das Wasser stand in seinem zweiten

Geschoß. Er selbst blieb noch in dem gefährlichen Bau wie ein Schiffskapitän, der ein Wrack nicht verlassen mag, solange es nicht untersinkt. Es gelang ihm sogar, unter dem Schütze der eingeschlagenen Tannenbäume, die vortrefflich standhielten, ein großes starkes Scheunentor an diese seine Verschanzung heranzubugsieren und zur Verstärkung derselben vor dem Weidengeflecht zu befestigen. Dadurch bekam das Haus noch mehr Schutz. Als die Strudel heranschossen, bogen sich zwar die Tannen und krachten; aber weil sie nachgaben, richteten sie sich auch allemal wieder auf. Wenn jetzt die Flut nicht mehr wuchs, wie sie denn wirklich stillzustehen schien, dann war das Haus gerettet.

Aber an einem Abend verdunkelte sich der Himmel. Der Wind sprang spitz nach Westen um und jagte die sich bäumenden Wellen gerade auf das Dorf zu. Ein Platzregen wie ein Wolkenbruch fiel nieder; die Flut wuchs in jeder Stunde zwei Fuß und kletterte nun auch schon an Sebulons Hause empor.

Dieser legte sich in Kleidern aufs Bett in der Oberstube. Weil sein Haus sonst immer verschont blieb, war er nicht geflüchtet und hatte nicht einmal für einen Nachen gesorgt; dem Bruder aber, der auch in seiner Festung blockiert war und seinen Nachen da hatte, mochte er jetzt darum kein gut Wort geben. Auch ängstigte er sich nicht sonderlich, weil er sich auf die Festigkeit des Hauses verlassen konnte. Die Lampe hatte er brennend neben sich stehen und las in der **Postille**\*.

Auf einmal aber sah er das Wasser durch den Fußboden heraufquellen wie ein klares Waldbrünnlein im Frühjahr. Seine Haare sträubten sich. Siehe, da kam es auch schon lustig über die Türschwelle geriesel. Er sprang empor und riss die Tür auf. Ein voller Schwall brach ihm entgegen, und kaum war er auf den Schneidertisch geflüchtet, so stand das Wasser den Fenstern gleich. Es trat ihm der entsetzlichste Tod vor Augen. Wenn es jetzt noch stieg, bis es das Fenster gefüllt hatte, so wurde er unter der Decke erdrückt oder musste ersticken. Er lief ans Fenster, das nach dem Dorfe ging, und schrie um Hilfe; aber das Rauschen der Flut und der scharfe Pfiff des Windes schnitten ihm den Ton lautlos von den Lippen. Die Flut spielte innen und außen bis an seine Brust. Nach dieser Seite war

keine Rettung; aber nach dem Flusse zu blieb eine kleine Hoffnung. Dort stand dicht vor dem Fensterladen eine der Pappeln, welche er aus Hass hingepflanzt hatte. Er watete zum Bette, schlug eine wollene Decke, die noch trocken war, eng zusammen und band sie sich an den Hals. Dann kletterte er vorsichtig in den Fensterrahmen. Richtig, die Pappel stand noch und reckte seiner Hand einen starken Ast entgegen. Dicht hinter ihr schien auch das Dach vom Hause seines Bruders noch aus der Flut hervor. Er sah den Kaspar mit einer Laterne aus dem obersten Stockwerk in den Nachen steigen; er schrie ihn an, aber Hören war unmöglich. Kaspar zwang den Kahn mit aller Mühe auf die Tannenbäume oben bei der Krippe zu; Sebulon aber kletterte auf seiner Pappel so hoch hinauf, wie er starke Äste fand, setzte sich oben zurecht und erwartete, dass der Tag und die Hilfe kommen sollten. Bald überzeugte er sich, dass das Wasser ebenso rasch fiel, wie es gewachsen war. Schon wich es von dem Fenster, aus dem er sich geflüchtet hatte, und schon dachte er, dorthin zurückzukehren.

Da, es war eben der Morgen **am Grauen\***, erhob sich noch einmal mit kurzen, starken Stößen der Wind. Die Flut rauschte wilder, die Pappel schwankte stark. Eben wollte Sebulon seinen Rückzug **antreten\***, da hörte er oben an der Krippe einen entsetzlichen Krach, das Hausdach vor ihm sank mit furchtbarem Rauschen in die Flut, und in den Strudel, der dadurch entstand, senkte sich der Pappelbaum mit hinein. Krampfhaft hielt er sich fest. Der mächtige Stamm wurde von den Wellen im Kreise gedreht, unter und über gestürzt, und Sebulon musste den Tanz mithalten. Bald war er ein paar **Klafter\*** unter dem Wasserspiegel, bald drüber. Plötzlich empfand er einen Stoß. Der Ast, den er hielt, schleuderte ihn von sich und warf ihn unsanft auf etwas Hartes hin. Der Verstand **verging ihm\***; er fühlte, dass ihm das Blut aus der Nase strömte und dass er mit dem, worauf er lag, rasch stromabwärts trieb. Langsam sammelte er seine fünf **Sinne\***. Als er sein Lager befühlte und besah, war's ein großes Scheunentor, und am andern Ende desselben saß ein Mann — und der Mann war sein Bruder Kaspar.

Der Kaspar hatte am Wanken seines Hauses gemerkt, dass es drinnen nicht mehr geheuer sei. Deshalb bestieg er den Nachen, wagte aber nicht nach dem Dorfe zu fahren, wo er in der schwarzen Nacht und bei dem wilden Wellenschlage leicht an einen Baumwipfel stoßen und umschlagen konnte, sondern arbeitete sich durch das stillere Fahrwasser zu seinem Bollwerke hin, dessen Baumstämme am Abend vorher noch prächtig gehalten hatten. Dort lag er vor Sturm und Strömung geschützt vor Anker und merkte ebenso vergnügt wie Sebulon das Abnehmen der Flut. Aber jene Windstöße gegen Morgen trieben die Wellen gerade gegen die Schutzwand; vier Tannenstämme wichen endlich aus dem zerwühlten Boden, und die andern brachen in demselben Augenblick **in Splitter\***. Das schwere Scheunentor stürzte dem Kaspar beinahe auf den Kopf und schlug ihm die Spitze des Nachens weg. So blieb ihm nichts übrig, als von dem versunkenen Fahrzeug auf das Scheunentor selbst zu springen. Die losgeketteten Fluten heulten nun auf sein Haus zu. Er sah es zusammenbrechen wie Sebulon, und Tor und Pappel schossen in denselben Strudel hinein, der sie dicht aneinanderwirbelte und den Sebulon gleichfalls auf das bessere Rettungsboot absetzte. Als Kaspar einen Menschen auf das Tor geschleudert sah, war seine erste Meinung, ihn herabzuwerfen, damit die Last nicht zu groß würde; aber sein gutes Gemüt verwarf den Gedanken. Beim schwachen Morgengrauen erkannte er den verhassten Bruder, begnügte sich aber, soweit als möglich von ihm fortzurücken. So saßen sich denn die Brüder gegenüber, jeder auf einer Ecke des Tors, das reißend schnell mit ihnen abwärts trieb.

Als der Morgen hell anbrach, hatten sie einen trostlosen Anblick. Das Gewölk verzog sich, der Sturm hörte auf; aber unermesslich dehnte sich die trübe Flut, Bäume, Hausgerät und Leichen von Tieren mit sich wirbelnd, vor ihrem Auge aus. Fahrzeuge wagten sich in den Strudel nicht hinein. Schoß ihr Tor wohl einmal dichter an einem Ufer hin, wo Menschen sie hätten sehen können, so waren die doch zu feig oder zu sehr mit dem eigenen Unglück beschäftigt, um an die Rettung der Brüder zu denken. Jeden Augenblick drohte ihnen der Tod, wenn ihr Fahrzeug dicht an überschwemmten Baumwipfeln vorbeischoss oder mit Balken und

anderem Holzwerk in der Strömung zusammenstieß. Dazu lief der Wind wieder nach Norden und fuhr ihnen eisig durch die nassen Kleider. Sebulon nahm die Decke, die er sich an den Hals gebunden hatte, schlug sie auseinander, und als er sie noch ziemlich trocken fand, wickelte er sich hinein. Aber auch so klapperten ihm die Zähne aneinander.

Da fielen ihm denn in seiner **Seelenangst\*** allerlei gute Sprüche von der Bruderliebe und Vergeltung ein, und die lagen ihm schwer auf dem **Gewissen\***.

Dem Kaspar seinerseits war's noch banger in seinem **Gewissen\***, und er betete leise für sich ein Vaterunser nach dem andern. Auch ihn fror jeden Augenblick ärger. Da blitzte es ihm auf einmal durch **die Seele\***, dass er vor dem letzten Einsteigen in den Nachen eine Flasche Kornbranntwein zu sich gesteckt hatte für alle Fälle. Er griff danach — und schau, sie war ganz geblieben. Er zog einen tapfern Schluck, und die Augen wurden ihm munterer.

Bei diesem Anblick klapperten dem armen Sebulon die Zähne noch ärger. Kaspar sah es, und ganz langsam, als wollt' er die Worte zählen, presste er die Frage heraus: „Sebulon, willst du auch einen Schluck?“

Über das Antlitz des Schneiders floss es wie glättendes Öl. Die Not war zu groß, sein Herz war gebrochen. Leise zitterte ein Ja ihm zwischen den zusammengedrückten Zähnen durch.

Da kroch Kaspar vorsichtig in die Mitte der Scheuentür und Sebulon ebenso vorsichtig ihm entgegen; denn aufrecht gehen durften sie nicht, sonst wäre das Fahrzeug umgekippt; der eine gab die Flasche, der andere nahm sie und tat einen tiefen Zug.

Aber mit der Wärme, die jetzt in ihre Adern floss, erwachte auch wieder der Trotz. Sebulon gab die Flasche zurück, sagte: „Ich danke“, und wendete dem Kaspar den Rücken, um auf seinen Platz zurückzukriechen.

Abermals schwammen sie wohl eine Stunde. Die Sonne kam hell herauf, die Natur wurde ruhiger. Kaspar, von den Anstrengungen der letzten Tage und Nächte erschöpft, konnte dem Schlaf nicht widerstehen und nickte vorwärts und rückwärts.

Sebulon sah die Gefahr seines Bruders, und nun war das Sprechen an ihm. „Kaspar“, sagte er, „streck dich und schlaf, du versäufst mir sonst; ich will wachen und dir zurufen, wenn sich eine Rettung zeigt.“

Das ließ sich der andere nicht zweimal sagen, sondern fiel vornüber auf den Bauch, legte die Arme unter den Kopf und fing an zu schnarchen. Sebulon kroch leise zu ihm, nahm die wollene Decke von seinen Schultern und legte sie vorsichtig über den Bruder hin.

Noch eine Stunde verfloss. Da meinte Sebulon, es gehe langsamer. Er sah sich um und hätte beinah laut aufgeschrien vor innerem Jubel. Denn er bemerkte deutlich, dass die Hauptströmung jetzt rechts von ihnen sich hinabwälzte, während sie selber in ruhigerem Wasser auf einen schwarzen Strich zutrieben, der ein Ufer zu sein schien. Als er dies alles überschaut hatte, weckte er den Kaspar. Dieser richtete sich auf, reckte sich und sagte: „Ja, die Gegend kenn' ich. Das Schwarze ist ein Damm, vor welchem stilles Wasser sein wird. Erreichen wir den, dann können wir auf ihm fortgehen bis aufs höher liegende Land.“

Sie tranken in der Freude noch einmal miteinander, und Kaspar gab dem Bruder die Decke wieder. Auf einmal aber rief er: „Wie kommt's denn, dass wir so schnell treiben, wenn doch ein Damm vor uns ist?“

Er erhob sich auf seine Füße und sah scharf vor sich hin. „Nun sind **wir verloren\***“, sprach er leise, „der Damm hat einen Riss, und wir sind gerade in der Strömung, die auf den Riss zugeht. Merkst du, wie es schnell reißt und immer schneller? Dort schäumt schon die wütende Flut; wir stoßen an und sind hin!“

Und so war es. Rascher als ein Dampfboot schoss das Tor auf die schmale Dammöffnung zu. „Noch fünf Minuten“, sagte Kaspar und kniete nieder wie ein Verdammter vor dem Henkerbeil — „noch vier — nun keine drei mehr.“

Aber Sebulon sah nicht mehr auf das Loch im Damme, sondern auf den Kaspar und sagte laut und fest: „Bruder, sollen wir denn als Feinde vor Gottes Richterstuhl **treten?\***“

Da brach dem Kaspar **das Herz\***, und mit dem Ruf: „Bruder, vergib mir!“ sank er in Sebulons offene Arme. Der aber rief: „So wollen wir

sterben!" Zum ersten Male seit vier vollen Jahren fühlte jeder sein Blut wieder warm durch die Glieder rollen, zum ersten Male wieder Tränen der Wonne aus den Augen rinnen. Dicht vor dem Tode waren sie glücklicher als je, weil jeder wieder ein liebend Herz an dem seinigen schlagen fühlte.

Ein heftiges Schaukeln riss ihre Lippen auseinander. Beide sahen nach dem Damm zu und erwarteten den Tod. Aber da war kein Damm mehr. Staunend blickte Kaspar rückwärts. Siehe, da lag der Damm schon hinter ihnen. Im Augenblick ihrer Versöhnung war der Tod an ihnen vorbeigegangen und ihr Fahrzeug wie durch ein Wunder mitten durch die Öffnung hineingeschossen, ohne rechts und links anzustoßen. Sie waren gerettet. Vor ihnen lag das höhere Land, auf welches die immer mehr sich stillenden Wellen sie langsam hinspülten. Da umarmten sie sich vor Freude noch einmal und ließen sich nicht mehr los, bis das Tor unter ihnen sich sacht auf ein weiches Ackerland hinauf schob.

Arm in Arm gingen sie ins nächste Dorf, trockneten daselbst ihre Kleider und stärkten sich mit Speise und Trank. Gerne hätten sie die Nacht da geruht, aber sie dachten an die Angst von Kaspars Frau und Kindern. Kaspar verkaufte sein Scheunentor und Sebulon die wollene Decke, etwas Geld hatte jeder außerdem bei sich, und so machten sie sich **auf die Beine\***. Alle Landstraßen waren überschwemmt. Sie mussten Umwege über die Gebirge suchen, und aus der Strecke, die sie in acht Stunden durchfahren hätten, wurden drei Tagesmärsche. Aber sie kamen ihnen nicht so lang vor wie die acht Stunden; denn in diesen drei Tagen, die ihnen so recht einsam geschenkt waren, tauschten sie nun alles und jedes aus, was beide in vollen vier Jahren durchlebt hatten. Die Herzen wuchsen fest wie ehemals zusammen, und sie machten Pläne, wie sie's nun daheim einrichten wollten zu gegenseitigem Glück.

## **DIE HERRGOTTSBRÜCKE**

*Diedrich Speckmann*

Seit Gründung der **Moorkolonie\*** Schwarzendorf waren die Detels und die Kücks Nachbarn gewesen. Ein Graben, der das zurück-

liegende Hochmoor entwässert, trennt ihren Besitz; aber eine darüber gelegte Eichenbohle mit Leitstangen hat ihn alle Zeit verbunden. — Über diese Brücke sprangen die Kinder, um mit Nachbars Kindern zu spielen. Sie diente dem jungen Volk, wenn's in die Spinnstuben ging, und den Alten, die am Feierabend einen Pfeifenkopf lang beim Nachbar plaudern wollten.

Auf einmal ist sie verschwunden. Konrad Detels Säge hat sie zersägt und der Backofen die Stücke verschluckt. Der schnurgerade dunkle Graben bildet jetzt die Scheide zwischen den beiden Gehöften.

Ludwig Kück und Konrad Detels sind einander **spinnefeind\*** geworden. Die böse Frage nach dem Recht am Wasser ist schuld. Mit eigenmächtiger Tat und Gegentat hat's angefangen. Und nun liegen sie zwei Jahre schon vor den Gerichten.

An Vermittlungsversuchen hat's nicht gefehlt. Gleich im ersten Termin vor dem Amtsgericht riet der alte Richter zu gütlichem Vergleich. Für keine Partei könne viel dabei herauskommen, wohl aber werde der Prozess mit allen Zeugenvernehmungen und örtlichen Besichtigungen einen Haufen Geld kosten. Aber Ludwig Kück hatte gesagt: „Ich will mein Recht, und wenn mein ganzer Hof dabei zum Teufel geht.“ — „Und ich denk ebenso!“ hatte Konrad Detels hinzugefügt und zur Bekräftigung mit der Faust auf den Tisch geschlagen. — Auch einsichtige Freunde aus der Nachbarschaft hatten zu vermitteln gesucht, das ganze Dorf musste ja unter der Feindschaft leiden! Und der Pfarrer nahm sich seine widerhaarigen Pfarrkinder einzeln vor und ermahnte sie, sich zu vertragen. Aber alle menschenmöglichen Versuche, die beiden zur Versöhnung geneigt zu machen, sind vergeblich gewesen.

An einem Sonntag im Juli lag schon in den frühen Morgenstunden eine schwüle, bleierne Luft über dem Moor, und der achtzigjährigen Großmutter Kück steckte es in allen **Gliedern\***, dass es ein schweres Gewitter geben würde. Über den Berg kam es dick und schwarz herüber. Und zur selben Stunde, als drüben im Nachbardorf der Pfarrer vor nur wenigen Leuten seine Predigt anfang, begann auch der

Herrgott im Gewitter mit der seinen, und es gab im ganzen weiten Moor kein Haus, in dem er nicht aufmerksame Zuhörer gefunden hätte.

Bei Kücks ist die Familie in Großmutter's Stübchen zusammen - gekrochen. Die alte Frau sitzt eingesunken in ihrem Lehnstuhl, ihre knöchernen Finger ruhen auf der alten Bibel, die sie aufgeschlagen im Schöße hält. Ein kleines Mädchen zu ihren Füßen hat die Schürze vor ihre Augen gepresst und den Daumen in die Ohren gestopft, so arg fürchtet es sich. Auch in den Gesichtern der Erwachsenen verhehlte sich die Angst nicht. Es schlägt in den Dörfern hier gar zu oft ein. Und jetzt im Hochsommer ist das Strohdach pulvertrocken, und auf dem Boden lagert das ganze Heu.

Und plötzlich — ein sekundenlanges grelles Leuchten und gleichzeitig ein noch längeres Rollen, Knattern, Krachen. Das Haus erbebt in seinen Grundfesten, von der Wand fällt ein großes Stück Kalkbewurf mit hartem Aufschlag zur Erde. Alle sind aufgesprungen und starren mit weiten Augen zur Decke.

Zuerst fasst sich der Bauer. Er stürzt hinaus. Ein scharfer Schwefelgeruch will ihm fast den Atem nehmen. Er jagt die Bodentreppe hinauf, in der sicheren Erwartung, dass der helle Flammenschein ihm entgegenlodern wird. Aber nein, der Heuboden liegt im Dämmerdunkel wie immer. Und auch das Nebengebäude ist unversehrt.

Da! Gute zehn Schritte vom Hause, den dicken Eichbaum auf des Nachbarn Grabenseite, den hat's getroffen; der Länge nach ist er gespalten. Die größere Hälfte ist stehen geblieben, die andere zu Boden geschmettert. Ludwig Kück, am ganzen Leibe zitternd, tritt heran, um das Werk der Zerstörung aus der Nähe zu besehen.

In dem Augenblick kommt auch Konrad Detels heran. Auch er hat gesehen, dass es in seinen Eichbaum eingeschlagen hat.

Nun stehen die Nachbarn sich an den Ufern gegenüber. Zwischen ihnen, quer über den Graben, die Spaltseite nach oben, liegt das abgespaltene lange Stück des Eichenstammes. Ludwick Kück sagt mit einer Stimme, in der der Schrecken der letzten Minute noch nachbebt: „Das war ein harter Schlag.“ — „Ja, das war wirklich ein harter Schlag“,

wiederholt Konrad Detels. Dann schweigen beide. Sie waren ja bittere Feinde, das hatten sie für den Augenblick ganz vergessen. Verlegen und unsicher sehen sie sich an.

Ein Blitz zuckt grell, da fahren sie erschrocken **zusammen\***. Jeder möchte wohl etwas sagen; aber keiner kann sich entschließen, den Anfang zu machen.

Endlich beginnt Konrad Detels stockend: „Unser Herrgott ... hat uns 'ne Brücke gebaut, gerade an derselben Stelle, wo wir... wo ich ... hm ... die alte abgebrochen habe.“

„Das stimmt“, bestätigte Ludwig Kück zögernd.

„Von mir hat er sie zu dir hinübergeschlagen...“, wiederholt Konrad, „. . . dann hilft da nun alles nichts: ich muss als erster rübergehen.“

Es wird ihm furchtbar schwer, aber dann geht er doch über den Graben. „Hier hast du meine Hand, Ludwig. Wollen wir uns nun vergleichen und gute Nachbarn werden?“

„Tja, das müssen wir wohl, der Herrgott hat's uns deutlich genug gesagt...“, und dabei hat er kräftig in die ihm dargebotene Hand geschlagen.

„Und diese Brücke, die lassen wir liegen, wie sie ist. Ich geh morgen gleich hin und mach' sie ein bisschen glatt“, sagt Konrad Detels.

„Aber ich helfe dir dabei“, verlangt Ludwig Kück. Und darauf geben sie sich noch einmal die Hände...

## **WILDRÄUBER IM GRAFENWALD**

*Hannes Kempp*

Die Herbstnebel lasteten schwer auf dem Waldgebiet am Fuße der Kampenwand. Manchmal trieb ein heftiger Windstoss die feuchtkalten Schwaden auseinander, und der Blick auf eine hochgelegene Alm wurde frei. Hinter ihr erhob sich schemenhaft der Berg, massig und dunkel wie eine düstere Drohung. Es war die Zeit der Abenddämmerung, in der die **Rotwildrudel\*** aus dem Tann zu kommen pflegten, um am unteren Rand

der Hochweide zu äsen. Dort, wo der letzte Bergsturm eine Fichte entwurzelt hatte, hockte hinter dem mannshoch aufgebrochenen Wurzelballen ein Mann. Er hielt das Jagdgewehr schussbereit in den Händen. Unter der breiten Hutkrempe quoll schwarzes Haar in dicken Locken hervor. Wie im Fieber glühten seine dunklen Augen und schienen den grauen Dunst durchbohren zu wollen. „Heut darf mir der kapitale Hirschen nicht ausgehen“, murmelte der Mann vor sich hin. „Lang genug hab ich nun schon auf ihn gepasst. Und keiner von den Jägern darf mir zuvorkommen...“

Irgendwo in der Nähe knackte ein dürrer Zweig. War da ein Tier unterwegs? Oder gar ein Mensch, der sich heranschlich?

Das Gesicht des Lauernden unter dem schwarzen Hut verzerrte sich vor Spannung. Drohend schob sich das kantige Kinn vor, als er langsam die Büchse hob.

Dumpf tastende Tritte ... Das Ächzen eines geborstenen Baumwipfels im Wind. Nichts sonst war zu hören.

Doch dann schlug wenige Meter entfernt das Geweih eines Hirsches gegen einen Fichtenstamm.

Nur in Umrissen erkennbar, wollte ein Vierzehnder aus der Dickung ins Freie streben, da krachte auch schon ein Schuss, und ins Herz getroffen brach das edle Tier zusammen. Unter ihm färbte sich das Moos rot.

Mit einem unartikulierten Laut sprang der Schütze auf. Er achtete kaum auf die Umgebung, sondern stürzte sich auf die Jagdbeute und begann in großer Eile die Enden einer Geweihstange abzutasten.

„Sieben... ! — Er ist's. Ich hab ihn endlich ...“

Ein Geräusch hinter seinem Rücken ließ ihn erschrocken hochfahren. Noch ehe er sich vollends umwenden konnte, ertönte eine scharfe Stimme durch den Nebel.

„Wilddieb, hoch die Hände! Wirf die Büchse fort! Du bist gefangen!“

Das Gewehr in der Rechten, hob der Angerufene langsam die Arme. Dabei lugte er mit zusammengekniffenen Augen über die Schulter nach hinten.

„Ah — der Herr Raubgraf persönlich“, spottete er, und seine Stimme klang rau und heiser. „Ein solch alter Mann sollte sich nicht in **eine Gefahr begeben\* ...**“

„Wirf die Büchse weg!“ ertönte noch einmal die Warnung des anderen, der in zwanzig Meter Entfernung vorsichtig stehen geblieben war.

„Ihr sollt ihn ja haben, den verrosteten Stutzen!“ antwortete der Wilderer höhnisch, senkte den bewaffneten Arm und — drückte sein Gewehr blitzschnell ab.

Der Schuss peitschte auf. Von der Kugel des zweiten Büchsenlaufes getroffen, brach der Jagdherr, Graf Rainsburg, stöhnend zusammen.

„Da hat er's!“ brummte der Schwarzlockige ungerührt. „Der stört meine **Pürschgänge\*** nicht mehr ....“

Dann ging er daran, das Geweih auszubrechen, auf das er es in erster Linie abgesehen hatte.

Eben war er damit fertig geworden, als vom Weidehang her eine Stimme ertönte:

„Jager, hast du drunten geschossen?“

**Der Wilderer\*** gab keine Antwort, er fluchte nur leise und riss das Geweih vollends aus der Schädelpartie des erlegten Hirsches, um mit seiner Beute in der nebschweren Dämmerung unterzutauchen.

Minuten später erwachte Graf Rainsburg aus seiner Bewusstlosigkeit. Laut stöhnend presste er seine Hand auf die stark blutende Wunde in seiner Brust.

„Wer hat hier geschossen?“ wurde von der Alm her noch einmal gefragt, und nun konnte man diese Stimme deutlicher hören. Es war die Stimme einer Frau.

Der Verwundete war nicht imstande, eine Antwort zu geben, aber sein unentwegtes Stöhnen wies der Näherkommenden die Richtung.

Es war die junge **Sennerin\*** Daniela Kettner, die zuerst den verendeten Hirsch entdeckte und schließlich auch den schwerverletzten Jagdherrn dieses Waldgebietes.

„Graf Rainsburg!“ stieß sie erschrocken hervor. „Sind Sie verunglückt?“

„Nein ...“, brachte er mühsam über seine Lippen. „Ein Wilddieb — es war — es war der schwarze...“

Die Stimme brach jäh ab.

Daniela Kettner presste ihre Hände voll Entsetzen auf den Mund. Sie war neben dem Verwundeten in die Knie gesunken, dessen Hand nun zitternd zur Brusttasche des Jagdrockes tastete.

Die Sennerin begriff die Geste des Grafen und knöpfte die Tasche auf, um das Verbandspäckchen hervorzuholen. Dann zog sie den Reißverschluss des ledernen Jagdrockes auf, öffnete das Hemd und drückte den sterilen, blutstillenden **Gazeballen\*** auf die Wunde. Nach Anlegen der Klebestreifen sprang sie sehr schnell wieder auf.

„Bleiben Sie ruhig hier liegen! Ich hole Hilfe herbei!“ rief sie dem Grafen noch zu, dann eilte sie davon. Der Besitz ihres Vaters, **der Ödhof\***, lag einige hundert Meter entfernt auf einer großen Waldlichtung. Hier lebte neben dem noch rüstigen Vater auch der Altknecht. Beide würden den Verwundeten holen und ins Haus tragen können.

Die Kunde von dem Vorfall erschreckte die Bewohner des Ödhofes.

Erdmann Kettner, der Vater der jungen Sennerin, schickte den Hütejungen sofort zum Forsthaus. Eine Trage war schnell hergerichtet, und dann lief Daniela den beiden Männern voraus.

Unterdessen war es vollends dunkel geworden. Aber Daniela strebte zielsicher der Unglücksstätte zu, dicht gefolgt von ihrem Vater und dem Knecht Jonas.

Und dann — ein Aufschrei aus Danielas Mund ... „Der Graf ist fort!“

Und der Hirsch war verschwunden...

## DER STUDENT AUS DEM PARADIES

*Severin Rüttgers*

Durch ein Dorf ging einmal ein armer Student, der hatte wenig Zehrgeld im Säckel, hielt aber die Füße lieber **unter dem Tische\***, als dass er sollt' in einem Buch studieren. (Wie man ihrer noch mehr findet.) Wie er aber nun in das Dorf hineinkam, ging er gegen eines reichen Bauern Haus; der war nicht daheim, sondern in **das Holz\*** gefahren. Die Frau aber, die vorher schon einen Mann gehabt, der Hans geheißten und gestorben war, die Frau stand auf dem Hof vor dem Haus. Und als sie den Studenten sah, sprach sie ihn an, wer er sei und **von wannen\*** er käme.

Antwortete der Student: „Ich bin ein armer Student und komm' von Paris.“ Die gute, einfältige Frau verstand's nicht recht, vermeint', er hätte gesagt, er käme aus dem Paradies. Fragte deshalb noch einmal: „Kommt Ihr aus dem Paradies?“ — „Ja, liebe Frau“, antwortete der Student; denn er merkte gleich, wen er vor sich hatte. Da sprach die Bäuerin: „Lieber, guter Freund, kommt mit mir in die Stube, so will ich Euch weiter fragen.“

Als er nun in die Stube kam, da hieß sie ihn niedersitzen, fing an und sprach: „Mein guter Freund, ich habe vorher auch einen Mann gehabt, Hans geheißten, der ist vor drei Jahren gestorben. Ach, du mein lieber Hans, Gott tröste deine liebe Seele! Ich weiß, dass er im Paradies ist, er ist wohl ein frommer Mensch gewesen. Lieber Freund, habt Ihr ihn nicht im Paradies gesehen? Oder kennt Ihr ihn nicht?“ Der Student sprach: „Wie heißt er denn mit Zunamen?“ Sie sprach: „Man hat ihn nur Hans Gutschlaf geheißten, er schielt ein wenig.“ Der Student besann sich und sprach: „**Potz\*** ja, ich kenn' ihn jetzt wohl.“

Die Frau sprach: „Wie geht es ihm, meinem guten Hansen?“ — „Schlecht genug“, antwortete der Student, „**der arme Tropf\*** hat weder Geld noch Kleider. Wenn gute Gesellen nicht das Beste getan hätten bisher, er wäre wohl Hungers gestorben. Denn wo irgend gute Gesellen zusammen sind, da holt er Wein und schenkt ihnen ein.“ Als die Frau das hörte, fing sie an zu weinen und sprach: „Ach, du mein Hans, nun hast du

nie einen Mangel bei mir gehabt und musst erst in jener Welt Mangel leiden! Hätte' ich das gewusst, ich wollt' dich wohl versorgt haben mit Geld und Kleidern, dass du auch andern gleich hättest zehren mögen. Denn du von **Gottes Gnaden\*** noch gute Kleider hast. Hätte ich nur einen Boten, ich wollt' dir's schicken und einen guten Zehrfennig dazu."

Auf diese Rede erwiderte der Student der Bäuerin: „O liebe Frau, seid **guter Ding\***! Wann es nur an einem Boten mangelt, so will ich Euch wohl soviel Gefallen tun und ihm's bringen. Denn ich will jetzt nächstens wieder ins Paradies. Ich hab' etlichen mehr Geld zu bringen." Als die Bäuerin das hörte, war sie froh und brachte dem Studenten zu essen und zu trinken und hieß ihn redlich zechen. „Denn ich will", sprach sie, „**dieweil\*** ein Ding zusammensuchen."

Also ging sie hinaus in die Kammer über den Kasten und nahm etliche Hemden, zwei Paar Hosen und den gefütterten Rock samt etlichen Schnupftüchlein, band's aufs sauberste ein, dass es fein bequem zu tragen war. Danach nahm sie etliche alte ungarische Gulden und gute altsilberne Pfennige, band's in ein weißes Lümplein, gab's dem Studenten mit dem Bündel und schenkte ihm auch etwas, damit er's fleißiger ausrichte. Als er nun gegessen und getrunken hatte, nahm er das Bündel mit den Kleidern auf den Hals, dankte der Frau und zog damit davon.

Nun war es eben um Mittag, dass der Bauer aus dem Holz heimkam, lief ihm die Frau entgegen und sprach: „Lieber Hauswirt, soll ich dir nicht Wunder sagen? Es ist ein Mann bei mir gewesen, der kam aus dem Paradies und kennt meinen Hansen selig wohl. Er hat mir gesagt, wie er so arm sei und großen **Mangel\*** leide. Da bin ich gegangen und hab' ihm seine Kleider geschickt samt etlichen ungarischen Gulden und gestempelten Groschen, von denen du nicht gewusst hast." Der Bauer erschrak und sprach: „Ei, du hast's dem Teufel auf den Kopf gegeben!" Saß schnell auf seinen besten Hengst und eilte dem Studenten nach.

Der Student aber lugte stets hinter sich; denn er versah sich wohl, es würde also gehen. Als er sah den Bauern hernacheilen, warf er geschwind das Bündel in einen Hang und fand von ungefähr eine Schaufel und ein Paar Buschhandschuh, die legte er an und schaufelte zu. Als nun

der Bauer zu ihm kam, fragte er, ob er nicht einen mit einer Bürde gesehen habe. „Ja, sobald er Euch gesehen, ist er über den Hang gesprungen und dem Holz zugelaufen.“ Der Bauer sprach: „Lieber, halt mir's **Ross**\*! So will ich ihm nacheilen.“ Sprang hiermit über den Hang dem Holze zu. Der Student nahm die Bürde, saß aufs Ross und ritt davon.

Als nun der Bauer niemand fand, kehrte er wieder um; so fand er weder Ross noch den, der's ihm gehalten. Da gedachte er wohl, wie's zugegangen wäre. Als er nun heimkam, fragte ihn die Frau, ob er ihn gefunden habe. Er sagte: „Ja, ich habe ihm das Ross dazugegeben, dass er's schneller ausrichte.“

## **DIE TOLLSTE FAHRT MEINES LEBENS**

*Hans Stuck*

Ich wollte zum Rennen nach Cueno in Italien. Mein Mechaniker und ich fuhren in unserm Privatwagen die Strecke Montreux—Sankt Moritz, um nach Martigny zu gelangen. In der Nähe von St. Moritz kommt uns abwinkend eine Reihe Soldaten entgegen.

„Großer Bergrutsch — die Strecke auf Tage gesperrt. Sie müssen, um nach Italien zu kommen, einen Umweg von zweihundert Kilometern machen.“

In Ollon müssen wir wegen eines Häufchens Menschen halten, die mitten auf der Straße stehen. Fuchteln, Schreien, Händeringen. Wir fragen nach dem Grund. Eine junge Frau wendet sich weinend an mich. „Ich muss binnen sechs Stunden in Turin sein. Ich habe in Montreux das Serum bekommen, das es in Turin nicht gibt — aber das Mittel muss spätestens bis zwölf Uhr nachts in den Händen des Arztes sein, sonst ist es zu spät. Der Zug wäre vorschriftsmäßig bereits um zehn Uhr abends dagewesen. Ein Flugzeug ist hier nicht zu bekommen, und ein Wagen schafft es nicht...“

Die arme Frau redet irre vor Angst.

„Steigen Sie ein!“ sage ich. „Ich fahre sowieso nach Turin — und so alles klappt, werden Sie **das Serum**\* drei Viertel zwölf bei sich zu Hause haben!“

Ich glaube meinen Worten selbst nicht. Verstohlen blickt mein Begleiter nach der Uhr. Sechs Uhr nachmittags. Zurückzulegen waren über den Großen St. Bernhard vierhundertzwölf Kilometer — rechnet man mit einem Durchschnitt von sechzig Kilometer, der in den Bergen kaum fahrbar ist, brauchten wir annähernd sieben Stunden — hieß also drei Viertel eins in Turin.

Wir sausen los. Hin und wieder fällt ein Wort — ein Satz. Unsere Begleiterin starrt auf die Uhr am Schaltbrett. Drei-, viermal winkt uns die Verkehrspolizei zu halten. Wir sehen und hören nichts und donnern mit unseren hundertzwanzig Kilometern durch Dörfer und Straßen, durch die französische Schweiz — dem Bernhard entgegen.

Es ist etwas nach neun — tiefschwarze Nacht, als wir die ersten Kurven des Bergriesen erklimmen. Ich bin in höchster Erregung — wie im Rennen —, schneide die Kurven und lege ein Tempo hin, dass ich mich selber wundere. Einmal, als wir in fünfzehnhundert Meter Höhe auf einer Eisfläche ins Gleiten kommen, schreit die Frau neben uns entgeistert auf. „Wenn wir verunglücken, stirbt mein Kind!“ „Wenn wir nichts wagen — bestimmt!“ erwidere ich unbarmherzig und gebe Gas.

Oben am Gipfel kommen uns die Mönche entgegen.

„Sie können nicht hinunterfahren. Die Straße ist nicht ganz freigeschauft. Erst im Juli sind wir so weit!“

„Man kann nicht — aber ich muss —“

Und nun beginnt wirklich die tollste Fahrt meines Lebens. Ich habe es nicht für möglich gehalten, dass wir gut hinunterkommen würden. Zwischen Schneewehen und Eisblöcken windet sich mein schwarzweißer „Windhund“ ächzend und stöhnend hin und her. Oft gehen wir quer oder rückwärts durch die Biegungen. Immer knapp am Stehenbleiben. Trotz der Kälte ist mir glühendheiß, und ich bekomme fast keine Luft mehr...

Um ein Viertel elf sind wir im Tal. Noch hundertzwanzig Kilometer bis Turin. Meine Bremsen, die nass wurden, versagen. Aber jetzt ist

es gleich. Ohne rechts und links zu sehen, geht es die wunderbaren italienischen Straßen im Hundertvierzig-Kilometer-Tempo geradeaus ...

Fünf Minuten vor drei Viertel zwölf Uhr halten wir vor dem Haus der jungen Frau. Mann und Arzt stürzen uns entgegen...

Ehe wir uns verabschieden, nimmt mich der Hausherr am Arm: „Alles, was in meiner Macht steht, will ich für Sie tun. Meine Frau erzählte mir, Sie seien ein so ausgezeichneter, waghalsiger Fahrer. Ich habe Beziehungen zu einer bedeutenden Kraftwagenfabrik; wollen Sie, dass ich mich für Sie **verwende**? \*"

„Vielen Dank, ich habe selbst einen Rennwagen; der kommt aber mit der Bahn“, entgegne ich eilig und rücke mich zum Weiterfahren zurecht.

„Aber Ihren Namen, bitte, Ihren Namen!“ ruft der Mann aufgeregt.

„Hans Stuck!“ rufe ich noch zurück und winke mit der Hand...

„Der Stuck — na, da wundert mich das nicht mehr“, hört mein Mechaniker noch den Zurückbleibenden rufen, und dann sind wir bereits um die Ecke...

Bei dieser Fahrt habe ich mehr **Angst geschwitzt**\* als bei irgendeinem Rennen!

## UND DOCH GERETTET!

*Selma Lagerlöf*

Es ist in einer Zelle im **Helsingfors**\* Gefängnis. Eine große, hagere Dame, in sehr einfachem, anliegenden grauen Kleide ist eben eingelassen worden, und die Türe hat sich hinter ihr geschlossen. Vor ihr auf dem Boden liegt ein Mann in Gefängniskleidern ausgestreckt. Er hat nicht die leiseste Bewegung gemacht, als die Türe sich öffnete, und liegt noch immer regungslos da, den rechten Arm über den Augen.

Die Besucherin tut eine Weile gar nichts, sondern begnügt sich damit, den Liegenden zu betrachten. Das ist ein Mann, von dem sie schon viel gehört hat, kein gewöhnlicher kleiner Dieb oder Fälscher, sondern ein

großer Verbrecher, ein Waldräuber, der ein halbes Dutzend Menschen ermordet, Reisende ausgeplündert und mehrere **Sprengel\*** dort oben an der russischen Grenze **unsicher gemacht hat\***. Als er nun endlich eingefangen und zu lebenslänglicher Strafarbeit verurteilt wurde, hat er sich so stark und wild gezeigt, dass das Gefängnispersonal sich gar nicht zu helfen weiß und es für lebensgefährlich ansieht, seine Zelle zu betreten. Sie, die nun ganz einsam und wehrlos da drinnen steht, musste einen förmlichen Kampf mit dem Gefängnisdirektor bestehen, bis sie die Erlaubnis erwirken konnte, diesen Gefangenen zu besuchen.

„Hallonen“, sagt sie schließlich mit leiser, aber ganz sicherer Stimme. „Ich bringe Ihnen Grüße von Ihren Verwandten in der **Wasagegend\***.“

Der liegende Mann antwortet nichts auf diese Anrede. Er schläft oder stellt sich schlafend. Sie weiß es nicht recht.

Sie wartet eine Weile, dann beginnt sie wie zuvor: „Ich habe Grüße für Sie, Hallonen, von Ihren Verwandten.“ Der Mann beharrt dabei, ihr nicht zu antworten. Da beugt sie sich hinab und zupft ein wenig an seinem Rockärmel.

Im selben Augenblick, in dem sie ihn berührt, schnellt der Mann, der da mit Fesseln an Händen und Füßen liegt, vom Boden auf und steht wie durch ein Wunder aufrecht vor ihr. Sie staunt über seine außerordentliche Geschmeidigkeit und **Behändigkeit\***, und noch mehr staunt sie über ihn selbst, wie er jetzt vor ihr steht. Er ist der größte Mensch, den sie je gesehen hat, ein richtiger Riese, aber so gut gewachsen, dass er ihr geradezu als **Urbild\*** eines Menschen erscheint. Sein Gesicht ist ebenso schön wie alles andere an ihm, und seine Haltung ist die eines Fürsten.

Die Besucherin war unwillkürlich einen Schritt zurückgewichen, als er so plötzlich vom Boden in die Höhe schnellte. Und sie hat auch allen Grund, sich zu fürchten, denn der Gesichtsausdruck des Räubers ist in höchstem Maße drohend. Er sieht aus wie ein Mann, dessen Geduld aufs **äußerste gereizt\*** ist, und der nun beim geringsten Anlass bereit sein

kann, seine gefesselten Hände zu einem Schlage zu erheben, der schwer genug fallen kann, um jeden zu töten, den er trifft.

Er hat gleich gemerkt, dass er sie erschreckt hat, und er lächelt ein hämisches Lächeln.

„Wer sind denn Sie?“ fragt er mit einem Ausdruck, als spräche er zu einer kriechenden Ameise auf einem Waldwege.

Sie nennt ihren Namen und wiederholt, dass sie ihm Grüße bringe. Sie ärgert sich über sich selbst, dass sie in bedrücktem Tone spricht. Nun hat sie jedoch den ersten augenblicklichen Eindruck der Angst überwunden. Was sie jetzt empfindet, ist eine niederdrückende Hoffnungslosigkeit. Sie hat das Gefühl, dass sie in den Käfig eines schönen Tieres des Waldes gekommen ist, das zu zähmen und zu beherrschen sie sich nicht imstande fühlt.

Der Räuber kümmert sich noch immer nicht um ihre Grüße, aber ihr Name fällt ihm auf.

„Mathilda Wrede“, sagt er. „Da sind Sie vielleicht mit dem General in Wasa verwandt?“

„Mein Vater war General und Gouverneur in Wasa. Kannten Sie ihn, Hallonen? Er ist jetzt tot.“

Der große stattliche Gefangene misst sie mit einem gering-schätzigen Blick.

„Der General war ein **schmucker Mann**\*. Schade, dass Sie ihm nicht nachgeraten sind!“ —

Als er das gesagt hat, zieht sich sein Körper wie zu einem Sprung zusammen, und seine Augen glitzern boshaft. Man könnte glauben, dass er versucht, die Besucherin zu reizen, ihm eine unfreundliche oder strafende Antwort zu geben, um einen Vorwand zu finden, sie anzugreifen. Während Mathilda Wrede noch zögert, ob sie etwas auf die letzte Bemerkung erwidern soll, begegnen ihre Augen den seinen, und sie sieht rasch den mordlustigen Funken, der im Augwinkel lauert. Sie sieht, dass ihr Leben in Gefahr ist, aber dies erweckt ganz plötzlich ihre besondere Begabung, die sie lehrt, wie sie verbrecherische und verirrte Menschen behandeln muss. Damit kehrt ihre ganze Sicherheit wieder, und

es belustigt sie sogar, zu sehen, wie durchdrungen dieser ungezähmte Waldmensch von seiner Überlegenheit ist, trotz des Elends, in das er geraten ist.

„Alle können nicht so schön sein wie Sie, Hallonen, und mein Vater“, antwortet sie keck. „Aber wir müssen ja doch auch versuchen, zu leben.“

Die Spannung in der Haltung des Räubers lässt nach, und er richtet sich wieder auf. Das ist nicht die rechte Gelegenheit zuzuschlagen. Ihre Antwort hat ihn entwaffnet.

„Sie sind eine ganz verständige Person“, sagt er und lacht. „Ich habe geglaubt, Sie sind nur hergekommen, um **zu predigen**\*.“

Wieder der böse Blitz im Auge. In allem, was er sagt, liegt eine Falle. Er will sie reizen, ihm jene scharfe Antwort zu geben, die ihm Anlass bieten soll, sich auf sie zu stürzen.

Doch ihre Antwort kommt würdig und mit untrüglicher Sicherheit:

„Wenn Gott Ihnen eines Tages gestattet, Hallonen, sich ihm zu nähern, werde ich sehr froh sein, Ihnen den Weg zu seinem Throne zeigen zu dürfen. Bis dahin ist es besser, wenn wir von etwas anderem sprechen.“

Der Räuber scheint sie nicht verstehen zu wollen.

„Warum sind Sie dann hergekommen, wenn Sie nicht predigen wollen?“ fragt er streng.

„Ich komme zu Ihnen, Hallonen, wie zu den andern hier im Gefängnis, um Ihnen all die Hilfe zu bringen, die in meiner Macht steht. Ich kann Ihnen Briefe schreiben, ich kann Ihnen Nachrichten von Ihren Nächsten verschaffen, und wenn es irgendwo im Walde eine Frau oder ein Kind gibt, die jetzt **Not leiden**\*, weil Sie gefangen sind, so kann ich auch ihnen Hilfe bringen.“

„Das sind lauter **Ausflüchte**\*“, ruft der Räuber. „Es kommt doch auf nichts anderes heraus, als auf Buße und Bekehrung. Sie sind nur hergekommen, damit ich **meine Sünden bereue**\*. Aber ich will nicht. Ich habe zu viel Böses getan, um noch bereuen zu können.“

Er hat sich selbst in Zorn gesprochen, er ist ganz rot vor Wut, und er rutscht dicht zu ihr hin und schüttelt seine geballten Fäuste vor ihrem Gesicht.

Sie versteht, dass er mit ihr **Händel sucht\***, aber während sie mit jedem Augenblick, der vergeht, ihr Leben in immer größerer Gefahr sieht, stellt sie sich vor, in welchen Zustände der Erregung dieser Sohn der Wildnis sich befinden muss. Sie begreift, dass dieser Mann, der sich mit seiner Kraft und Schönheit gebrüstet, der sich in seinem Ort als Großmacht gefühlt hat, furchtbar darunter leiden muss, ein verachteter Gefangener zu sein. Sie fühlt das instinktive Mitleid mit dem gefangenen **Königsadler\***.

Das macht es, dass sie sich weder reizen noch einschüchtern lässt. Sie antwortet noch immer mit derselben Sanftmut:

„Ich bin nicht hier, um Ihnen zu schaden, Hallonen.“ Vielleicht wird er von einem Zittern des Mitgefühls in ihrer Stimme angenehm berührt. So etwas ist ihm nicht mehr begegnet, seit sein Elend begann. Er lässt die Hände wieder sinken, schlurft ein paar Mal in der Zelle hin und her und setzt sich dann auf eine schmale **Pritsche\***, die einzige Sitzgelegenheit der Zelle.

„Trauen Sie sich herzukommen und sich neben mich zu setzen?“ Das ist natürlich eine neue Falle. Er späht gierig nach einem Zögern bei ihr. Mit Absicht hat er sich so gesetzt, dass er zwischen sie und die Tür kommt.

Sie weiß augenblicklich, was weniger gefährlich ist, und sie geht hin und setzt sich neben ihn.

„Ich möchte Ihnen etwas sagen“, beginnt er. „Aber Sie erzählen wohl alles denen da draußen?“

Sie macht eine **erzürnte\*** Bewegung. „Glauben Sie, ich erzähle etwas weiter, was mir ein Gefangener anvertraut hat?“

Er schweigt jetzt einen Augenblick, dann beginnt er ganz unvermittelt mit ihr vom Walde und der Wildnis zu sprechen. Er beschreibt ihr Sonnenaufgänge und Sturmnächte, große, schöne Bäume, die er liebt, geheimnisvolle Waldseen, starke, listige Tiere, deren Lebensweise er

nachahmen zu wollen scheint. Er spricht von all diesem schöner als irgendein Dichter und dazu mit der **eingehendsten Kenntnis\***. Sie hört ihm mit solchem Interesse zu, dass sie beinahe vergisst, wem sie lauscht.

Plötzlich springt er so heftig auf, dass die Fesseln klirren, und er sagt mit leidenschaftlicher Sehnsucht:

„Können Sie nicht verstehen, dass einer, der dort draußen gelebt hat, es in einem solchen Loch nicht aushalten kann? Man muss sich in irgendeiner Weise befreien.“

„Ich verstehe schon, dass Sie sich hinaussehen, Hallonen“, sagt sie. Er steht jetzt drüben an die Wand gelehnt. Sein Gesicht ist ganz kalt und unerschütterlich geworden, und mit **unheilverkündender\*** Ruhe sagt er:

„Ich will Ihnen jetzt sagen, woran ich dachte, als ich vorhin da lag und Sie hereinkamen. Ja, ich schwor mir selbst mit allen Eiden zu, den ersten Menschen, der in meine Zelle kommen würde, zu erschlagen.“

Er verstummt einen Augenblick, aber da sie ganz still sitzen bleibt und nichts erwidert, fährt er fort:

„Ich muss mich in der einen oder anderen Weise freimachen, das können Sie doch verstehen. Ich glaubte, ich hätte schon so viele ermordet, dass es für die Todesstrafe reichte. Aber nein! Darum bin ich gezwungen, noch einen oder zwei oder drei totzuschlagen, so viele eben nötig sind, um ein Ende zu machen. Ich habe es gestern versucht, aber es ist nicht gelungen.“

„Sie wollen mir also sagen, Hallonen“, sagt sie, immer noch ohne von der Pritsche aufzustehen oder dem Gefängniswächter, der zweifellos vor der Türe steht und das **Betragen\*** des gefährlichen Gefangenen beobachtet, ein Zeichen zu geben, „dass Sie mich erschlagen wollen.“

„Das war die ganze Zeit meine Absicht“, sagt er. „Aber ich denke mir nun, dass ich doch eigentlich einen Mann gemeint habe, als ich mir das zuschwor. Darum können Sie meinethalben Ihrer Wege gehen, aber gleich.“

„Und wenn ich nicht gehen will, Hallonen?“

„Es ist jetzt nicht die Zeit zu Spaßen, Fräulein. Ich habe mein letztes Wort gesagt. Wenn Sie gleich gehen wollen, dann sollen Sie verschont bleiben.“

Er wartet darauf, dass sie sich entfernt, aber sie rührt sich nicht. „Sie sollen rasch Ihrer Wege gehen, sonst...“

Sie richtet einen ruhigen Blick auf ihn.

„Sie wollen also den ersten totschiagen, Hallonen, der herein- kommt, wenn ich fortgegangen bin?“

„Das habe ich gesagt.“

„Da verstehen Sie doch, Hallonen, dass ich bleiben muss.“

„Sie müssen bleiben?“

„Ich kann mich nicht auf Kosten eines anderen retten, Hallonen, wenn jemand sterben muss, warum sollte ich es nicht sein?“

Sie wendet sich ein wenig von ihm ab, faltet die Hände und vertieft sich in ihr Gebet, ohne zu ihm hinzusehen. Und im selben Augenblick nimmt ihr Gesicht einen Ausdruck der Sehnsucht und der strahlenden Hoffnung an. Nun ist der Augenblick der Befreiung gekommen. Endlich ist sie vorbei, diese **Wanderung durch Bosheit und Elend\***, vorbei ist alle Müdigkeit, alles Misslingen, vorbei der Kampf, der doch nie zu dauerndem Siege führen kann. Jetzt **harrt\*** ihrer nur Frieden, Freiheit, Erlösung von allem Übel.

Sie hört den Mann drüben an der Wand ein paar Mal mit seinen Ketten rasseln. Sie hört ihn schwer nach Atem ringen. Endlich kommt er näher. Sie hört einen rohen, wilden Schrei aus qualvoll zusammengepresster Kehle.

Aber es folgt kein tödlicher Schlag, wie sie es erwartet hat, sondern der Räuber stürzt zu Boden und liegt ihr zu Füßen, weinend, fassungslos, schmerzlich, ohne die Kraft, seine Bewegung zu beherrschen.

Mit einem Seufzer beugt sie sich über ihn. Gerettet also, gerettet, um weiterzuwandern auf mühseligen Pfaden durch stechende Dornen und Giftschlangen.

## MÜSSEN FRAUEN SEIN?

*Bernd Philipp*

Immer mehr Frauen schreiben immer mehr Bücher, schon aufgefallen? Die Damen schreiben über ihre Befindlichkeit als ledige Mutter mit Kind, als verheiratete Mutter mit vier Kindern, als berufstätige, geschiedene Frau ohne Kind, als Witwe ohne Kind und Beruf, als Hausfrau mit drei Kindern und Mann und Geliebtem, als Geliebte ohne Kind und ohne Beruf, als Tochter mit geschiedenen Eltern usw.

Stark, wie man die Situationen des Lebens so **auffächern\*** kann. Andererseits scheint mir, dass Männer mit der Schilderung ihrer Schicksale wesentlich zurückhaltender sind. So gibt es kaum Bücher, in denen ledige Männer über ihre Doppelbelastung in Haushalt und Beruf klagen. Auch fehlt in der Literatur die Beschreibung, wie ein Mann, der als Halbweise aufwuchs und noch dazu arbeitslos ist, mit der **desolaten\*** Tochter-Mutter-Beziehung der Großmutter väterlicherseits zu Rande kommt.

„Ist doch komisch“, sage ich zu Susi, „dass die Frauen jetzt literarisch so zuschlagen. Hast du dafür eine Erklärung?“

„Natürlich“, sagt sie. „Ihr Männer habt uns Frauen jahrhundertlang ausgebeutet und uns zu euren Dienstmädchen gemacht. Nun sind wir endlich aufgewacht und sagen, wie's wirklich ist. Es wird noch eine harte Zeit für euch, mein Lieber!“

„Moment, Moment“, sage ich, „ich habe überhaupt nie eine Frau ausgebeutet, schon gar nicht jahrhundertlang. Eher wurde ich ausgebeutet...“

„Ach, du armes **Hascherl\***“, spottet Susi.

„Jawohl“, sage ich, „wir Männer erleiden heute wirklich ein schlimmes Schicksal. Nimm nur Rüdiger. Wenn der zu Monika gesagt hat: ‚Liebling, würdest du mir bitte ein Hemd bügeln?‘ -dann hat die doch einen Lachkrampf gekriegt, ihn verspottet und ihm das Bügeleisen an den Kopf geworfen!“

„Na ja“, räumt Susi ein, „Moni war wirklich eine **grelle Nummer\***. Sie hat sich auch immer geweigert zu kochen. Wenn Rüdiger nicht so köstliche Bandnudeln in Gorgonzola-Sauce gekocht hätte, wären die verhungert!“

„Wirklich ein Segen, dass er mit dieser **Zicke\*** nicht mehr zusammen ist. Er kommt übrigens am Mittwoch vorbei. Wir werden sehen, ob er schon eine Neue hat!“

Ja, ja“, meint Susi, „ich weiß schon: Du bist nicht neugierig, du willst nur alles wissen! Vielleicht kannst du ihn dazu bringen, dass er seine Leidensgeschichte als Buch herausbringt. Etwa unter dem Titel „Die Welt ist schlecht zu Rüdiger - Die Qualen eines Frauengeschädigten“.

„Eine hervorragende Idee“, sage ich, „dann muss aber auch mein Schulfreund Peter mitwirken und schildern, wie er als vermöglicher Mann in seine erste Ehe ging, nach der Scheidung von seiner Frau die Segnungen **des Scheidungsrechts\*** genoss und sich später als **Sozialhilfeempfänger\*** glücklich pries, als er sich nach Jahren einen vierzehntägigen Urlaub leisten konnte. Seine Frau hatte damals so viel Unterhalt gefordert, dass ich ihn nur noch ‚E1 Alimente‘ nannte.“

„O je“, sagt Susi daraufhin, „dann wird man wohl im nächsten Jahr nur noch Männerbücher lesen können.“

„Du hast es erfasst“, sage ich, „die Jahre der Unterdrückung sind vorüber. Mein nächstes Buch heißt „Müssen Frauen sein?“ ...“

## **DAS BROT**

*Wolfgang Borchert*

Plötzlich wachte sie auf. Es war halb drei. Sie überlegte, warum sie aufgewacht war. Ach so! In der Küche hatte jemand gegen einen Stuhl gestoßen. Sie horchte nach der Küche. Es war still. Es war zu still, und als sie mit der Hand über das Bett neben sich fuhr, fand sie es leer. Das war es, was es so besonders still gemacht hatte: Sein Atem fehlte. Sie stand auf und tappte durch die dunkle Wohnung zur Küche. In der Küche trafen

sie sich. Die Uhr war halb drei. Sie sah etwas Weißes am Küchenschrank stehen. Sie machte Licht. Sie standen sich im Hemd gegenüber. Nachts. Um halb drei. In der Küche.

Auf dem Küchentisch stand der Brotteller. Sie sah, dass er sich Brot abgeschnitten hatte. Das Messer lag noch neben dem Teller. Und auf der Decke lagen **Brotkrumen\***. Wenn sie abends zu Bett gingen, machte sie immer das Tischtuch sauber. Jeden Abend. Aber nun lagen **Krümel\*** auf dem Tisch. Und das Messer lag da. Sie fühlte, wie die Kälte der Fliesen langsam an ihr hoch kroch. Und sie sah von dem Teller weg. «Ich dachte, hier wäre was», sagte er und sah in der Küche umher.

«Ich habe auch was gehört», antwortete sie, und dabei fand sie, dass er nachts im Hemd doch schon recht alt aussah. So alt wie er war. Dreiundsechzig. Tagsüber sah er manchmal jünger aus. Sie sieht doch schon alt aus, dachte er, **im Herrn\*** sieht sie doch ziemlich alt aus. Aber das liegt vielleicht an den Haaren. Bei den Frauen liegt das nachts immer an den Haaren. Die machen dann auf einmal so alt. «Du hättest Schuhe anziehen sollen. So barfuss auf den kalten Fliesen. Du erkältest dich noch.»

Sie sah ihn nicht an, weil sie nicht ertragen konnte, dass er log. Dass er log, nachdem sie neununddreißig Jahre verheiratet waren.

«Ich dachte, hier wäre was», sagte er noch einmal und sah wieder so sinnlos von einer Ecke in die andere, «ich hörte hier was. Da dachte ich, hier wäre was.»

«Ich habe auch was gehört. Aber es war wohl nichts» Sie stellte den Teller vom Tisch und **schnippte\*** die Krümel von der Decke.

«Nein, es war wohl nichts», echote er unsicher. Sie kam ihm zu Hilfe: Komm man. Das war wohl draußen Komm man zu Bett. Du erkältest dich noch. Auf den kalten Fliesen».

Er sah zum Fenster hin. «Ja, das muss wohl draußen gewesen sein. Ich dachte, es wäre hier.»

Sie hob die Hand zum Lichtschalter. Ich muss jetzt das Licht ausmachen, sonst muss ich nach dem Teller sehen, dachte sie. Ich darf doch nicht nach dem Teuer sehen. «Komm man», sagte sie und machte

das Licht aus, «das war wohl draußen. Die Dachrinne schlägt immer bei Wind gegen die Wand, es war sicher die Dachrinne. Bei Wind klappert sie immer.»

Sie **tappten\*** sich beide über den dunklen Korridor zum Schlafzimmer. Ihre nackten Füße platschten auf den Fußboden. «Wind ist ja», meinte er. „Wind war schon die ganze Nacht.“ Als sie im Bett lagen, sagte sie: «Ja, Wind war schon die ganze Nacht. Es war wohl die Dachrinne.» «Ja, ich dachte, es wäre in der Küche. Es war doch die Dachrinne». Er sagte das, als ob er schon halb im Schlaf wäre.

Aber sie merkte, wie unecht seine Stimme klang, wenn er log. «Es ist kalt», sagte sie und gähnte leise, «ich krieche unter die Decke. Gute Nacht.»

«Nacht», antwortete er und noch: «Ja, kalt ist es schon ganz schön.»

Dann war es still. Nach vielen Minuten hörte sie, dass er leise und vorsichtig kaute. Sie atmete absichtlich tief und gleichmäßig, damit er nicht merken sollte, dass sie noch wach war. Aber sein Kauen war so regelmäßig, dass sie davon langsam einschlief.

Als er am nächsten Abend nach Hause kam, schob sie ihm vier Scheiben Brot hin. Sonst hatte er immer nur drei essen können.

«Du kannst ruhig vier essen», sagte sie und ging von der Lampe weg. «ich kann dieses Brot nicht so recht **vertragen\***. Iß du man eine mehr Ich vertrage es nicht so gut.» Sie sah, wie er sich tief über den Teller beugte. Er sah nicht auf. In diesem Augenblick tat er ihr leid. «Du kannst doch nicht nur zwei Scheiben essen», sagte er auf seinen Teller.

«Doch. Abends vertrag ich das Brot nicht gut. Iss man. Iss man.» Erst nach einer Weile setzte sie sich unter die Lampe an den Tisch.

## **IV. EIN MENSCH IN DER UMWELT**

## EINE BOOTSFAHRT DURCH DEN SPREEWALD

*Theodor Fontane*

Mit Tagesanbruch haben wir Lübben, die letzte Station, erreicht und fahren nunmehr am Rande des hier beginnenden **Spreewaldes\*** hin, der sich anscheinend endlos und nach Art einer mit **Heuschobern\*** und **Erlen\*** bestandenen Wiese zur Linken unseres Weges dehnt. Ein vom Frühlicht umglühter Kirchturm wird sichtbar und spielt eine Weile Verstecken mit uns; aber nun haben wir ihn wirklich und fahren durch einen hochgewölbten Torweg in Lübbenau, die „Spreewaldhauptstadt“, ein.

Nach kurzem Gange durch Stadt und Park erreichten wir den Hauptspreearm, auf dem die für uns bestimmte Gondel bereits im Schatten eines Buchenganges lag. Drei Bänke mit Polster und Rücklehne versprachen möglichste Bequemlichkeit. Am **Stern\*** des Bootes, das lange **Ruder\*** in der Hand, stand ein Fünfziger mit hohen Backenknochen und eingedrückten Schläfen, dem für gewöhnlich die nächtliche Sicherheit Lübbenaus, heut aber der Ruder- und Steuermannsdienst in unserm Spreeboot oblag.

Wir stiegen ein, und die Fahrt begann. Gleich die halbe Meile zeigt uns deutlich den Netz- und Inselcharakter des Spreewaldes. Dieser Netz- und Inselcharakter ist freilich überall vorhanden; aber er verbirgt sich vielfach, und nur derjenige, der in einem Luftballon über das vieldurchschnittene Gelände hinwegflöge, würde die zu Maschen geschlungenen Flussfäden allerorten in ähnlicher Deutlichkeit wie zwischen Lübbenau und Lehde zu seinen Füßen sehen.

Die Wassergewächse, die von beiden Seiten her uns stromaufwärts begleiten, bleiben dieselben; Sumpflilie und **Pfeilkraut\*** lösen einander ab, nur hier und da gesellt sich, unter dem überhängenden Rande geborgen, eine wuchernde Vergissmeinnicht**einfassung\*** dazu.

Es ist Sonntag; die Arbeit ruht, und die große Fahrstraße zeigt sich verhältnismäßig leer; nur selten treibt ein mit frischem Heu beladener

**Kahn**\* an uns vorüber, und Burschen handhaben das Ruder mit großem Geschick. Sie sitzen weder auf der Ruderbank, noch schlagen sie taktmäßig das Wasser; vielmehr stehen sie gerade aufrecht am Hinterteil des Bootes, das sie nach Art der Gondoliere vorwärts bewegen.

Dieses Aufrechtstehen und mit ihm zugleich ein beständiges Anspannen der Kräfte hat dem ganzen Volksstamm eine Haltung und Straffheit gegeben, die man bei der Mehrzahl unserer sonstigen Dorfbewohner vermisst. Wenn es schon ein reizender Anblick ist, diese schlanken und stattlichen Leute in ihren Booten vorüberfahren zu sehen, so steigert sich dieser Reiz im Winter, wo jeder Bootfahrer ein Schlittschuhläufer wird. Das ist dann die eigentliche Schaustellung ihrer Kraft und Geschicklichkeit. Dann sind Fluss und Inseln eine gemeinschaftliche Eisfläche, und ein Paar Bretter unter den Füßen, die halb Schlitten, halb Schlittschuhe sind, dazu eine sieben Fuß lange Eisstange in der Hand, schleudert sich jetzt der Spreewälder mit mächtigen Stößen über die blinkende Fläche hin. Dann tragen sie auch ihre Volkstracht: kurzer Leinwandrock und leinene Hose, beide mit dickem **Fries gefütterte**\*, und Spreewaldstiefel, die fast bis an die Hüfte reichen.

Es ist Sonntag, die Arbeit ruht. Aber an Wochentagen ist die Straße, die wir jetzt still hinauffahren, von früh bis spät belebt, und alles nur Denkbare, was sonst auf **Knüppeldamm**\* und Landstraße zieht, bewegt sich dann auf dieser Wasserstraße hinauf und hinab. Selbst die reichen Herden dieser Gegend wirbeln keinen Staub auf, sondern werden ins Boot getrieben und gelangen in ihm von Stall zu Stall oder von Wiese zu Wiese. Der tägliche Verkehr bewegt sich auf diesem endlosen Flussnetz und wird nur auf Augenblicke unterbrochen, wenn auf blumengeschmücktem Kahn, Musik voraus, die Braut zur Kirche fährt, oder wenn still und einsam, von Leidtragenden in zehn und zwanzig Kähnen gefolgt, ein schwarz verhängtes Boot stromabwärts gleitet.

Einzelne Häuser werden sichtbar; wir haben Lehde, das erste Spreewalddorf erreicht. Man kann nichts Lieblicheres sehen als dieses Lehde, das aus ebensoviel Inseln besteht, als es Häuser hat. Die Spree bildet die große Dorfstraße, in die schmalere Gassen von links und rechts

einmünden. Wo sonst Heckenzäune verlaufen, um die Grenze eines Grundstücks zu bezeichnen, ziehen sich hier vielgestaltige Kanäle hin, die Höfe selbst aber sind in ihrer Grundanlage ziemlich gleich. Dicht an der Spreestraße steht das Wohnhaus, ziemlich nahe daran die Stallgebäude, während **klafterweise\*** aufgeschichtetes Erlenholz als schützender Kreis um das Inselchen herläuft. Obstbäume und Düngerhaufen, Blumenbeete und Fischkasten teilen sich im Übrigen in das Gebiet und geben eine Fülle der reizendsten Bilder.

Das Wohnhaus ist jederzeit ein Blockhaus mit kleinen Fenstern und einer tüchtigen **Schilfdachkappe\***. Seine Schönheit aber besteht in seiner reichen und malerischen Einfassung von Blatt und Blüte: Kürbis rankt sich auf, und **Geißblatt\* und Winde\*** schlingen sich mit allen Farben hindurch. Zwischen Haus und Ufer breitet sich ein Grasplatz aus, an den sich ein Brückchen oder ein Holzsteg schließt, und um ihn herum gruppieren sich die Kähne, immer dienstbereit.

## DER FÖHN\*

*Hermann Hesse*

Am Ende jedes Winters kam der Föhn mit seinem tieftönigen Gebrause, das der **Äpler\*** mit Zittern und Entsetzen hört und nach welchem er in der Fremde mit verzehrendem Heimweh düstet.

Wenn der Föhn nahe ist, spüren ihn viele Stunden voraus Männer und Weiber, Berge, Wild und Vieh. Sein Kommen, welchem fast immer kühle Gegenwinde vorausgehen, verkündigt ein warmes, tiefes Sausen. Der blaugrüne See wird in ein paar Augenblicken tintenschwarz und setzt plötzlich hastige, weiße Schaumkronen auf. Und bald darauf donnert er, der noch vor Minuten unhörbar friedlich lag, mit erbitterter Brandung wie ein Meer ans Ufer. Zugleich rückt die ganze Landschaft ängstlich nah zusammen. Auf Gipfeln, die sonst in entrückter Ferne brüteten, kann man jetzt die Felsen zählen, und von Dörfern, die sonst nur als braune Flecke im Weiten lagen, unterscheidet man jetzt Dächer, Giebel und Fenster. Alles rückt zusammen, Berge, **Matten\*** und Häuser, wie eine furchtsame

Herde. Und dann beginnt das grollende Sausen, das Zittern im Boden. Aufgepeitschte Seewellen werden streckenweit wie Rauch durch die Luft dahingetrieben, und fortwährend, zumal in den Nächten, hört man den verzweifelten Kampf des Sturmes mit den Bergen. Eine kleine Zeit später redet sich dann die Nachricht von verschütteten Bächen, zerschlagenen Häusern, zerbrochenen Kähnen und vermissten Vätern und Brüdern durch die Dörfer.

In Kinderzeiten fürchtete ich den Föhn und hasste ihn sogar. Mit dem Erwachen der Knabenwildheit aber bekam ich ihn lieb, den Empörer, den Ewigjungen, den frechen Streiter und Bringer des Frühlings. Es war so herrlich, wie er voll Leben, Überschwang und Hoffnung seinen wilden Kampf begann, stürmend, lachend und stöhnend, wie er heulend durch die Schluchten hetzte, den Schnee von den Bergen fraß und die zähen alten Föhren mit rauhen Händen bog und zum Seufzen brachte. Später vertiefte ich meine Liebe und begrüßte nun im Föhn den süßen, schönen, allzureichen Süden, welchem immer wieder Ströme von Luft, Wärme und Schönheit **entquellen\***, um sich an den Bergen zu zersprengen und endlich im flachen, kühlen Norden ermüdet zu verbluten. Es gibt nichts Seltsameres und Köstlicheres als das süße Föhnfieber, das in der Föhnzeit die Menschen der Bergländer und **namentlich\*** die Frauen überfällt, den Schlaf raubt und alle Sinne streichelnd reizt. Das ist der Süden, der sich dem spröden, ärmeren Norden immer wieder stürmisch und lodernd an die Brust wirft und den verschneiten Alpendörfern verkündigt, dass jetzt an den nahen purpurnen Seen Welschlands schon wieder Primeln, Narzissen und Mandelzweige blühen.

Alsdann, wenn der Föhn verblasen hat und die letzten schmutzigen Lawinen zerlaufen sind, dann kommt das Schönste. Dann recken sich berghinein auf allen Seiten die beblühten gelblichen Matten, rein und selig stehen die Schneegipfel und Gletscher in ihren Höhen, und der See wird blau und warm und spiegelt Sonne und Wolkenzüge wider.

Alles dieses kann schon eine Kindheit und zur Not auch ein Leben erfüllen. Denn alles redet laut und ungebrochen die Sprache Gottes, wie sie nie über eines Menschen Lippen kam. Wer sie so in seiner

Kindheit vernommen hat, dem tönt sie sein Leben lang nach, süß und stark und furchtbar, und ihrem Bann entflieht er nie. Wenn einer in den Bergen heimisch ist, der kann jahrelang Philosophie oder historia naturalis studieren und mit dem alten Herrgott **aufräumen\*** — wenn er den Föhn wieder einmal spürt oder hört eine **Laue\*** durchs Holz brechen, so zittert ihm das Herz in der Brust, und er denkt an Gott und ans Sterben.

## WILDWASSERFAHRT AUF DER ISAR

An einem heißen Spätnachmittag im August bauen wir beim alten Karwendelsteg vor Mittenwald unser Faltboot auf. Die Fahrt soll uns auf dem Wildwasser der **Isar\*** hinausführen bis nach München.

In einer halben Stunde ist unser Boot aufgebaut, sind Gepäck und Zelt, sind Rucksack und Kleider verstaut. Das Einsetzen und Abkommen von dem brockigen Steinufer ist nicht leicht, denn die Strömung ist stark. Es gelingt aber gut, und in rascher Fahrt nimmt uns die Isar mit. Der Vordermann muss scharf **auslugen\***, um rechtzeitig Hindernisse und Untiefen zu erkennen und zu melden; der Hintermann hat das Boot mit festem Paddelschlag bald links, bald rechts sicher zu steuern. Willi fährt zum ersten Mal auf einem Fluss, ich kenne die Isar nur ab Lenggries. So ist uns beiden die Fahrt etwas Neues, und wir sind voller Erwartung.

Einzelne Unterwasserfelsen, kenntlich an schaumgekrönten Wellen, die darüberstehen, umfahren wir mit festem Paddelschlag. Schon nach einigen Kilometern kommt die erste schwierige Stelle. Die Spritzdecken werden geschlossen. Seitlich drängt ein wilder Bergbach seine Wasser in den Fluss und schlägt hohe Wellen. Ein paar kräftige Paddelschläge bringen uns sicher, aber knapp durch den mittleren Bogen einer engen Betonbrücke. Nochmals gilt es, nach 600 Metern eine zweite Brücke im richtigen **Pfeiler\*** zu durchfahren. Die Strömung geht schräg durch den Bogen. Ein Paddelschlag zu wenig oder zu schwach kann uns an die Pfeiler drücken. Gleich darauf kommt eine scharfe Kurve nach Norden, die wieder schnelle und harte Arbeit kostet. Dann liegt die erste schwierige Stelle hinter uns, ein Vorgeschmack vom Kommenden.

Am Ufer des kleinen Stausees schlagen wir unser Zelt auf. In der Nacht braust ein Gewitter über uns hinweg. Am andern Morgen ist wunderbares Wetter. Gräser und Nadeln hängen noch voll Regentropfen und glitzern. Die Berge stehen im milden Morgenlicht der aufgehenden Sonne. Zuerst gibt es ein frisches Morgenbad in dem gelbgrünen Wasser des Stausees. Dann fahren wir weiter bis zur **Schleuse\***. Hier müssen wir das Boot umtragen; denn über eine sechs Meter hohe Stufe stürzt das Wasser hinunter. Dicht unterm Überfall, wo das abstürzende Wasser hohe Wellen schlägt, setzen wir wieder ein und lassen uns in raschem Lauf von der Isar mitnehmen.

Durch die breite **Schotterebene\***, die er im Laufe der Jahrhunderte aufgeschüttet hat, sucht der Fluss seinen Weg. Bald läuft alles Wasser in einer Rinne, bald strömt es in vielen Armen auseinander, um sich in einiger Entfernung wieder zu vereinigen. Dauernd frisst der reißende Fluss seine Ufer an, unterhöhlt sie, reißt Stücke mit daraufwachsenden Bäumen und Sträuchern mit fort, erweitert und vertieft so unermüdlich sein Bett. Immer neues Schottermaterial trägt er aus den Bergen mit sich und lagert es an der Innenseite der Biegungen ab. Inseln entstehen und werden morgen wieder weggeschwemmt. So wechselt der Wildfluss immer sein Gesicht.

## **ALMAUFTRIEB**

*M. Reichert*

Schon längst ist der Winter abgereist. Im Tal und in der Ebene schreitet das blumengeschmückte Frühjahr immer weiter voran, dem glutenden Sommer entgegen. Nun wollen die Berge der Hochalpen auch nicht länger in ihren weiten Schneemänteln dastehen. Sie ziehen sie aus und legen auch die weißen Winterhauben ab. Die wilden, lustigen Bergwasser können sich nicht genug tun mit Plaudern und Erzählen von **Soldanellen\*** und Primelchen, Krokus und Anemonen und von den vielen andern Bergfrühlingskindern. Schon seit langem haben die Älpler auf

diese Zeit gewartet; nun leuchten ihre Augen hell, und ihre Herzen schlagen froh. Bald hört man's allerorten singen:

„Wenn der Schnee von der Alma wecka geht,  
und im Frühling alles wieder grün dasteht,  
wenn der Kuckuck ruft und bau'n die Schwalben,  
juhui, juhui, da fahren wir auf die Alben.“

Das Vieh drunten merkt wohl auch etwas und wird unruhig und unzufrieden. Sein Stallfutter schmeckt ihm nicht mehr. Der Wind hat ihm wohl einen Geruch hergeweht von frischen, schneefreien, saftigen Almen; und nun möchte es hinauf.

Bis der Tag der Almfahrt kommt, müssen Bauer und Bäuerin, **Senne\*** und Sennerin noch vielerlei vorbereiten: Lebensmittelvorrat wird eingekauft und verpackt; große und kleine Kuhglocken werden blankgeputzt und bereitgelegt; ein neuer **Hütebub\*** wird eingestellt. Er soll zum ersten Male einen Almsommer verleben und ist in voller Erwartung.

Und dann — Mitte Juni, am St. Veitstag, geht endlich die Auf-  
fahrt los, **mit Kling und Klang\***, mit lautem Peitschenknall und frohen **Jodlern\***. Die Tiere sind fast noch eiliger als die Menschen. Voran geht die Leitkuh mit der größten **Schelle\*** am Halse. Und all die andern folgen, und all die fein abgestimmten Glöcklein bimmeln und läuten durcheinander, dass es eine Lust ist.

Erst nach stundenlangem Aufstieg ist die Hütte erreicht — und der schöne Almsommer beginnt.

## **DAS IST DER RHEIN**

*Heinrich Lersch*

„Das ist der Rhein“, sagte der Lehrer und zeigte auf der Landkarte eine schwarze Linie, die hoch aus dem Blau des Meeres kam und in vielerlei Windungen und mancherlei Farben sich in einen braunen Flecken verlief.

Er erklärte uns, was ein Strom sei, wie er entsteht, und dass er unserem Lande den Namen gebe, den wir durch alle Zeiten behielten.

Er war ein Maler, der Lehrer, und brachte uns viele Bilder mit, die er gezeichnet und photographiert; wie groß und bunt war die Alpenwelt, die auf der Landkarte nur braune Farbe mit weißen Flecken war!

Riesige Berge sahen wir auf den Bildern und Schnee darauf im heißen Sommer. Das war die Schweiz. Und dann zeigte er uns den **Bodensee\*** und den Rheinfall.

In jeder Stunde erzählte er von den Schiffen, die er so liebte, von den Segelbooten, die der Wind treibt, der nichts kostet, nicht qualmt und keinen Lärm macht.

Wie er in solchem Boot den Rhein hinaufgefahren in den großen Ferien bis **Straßburg\***, der wunderschönen Stadt, alle Dörfer und Berge gesehen und alle Burgen, alle Städte und Häfen und die vielen fremden Menschen.

Von geschmückten Sonntags schiffen erzählte er, mit Musik und Sängern, Wanderburschen mit Ränzel und Stock.

Von Schiffen und Flößen wusste er viele Geschichten; was er alles erlebt, wenn er in der Mondnacht auf den Schiffsplanken gelegen, das erzählte er uns.

Dass ihm des Nachts die Gestalten der Sagen des **Schwanenritters\*** von Kleve samt **Siegfried\***, dem Recken, und dem grimmen Hagen begegneten.

Dann nahm er wohl manchmal die Geige aus dem Kasten und spielte und sang und lehrte auch uns das traurige Lied von der **Lorelei\*** und dem Schiffer im kleinen Kahne.

Wie freuten wir uns, wenn der Lehrer kam, die Landkarte herunterließ und sagte: „Kinder, das ist der Rhein!“

Vierzehn Vaterhäuser habe ich gehabt in der Fabrikstadt am Niederrhein. In den langen Sommerabenden, wenn ich nicht schlafen konnte, suchte und fand ich in den vielen Sprüngen des rissigen Kalks die gewundene Linie des Rheins wieder, wie sie der Lehrer uns gezeigt, mit allen Flüssen: Saar, Mosel, Nahe, Ahr und Erft.

Die Berge waren die grauen Schimmelflocken. Und ich ging im Traum mit dem Lehrer auf Reisen in seinem Segelboot. Wir lagen vor Köln und Bonn und sahen den Mond über den sieben Bergen aufgehen.

Wenn es draußen gewitterte, banden wir unser Boot an die Hafenumauer und saßen bei Fischern, Schiffern und allem fahrenden Volk.

Oh, so im Wind über den Rhein zu fliegen, das Steuer in fester Hand, ich sah mich schon als Kapitän! Wenn ich nicht schlafen konnte, wie wurde da die Dachkammer weit ...

Das danke ich dem Lehrer noch heute und all den Rissen in den Dachkammerwänden, dass der Rhein lebendig in meine Kindheit hineinrauschte, mit allen Flüssen und Nebenflüssen, mit Bodensee, Alpen und Gletschern, dem Rheinfall, dem donnernden, mit allen Städten und Menschen, Schiffen und Sagen ...

Das danke ich dem Schicksal noch heute, dass meine nackten Füße in seinen Wellen plätscherten, seine Buglaternen mir winkten, dass ich die Burgen und Schlösser im Mondlicht sah — das danke ich dem Lehrer, den Kalkrissen, dem Schicksal und meinen vierzehn Vaterhäusern am Niederrhein.

In des Vaters Schmiede saß ich als **Lehrling\*** nach Feierabend zwischen den Gesellen. Sie hockten, die Bierflasche zwischen den Knien, und erzählten von der großen Welt, von fremden Städten und Werken. Sie waren als Heizer oder als Maschinisten auf den Schiffen gefahren von Basel bis Rotterdam. Sie hatten über den Strom die großen Brücken geschlagen, in den Werften große Dampfschlepperböden auf die **Helling\*** gelegt.

Oft lachten sie in meine staunenden Augen und sagten: „Jung, was für ein Glück hast du, dass du nicht als Krämerssohn auf die Welt gekommen bist. Dann hocktest du als papierner Tagelöhner auf der Schreibstube. So aber wirst du, Kesselschmiedssohn, wie wir in die Welt hinausfahren. Schaffen wie wir in Frankfurt, Mannheim und Basel!“ Und eh' ich die Lehre beendete, da kannte ich alle Werften und Schiffbauunternehmen den Rhein hinauf und hinab. Und ihre Namen waren mir mehr als bloßer **Schall und Rauch\***.

## AUF DER UNTERWESER\*

*Manfred Hausmann*

„Dass da vor uns ein Boot hinkrabbelt, hast du wohl gemerkt?“ fragte er und zeigte mit dem Becher nach vorn. „Da links. Kleinigkeit abfallen.“

Jumbo erhob sich und reckte den Hals. Ungefähr fünfzig Meter vor der „Scharhörn“ glitt ein Schatten übers Wasser. „Scheint 'n **Paddelboot\*** zu sein“, sagte er und nahm wieder Platz.

„**Faltboot\***“, antwortete Peter.

Als sie näher kamen, sah er, dass ein Junge im Trainingsanzug darin saß. „Guten Abend!“ sagte der Junge und wandte sein helles Gesicht zurück. „Ist es eigentlich noch weit bis **Bremerhaven?** \*” — Er hatte das Paddel vor sich liegen und ließ sich von den Sogwellen der „Wolfsburg“ auf und nieder schaukeln.

„Willst du etwa heute Abend noch nach Bremerhaven?“

„Wenn es noch möglich' ist.“

„Mitternacht wird es wohl werden. Mindestens.“

„Ist das da vorn denn nicht Nordenham, die Lichter da?“ Er fing wieder an zu paddeln, um neben der „Scharhörn“ zu bleiben.

„Ne, **Brake!**“ \*

„Ach, du ahnst es nicht! Brake erst?“

„Mensch, warum willst du denn mit Gewalt heute Abend noch...“

„Pass auf! Die Tonne! Hach, was machst du denn auch!“ Ohne dass Jumbo, der neugierig zuhörte, es merkte, geriet die „Scharhörn“ und mit ihr das Paddelboot mehr und mehr an die linke Seite des Fahrwassers. Wie es eigentlich kam, wusste keiner, vielleicht hatten die Gegenwellen der „Wolfsburg“ schuld, die von den Uferschiengen zurückrauschten, jedenfalls lag das Faltboot plötzlich quer vor der roten Spierentonne „Z“, die an dieser Stelle, sich schräg und unbeholfen von einer Seite auf die andere drehend, aus dem gurgelnden Wasser herausragte. Der Ebbestrom, der inzwischen mächtig eingesetzt hatte, drückte es sofort über Kopf, der Junge klatschte ins Wasser und verschwand. Gleich darauf rutschte das

Boot seitwärts ab und plubberte ebenfalls weg. Nur das Paddel schwamm weiter und verlor sich in der Dunkelheit. „Mann über Bord!“ rief Peter. „**Halsen!**!“ Jumbo wirbelte das Rad herum: „**Rhe!**!“ „Hier!“ rief eine erstickte Stimme. „Wo?“

„Hier!“ Jetzt war die Stimme schon wieder klar. Unterhalb der Tonne platschte es. Der Schwimmer wirbelte, auf dem Rücken liegend, mit den Beinen das Wasser auf.

„Ich sehe schon! Nur ruhig, wir kommen gleich!“

„Hat keine Eile.“

„Wenden, Jumbo! — Na, schwimmen kann er wenigstens. — So liegen wir gut. Er schwimmt uns entgegen. — Bisschen Backbord .. so... gut! Nun geh in den Wind!“

Peter kniete an der Reling nieder und half dem Schiffbrüchigen an Deck. „Wie hast du denn das fertig. .., warte! So! Wie hast du das denn bloß fertiggekriegt? Hast du die Tonne nicht gesehen, was?“ Jumbo fiel wieder ab.

„Besten Dank auch!“ sagte der Junge. „Ne, ich guckte ja zu euch rüber, wir unterhielten uns ja..., äh!“ Er schleuderte seine Hände nach unten und zog die tiefende Hose von seinen Schenkeln ab. „Übrigens: Guten Abend allerseits!“ „Guten Abend!“ antwortete Jumbo.

„Na ja, und wie denke ich wohl, dass da mitten in der Weser eine Tonne liegt!“

Peter fasste ihn unterm Arm: „Ist nicht mitten drin, ist die linke Seite vom Fahrwasser. Aber komm erst mal rein und zieh dich um!“ „Und wann wollen wir mein Boot rausholen?“

„Dein Boot. . . **Möönsch**\*, das ist doch weg. Sieben Meter tief.“

„Im Ernst?“ Er fuhr unwillkürlich zur Seite und sah Peter erschrocken an.

„Ja“, sagte Peter, „das ist ja nun ein verdammter Kram. Geht einem nicht leicht ein, was?“

„Du willst doch nicht...“

„Da ist nix mehr an zu ändern.“

„Du willst doch nicht...“

„Und jetzt bei Nacht und bei so einem Strom!"

„Du willst doch nicht behaupten, dass mein Boot weg ist?"

„Ne, da ist nun nix mehr an zu ändern."

„Das kann doch nicht...!"

„Ne, ne!"

„Vielleicht mit 'm Taucher... Sieben Meter, da muss doch ein Taucher ..."

Peter schüttelte den Kopf und machte eine abweisende Bewegung mit der Hand: „Ach, du liebe Zeit!" Er musste beinahe lachen.

„Nein?" sagte der Junge verzagt. „Meinst du wirklich nicht?" — Die Haare hingen ihm über die Augen. Er stand da und versuchte zu begreifen, dass sein Boot und alle Sachen, die er darin hatte, Photoapparat, Anzug, Schuhe, Rucksack, Wäsche und das ganze Geld, auf dem Grund der Weser ruhten. Das war ein schöner Schlag, bei Gott im Himmel! Das Beste wäre, er könnte jetzt mal irgendwo hingehen und fünf Minuten lang allein sein. Das Boot, sein Boot! Aber es gelang ihm doch, mit seinem Munde zu lächeln. Das Wasser floß überall an ihm herunter.

In der Kajüte sprachen sie miteinander, Peter und der Neue. Ein undeutliches Gemurmel. Dann zog Peter sich die Treppe hinauf und setzte sich hinter Jumbo auf den Steuerapparat.

„Du", sagte er leise, „ich glaube, er ist ein netter Kerl." „Wo kommt er denn her?" flüsterte Jumbo. „Aus Berlin, aber trotzdem!" „So, meinst du?"

„Er ist schon drei Wochen unterwegs, erst **die Werra**\* runter und dann die ganze Weser."

Unter den kurzen Wellen der Oberfläche hoben und senkten sich in weiten Abständen die letzten Ausläufer der **Nordseedünung**\* heran. Mit den Augen konnte man sie kaum erkennen, aber der Körper spürte sie recht wohl, wenn sie unter der „Scharhör" hindurchglitten. Es war, als liefe das Schiff gegen ein weiches Hindernis, der Bug richtete sich seufzend auf, das Segel schwang ein Stückchen zurück und fing an zu flattern, dann ruckte der **Großbaum**\* wieder nach **Lee**\* hinüber, der Bug klatschte aufs Wasser, das Schiff legte sich wieder sausend an den Wind.

Sie segelten am **Imsumer Feuer**\* vorbei. Die Nebelfetzen hatten sich verflüchtigt. Sonne, blauer Himmel und durcheinander schwappende Wellen.

Und zwischen Himmel und Wasser, bald auf weit ausgebreiteten Schwingen gleitend, bald mit langsamen Flügelschlägen vorwärts rudern, bald schreiend aufeinander los und steil nach oben schießend, Dutzende von silbrigen Möwen.

Der Wind frischte auf. Es roch nach Salzschaum und nassem Holz. Bei der Kreuztonne vor dem Trennungswerk auf dem **Robbensüdsteert**\* segelten sie ins alte Fahrwasser hinein.

Abel meinte, hier müsste man aber elend Bescheid wissen. Er stand mit Peter hinter dem Kajütsaufbau und sah über die graue Wasserfläche hin. Jumbo saß am Ruder.

„Wo geht es denn da links hin, da, wo der Dampfer herkommt?“  
„Das ist ein Finne“, sagte Peter. „Woran siehst du das?“

„Das ist sogar einer von der Finska Angfartygs A. G.“ „Ne, sag doch mal, woran du das siehst!“

„Am Schornstein. Schwarzer Schornstein mit zwei schmalen, weißen Bändern: Finska Angfartygs A. G. Und der **Schlepper**\* dahinter, der die hohe Bugwelle vor sich herschiebt, ist 'n Korrektionsschlepper. Von der Weserkorrektion.“ „Und wo geht es da links hin?“ „In See.“

„Und hier, wo wir fahren?“ „Auch in See.“ „Ne, wieso?“

„Drüben ist das Neue Fahrwasser: Wremer Loch und Fedderwarder Ann. Und hier das Alte Fahrwasser: Wurster Arm und Dwars Gatt. Dazwischen liegt die Robbenplate. Am anderen Ende — der Knubben da vorn ist der Robbenplate Leuchtturm —, am anderen Ende, am Ende von Robbennordsteert, stoßen die beiden Fahrwasser wieder zusammen. Beim Hohen Weg etwa.“

Abel sah wohl den Turm auf der Robbenplate und da und dort in der Ferne graue Gerüste über der **Kimmung**\*, aber sonst nur Wasser, eine grenzenlose Fläche, überweht von Windstößen und Sonnenblicken. „Wo ist denn nun das Fahrwasser?“ fragte er. „Kann man hier denn nicht überall...? Sieht doch so aus, als ob man hier überall hinfahren könnte.“

„Ja, **Flautjepiepen!**\* Achte mal darauf, wie genau der Finne Kurs hält. Da, jetzt dreht er 'n bisschen! Hast du gesehen? **Ruckzuck**\* die Wendung, rum mit 'm Mors!"

„Wie auf der Stelle!" sagte Abel.

„Muss er auch. Sogar wir mit unserem Schlickrutscher müssen aufpassen. Kommt nicht gerade auf die mittlere Fahrrinne an. Aber zwischen den Tonnen müssen wir auch bleiben."

„Ich sehe man bloß keine Tonnen."

„Da vorn an Backbordseite die rote, die er jetzt ansteuert!"

„Wo?"

„Visiere mal gerade über die linke Ecke von der Ankerwisch' weg."

„Jetzt!"

„Ganz dahinten das?"

„Jetzt hast du sie!"

„Kann man aber schlecht erkennen."

„Mensch, dicke! Die schwarze an Steuerbordseite, die wirst du ja nicht ausmachen können. Doch, eben kam sie hoch! Da, noch mal! Hast du sie gesehen?"

„Ne."

„Sieht man wohl nur, wenn man weiß, wo sie ungefähr liegt. — Du, Jumbo, bisschen näher an die Plate ran, Jumbo! Da nimmt der Strom uns besser mit raus."

## MOORLAND BEI BREMEN

*Rainer Maria Rilke*

Es ist ein seltsames Land. Wenn man auf dem kleinen Sandberg von **Worpswede**\* steht, kann man es ringsum ausgebreitet sehen, ähnlich jenen Bauerntöchern, die auf dunklem Grund Ecken mit tiefleuchtenden Blumen zeigen. Flach liegt es da, fast ohne Falten. Der Sandberg war eine Düne des Meeres, das einmal vor Jahrtausenden hier stieg und fiel. Einst, als das Meer zurücktrat, da begann sich das Land zu formen. Pflanzen, die

wir nicht kennen, erhoben sich, und es war ein rasches und hastiges Wachsen in dem fetten, faltigen Schlamm. Aber das Meer kam immer wieder mit seinen äußersten Wassern in die verlassenen Gebiete, und endlich blieben schwarze, schwankende Sümpfe zurück; das Moor bildete sich; es begann sich an einzelnen Stellen zu schließen, leise wie eine Wunde sich schließt. Um\_ diese Zeit, man nimmt das dreizehnte Jahrhundert an, wurden in der **Weserniederung**\* Klöster gegründet; aber erst im achtzehnten Jahrhundert folgen neue Ansiedlungsversuche nach einem bestimmten Plan; heute sind die **Ländereien**\* an der Weser ziemlich bevölkert.

Die Häuser liegen an den langen, geraden Dämmen weit zerstreut; sie sind rot mit grünem oder blauem **Fachwerk**\*, überhäuft von dicken, schweren Strohdächern und gleichsam in die Erde hineingedrückt von ihrer massigen, pelzartigen Last, Sie haben sich die Bäume vors Gesicht gezogen, um sich zu schützen vor den immerwährenden Winden. Ihre Fenster blitzen durch das dichte Laub wie Augen, die aus einer dunklen Maske schauen. Ruhig liegen sie da, und der Rauch der Feuerstelle quillt aus der schwarzen Tiefe der Tür und drängt sich aus den Ritzen des Daches. Im Innern ist fast alles ein Raum, ein weiter, länglicher Raum, in dem sich der Geruch und die Wärme des Viehs mit dem scharfen Qualm des offenen Feuers mischt.

Die Moorbauern führen ein Leben aus Arbeit und Armut. Man sieht Arme, die das Heben schwerer Dinge übermäßig verlängert hat, und Rücken von Frauen und Greisen, die krumm geworden sind wie Bäume, die immer in demselben Sturm gestanden haben. Im Frühling, wenn das Torfmachen beginnt, bringen sie den ganzen Tag, von Nässe triefend, in der Torfgrube zu, aus der sie die bleischwere Moorerde emporschaukeln. Im Sommer trocknet der fertiggebreitete Torf, den sie im Herbst auf Kähnen und Wagen in die Stadt führen. Auf dem schwarzen Wasser des Kanals fahren sie ernst, wie mit Särgen, auf die Stadt zu.

## DIE FRIESISCHE\* MAGD

*Wilhelm Schmidtbonn*

Eine meiner Schwestern hatte in ihrem Hause ein Mädchen von einer friesischen Nordseeinsel angestellt.

Blühend von Gesicht wie Milch und Blut, aber schweigsam mitten unter den bewegten und erregten Rheinländern, wirkte sie wie ein schönes Rätsel. Man wagte kaum, sie zu fragen, um ihr nicht die Last einer Antwort aufzulegen. Sie machte ihre Einkaufsgänge in ihrem ruhigen Schritt dennoch schnell ab, weil sie sich nirgendwo zu einem kleinen Gespräch aufhielt und, wie ein Schiff den Hafen, das Haus so bald wie möglich wieder aufsuchte.

Sie hatte nur einen Fehler: sie verbrauchte zuviel Wasser. Um ein Glas zu füllen, verschwendete sie eine Menge, die für einen Krug gereicht hätte. Hatte sie aber einen Eimer zu füllen, so stellte sie ihn einfach hin, drehte den Hahn auf und ließ das Wasser ein- und überströmen, während sie anderen **Hantierungen\*** nachging und anscheinend die Wasserleitung ganz vergaß.

Ist nun Wasser auch keine kostspielige Sache, so stört doch jede, auch die geringste Vergeudung in einem Haushalt, zumal, wenn sie regelmäßig, Tag für Tag, geschieht. Es gab also **dann und wann\*** eine kleine Zurechtweisung.

Eines Sonntagabends aber kam meine Schwester mit ihrem Mann früher heim, als sie angesagt hatten, kurz vor Mitternacht. Sie hörten schon von der Straße aus das Wasser im Hause laufen.

Als sie durch den Garten die Tür erreicht hatten, bemerkten sie, wie unter der Tür her das Wasser heraus und in kleinen Fällen über die Treppenstufen herabließ.

Erschreckt schlossen sie das Haus auf, drehten das Licht an und sahen die ganze Treppe vom ersten Stock herunter zu einem einzigen dünnen Wasserfall gemacht. Aus der Küche, aus dem Badezimmer drang

das Geräusch plätschernden Wassers. Die Badewanne war längst vollgelaufen, das Wasser stand fußhoch auf dem Boden. Die leichteren Gegenstände schwammen schon darin umher.

Meine Schwester und ihr Mann mussten durch die Wassermassen **durchwaten\***, um überall die Hähne abzudrehen.

Als sie in das Schlafzimmer des Mädchens kamen, lag sie bei offener Tür zu Bett und schlief. Sie hatte den blonden Kopf in die Hand gestützt und schien etwas Glückliches zu träumen.

Wachgeschüttelt erschrak sie nicht einmal sehr und erkannte ihr Unrecht keineswegs bestürzt an.

Sie erklärte nur ruhig, sie habe Heimweh nach dem Meer gehabt, sie habe einmal **das Branden\*** wieder hören müssen und darum die Hähne für ein paar Minuten alle aufgedreht. Darüber sei sie eingeschlafen.

Ohne jede Übereilung erhob sie sich aus dem Bett und machte sich daran, Zimmer und Treppen vom Wasser zu befreien.

Man musste sie entlassen, sie war krank von ihrer Sehnsucht nach dem Meer, sie sagte es selbst.

Ich habe dieses blonde Standbild des Heimwehs nicht vergessen können. Zum ersten Mal durchzitterte mich das Gefühl, süß und schmerzvoll, was Heimat sein müsste.

## FISCHER AN DER OSTSEE

*Robert Musil*

Am Strand haben sie mit den Händen eine kleine **Kute\*** ausgehoben, und dahinein werden aus einem Sack mit schwarzer Erde die dicken Regenwürmer geschüttet; die lockere schwarze Erde und das Gewürm ergeben eine mulmige, ungewisse, anziehende Hässlichkeit im blanken Sande. Neben diese wird eine sehr ordentliche Holzlade gelegt. Sie sieht aus wie eine lange, nicht sehr breite **Tischlade\*** oder ein Zahlbrett und ist voll von sauberem **Garn\***; und auf die andere Seite der Kute wird noch eine solche, aber leere Lade gelegt.

Die hundert Haken, die am Garn der einen Lade sitzen, sind manierlich auf eine kleine eiserne Stange an deren Ende gereiht und werden nun einer nach dem anderen heruntergenommen und in die leere Lade gebettet, deren Ende bloß mit reinem, nassem Sand gefüllt ist. Eine sehr ordentliche Beschäftigung. Zwischendurch sorgen aber vier lange, mager-kräftige Hände sorgfältig wie Pflegerinnen dafür, dass auf jede Angel ein Wurm kommt.

Die Männer, die das tun, hocken auf Knien und Fersen zu zweien im Sande, mit mächtigen, knochigen Rücken, langen, gütigen Gesichtern und einer Pfeife im Mund, und sie wechseln unverständliche Worte, die ebenso sacht aus ihnen hervorkommen wie die Bewegungen ihrer Hände. Der eine nimmt einen fetten Regenwurm mit zwei Fingern, holt die gleichen zwei Finger der anderen Hand hinzu und reißt ihn in drei Stücke, so gemächlich und genau, wie ein Schuster das Papierband abknipst, nachdem er Maß genommen; der andere **stülpt\*** dann diese sich bäumenden Stücke sanft und achtsam über die Angel. Ist das den Würmern widerfahren, so werden sie mit Wasser **gelabt\*** und in der Lade mit dem weichen Sand in kleine, zierliche, nebeneinander liegende Betten gebracht, wo sie sterben können, ohne gleich ihre Frische zu verlieren.

Es ist ein stilles, feines Tun, wobei die groben Fischerfinger leise wie auf Fußspitzen gehn. Man muss sehr auf die Sache achten. Bei schönem Wetter wölbt sich der dunkelblaue Himmel darüber, und die Möwen kreisen hoch über Land wie weiße Schwalben.

## **EIFELWANDERUNG\***

*Klara Viebig*

Der Herbst ist gekommen. Drunten im sonnigen Moseltal blühen noch die Rosen in den Gärten, gelb, rot und weiß. In den kristallklaren Fluss nicken die obstbeladenen Bäume, die Traube schwillt, des köstlichen Weines voll. Nussbäume und Kastanien sprengen die grüne Hülle ihrer Frucht und lassen den braunen, glänzenden Kern zur Erde fallen. Wie ein silbernes Band schlängelt sich **die Mosel\*** weich und

schmiegsam zwischen den rebenbekränzten Ufern; sanft fluten ihre Wellen, und die goldene Sonne und der lachende Himmel gucken hinein in den klaren Spiegel.

Dort an dem einsamen Wirtshaus führt der Weg seitab, wo der Eifelbewohner, heimwärtskehrend, die Mosel verlässt, um aufwärts in seine Berge zu steigen. Steil gehts empor, der Pfad wird steinig und mühsam; große Furchen hat das Wasser in die Abhänge gerissen. Der Himmel wird finster, die stechende Sonne verkriecht sich; die Berge fangen an, graue Nebelkappen überzuziehen.

Oben auf der Hochfläche der Eifel wehen schon Herbstwinde. Sie kommen von Norden und schnauben daher, eifertig und gehässig; sie färben das magere Gras gelb und **zausen\*** die knorrigen **Föhren\*** und zitternden Birken. Hier oben riechen die Nächte jetzt schon nach Winter. Die **Schlehe\*** hängt blau und herb an den dornigen Büschen, und dicker Nebel hockt in den Mulden. Unwirtlich wird's, unfreundlich; bald wird kalter Reif die Gräser und Moose versilbern. Die Eifel mit ihren baumlosen Höhen, ihren rotblühenden Heiden und dunklen Maaren bereitet sich allgemach, ihren gestrengen Herrn, den Winter, zu empfangen.

Da, wo der Wald zu Ende geht und nur struppiges Knieholz fort- kommt, liegt ein Häuschen an den Felsen geschmiegt, ein armseliges Nest mit tiefhängendem Moosdach, darauf **Hauswurz\*** und **Fetthenn\*** gedeihen; sogar ein Tannenbäumchen hat sich naseweis und keck dort angesiedelt. Das Türchen ist niedrig, das Fensterchen mit Papier verklebt, auf dem grünen Rasenfleck vor der Schwelle weidet eine genügsame Ziege, mit einem Strick angebunden. Ein paar sturmgewohnte Sonnenblumen nicken protzig und gönnerhaft mit dicken Köpfen.

In der einsamen Hütte, der armseligsten weit und breit, wohnt eine ehrsame **Witfrau\***. Als junge, glückliche Braut ist sie vor fünf Jahren hier eingezogen an der Seite ihres Peter, des tüchtigsten Holzfällers **weit und breit\***. Nun hat man ihn hinausgetragen, starr und kalt, und auf dem kleinen Waldfriedhof begraben. Das war ein böses Jahr; früher Schnee fiel im dortigen Herbst, die Kartoffeln missrieten, der Hungertyphus wütete in

der armen Eifel. Im Häuschen der Witwe sind Angst ums tägliche Brot, Kummer um den Verstorbenen, Kälte und Entbehrung zu Gaste. Die bleiche Frau sitzt am Spinnrade und lässt ihre Tränen rinnen, und das Töchterchen hockt daneben, lacht und spielt mit den bunten Steinen und greift nichts von dem Kummer der Mutter.

Noch weit hinauf führt uns der Pfad über die kahlen Abhänge. Hoch oben zwischen den Eifelbergen liegt ein See, dunkel, tief, kreisrund, unheimlich wie ein Kraterschlund. Einst tobten unterirdische Gewalten da unten, Feuer und Lavamassen wurden emporgeschleudert; jetzt füllt eine glatte Flut das Becken wie Tränen eine Schale. Es geht hinunter in die bodenlose Tiefe.

Keine Blume, keine Bäume. Nackte, vulkanische Höhen, gleich riesigen Maulwurfshügeln, stehen im Kranz, zu nichts gut als zu armseliger Viehweide. Mageres Sandgras weht, blasses Heidekorn duckt sich unter Brombeergestrüpp. Kein Vogel singt, kein Schmetterling gaukelt. Einsam ist's, zum Sterben öde.

Das ist das **Weinfelder Maar\***, das Totenmaar, wie es die Leute heißen. Es hat keinen Abfluss, keinen Zufluss anders als Tränen, die der Himmel drein weint. Es liegt und träumt und ist todestraunig wie alles ringsumher.

## IM NEBEL ÜBERS WATT

*Wilhelm Lobsien*

Pastor Thetens, Doktor Bomholdt und Hattje Lydicksen waren unterwegs nach der **Hallig\***.

Das letzte Rot der Sonne war draußen von den schwarzen Wellen verschluckt worden. Kalt und finster stieg der Himmel aus der See. Aber es war noch nicht dunkel. Eis und Schnee auf dem **Watt\*** gaben Licht.

Und wenn auch das nicht gewesen wäre, sondern schwarze Nacht sie eingehüllt — was schadete das! sie fürchteten sich nicht vor höher und höher steigender Dunkelheit; denn hell und klar blickten die Feuer von **Amrum\*** und **Nordmarsch\*** herüber, und selbst das **Helgoländer\*** Feuer

warf seine Feuerarme durch die Luft, und auf halbem Wege würden ihre Halliglichter sie schon grüßen.

Hattje Lydicksen ging voran als rüstiger Pfadfinder. Doktor Bornholdt und der Pastor folgten ihm. Der hatte seine Pfeife angezündet, in lustigen Wirbeln stieg der Rauch in die klare Winterluft. —

Sie waren etwa eine Stunde gegangen, geklettert, geglitten, gesprungen, da stand Hattje Lydicksen plötzlich still.

Er sah den Nebel sich heranwälzen, groß, undurchdringlich, lautlos, mit unheimlicher Schnelligkeit, und er stand und starrte darauf mit der Sorge des Mannes, der die Gefahr kennt.

Dann wandte er den Blick zurück, als wollte er den Weg nach dem Festland abmessen.

Aber ehe er sich wieder umgewandt hatte, war der Nebel schon da und hüllte ihn mit seinen Begleitern in seine kalte, schweigende Undurchdringlichkeit.

Pastor Thetens und Doktor Bornholdt verstummten jäh. Dann packte der Pastor seinen Führer und sagte: „Hattje, Hattje Lydicksen, das — das ist ja —!“

„Das ist der Nebel, Herr Pastor! Nun mag uns der liebe Herrgott führen; denn Menschaugen finden hier nicht hindurch.“

„Wir müssen nur immer die Richtung innehalten“, meinte der Arzt, „wir haben doch die Hallig gerade vor uns, die ist doch nicht zu verfehlen. Also vorwärts!“

„Ja, wenn das so leicht wäre! Im Nebel halte mal einer Richtung! Und dann kommt auch noch das **Tief**\*. Wenn wir hinüberl wollen, müssen wir ganz nach Süden gehen, und wo bleibt dann die Richtung?“

„Aber Hattje, sie werden doch drüben Fackeln und Feuer anzünden.“

„Das werden sie. Aber wenn das Amrumer Feuer nicht mehr zu sehen ist, kann auch kein Fackelfeuer durch den Nebel bis hierher scheinen. Das hilft nur, wenn wir nahe sind.“ „Aber wie kommen wir dann hinüber?“ „Wir müssen es eben versuchen oder zum Festland —“

„Nein, nein, an Umkehren ist nicht zu denken“, rief der Arzt, „wir wollen und müssen hinüber.“

„Dann wollen wir uns erst zusammenbinden, damit wir nicht auseinander kommen“, sagte Hattje, wickelte die Leine ab und band die anderen und zuletzt sich so, dass einer am Ende, einer aber in der Mitte, und zwar in Abständen von etwa fünf Metern, war.

„Nun vorwärts! Und halten Sie Ihre Ohren gut offen, damit wir das Nebelhorn hören, wenn sie uns von der Hallig aus rufen.“

Sie gingen weiter, langsam und schweigend.

Hattje Lydicksen, der immer voranging und wie ein Hund in den Nebel hinausschnupperte, stand oft still und sah und lauschte in die Runde.

„Sind wir auf dem richtigen Weg?“

Hattje antwortete nicht, er war selbst nicht sicher. Erst nach langer Zeit kam seine Antwort: „Ich weiß es nicht!“ Es war ein entsetzlich schweres Wandern.

Keiner sagte ein Wort; aber je weiter sie sich durch den Nebel hindurchkämpften, desto lauter wurde ihr tiefes Atemholen und das Keuchen ihrer Brust, und jeder glaubte, in der Stille das Klopfen seines Herzens wie laute Hammerschläge hören zu können.

Was war das?

Zitterte nicht ein langer, dumpfer Ton durch den Nebel? Rief nicht jemand?

Sie meinten alle drei, es gehört zu haben, und standen still und versuchten mühsam, ihren keuchenden Atem zu dämpfen, um besser lauschen zu können.

Nichts war zu hören.

„War es das Nebelhorn, Hattje?“

Er schüttelte den Kopf und sagte zu sich selber: „Ich glaube es nicht!“

Aber sie lauschten immer noch.

Nach einiger Zeit kam wieder der Ton durch den Nebel geirrt. Es war ein seltsames Rauschen und Knirschen und hörte sich an, als rieben **Schollen\*** aneinander.

Sie gingen darauf zu.

Es wurde deutlicher und immer lauter und eindringlicher. Helles Möwengeschrei war dazwischen.

Einen Augenblick später schnarrte und surrte ein Vogelflug über ihre Köpfe, ganz nah, als wollte er sie streifen. Sie duckten sich unter den Schwingenschlägen.

„Entweder sind wir jetzt ganz dicht am Tief oder an der offenen See. Bleiben Sie stehen, ich will voraufgehen, um das Eis zu untersuchen. Halten Sie die Schnur gut fest. Wenn ich rufe, folgen Sie. Wenn es stark an der Schnur zieht, dann ziehen Sie an; denn dann ist das Eis unter mir gebrochen.“

Dann ging Hattje in den Nebel hinein.

Als die Leine sich straffte, rief er, und sie folgten langsam nach.

So ging es wohl zehn Minuten.

Da rief er laut und mit einem warmen, frohen Klang in der Stimme: „Es ist das Tief!“

„Gott sei Dank!“ rief Pastor Thetens, und man hörte es ihm an, dass die Worte ihm aus tiefster Seele kamen.

„Nun haben wir das schwerste Stück hinter uns. Nun fürchte ich nichts mehr. Wir gehen nun ein Stück nach Süden, dann auf dem Eis übers Tief und dann immer nach Westen, bis wir das Hörn hören oder die Feuer sehen.“

Hattje Lydicksens Zuversicht gab auch den andern Mut und Kampfeslust wieder. Für einen Augenblick kam sogar wieder ein Gespräch auf. Als aber der Weg immer weiter, immer länger wurde, als nach einer Stunde noch immer neben ihnen das rauschende Tief lag und die Eisbrücke immer noch nicht erreicht war, schlichen sie schweigend und gebückt mit krummen, zitternden Knien weiter. „Hattje, können wir noch nicht hinüber?“

Wie müd und verzagt das klang!

Wohl zum zwanzigsten Male tappte sich Hattje bis an den Rand des Tiefs, um zu sehen, ob die Stelle schon erreicht sei, wo sich das Eis staute.

Nein!

Es war wieder vergebens gewesen.

Als er mit diesem Bescheid vor Pastor Thetens stand, bat er, sie möchten einen Augenblick ausruhen. Sie stützten sich schwer auf ihre langen Eispicken und stierten vor sich nieder.

Pastor Thetens war der erste, der zum Weitergehen riet; aber er sagte es leise und mutlos.

„Ich glaube, es nützt nichts“, meinte Hattje, „die Flut hat das Eis aufgerissen, und das Tief ist über das ganze Watt hin eisfrei wie ein Strom.“

„Aber was dann?“

„Dann müssen wir hindurch!“

„Ja, durch das Tief?“

„Das ist unmöglich!“

„Unmöglich ist das nicht. Wir müssen auf einer Scholle hinüber.“

Sie standen ganz nahe am Rande des Tiefs.

Knirschend scheuerten die Schollen an der Eiskante entlang in die offene See hinaus.

„Es ist **Ebbe**\*, und der Ebbstrom ist nicht mehr stark. Der **Flutstrom**\* wird bald dagegenkommen. Es ist jetzt am wenigsten Wasser im Tief. Vielleicht kann ich Grund langen.“

„Ja, aber —“

„Ich will zuerst hinüber. Dann folgen Sie und der Herr Doktor. Das Tau langt über das **Priel**\*. Wenn wir es straff ziehen, können Sie sich daran entlang hinüberziehen.“

Hattje sagte das alles kurz und hart wie einen Befehl. Er hatte Eile. Bis zum Flutstrom durften sie nicht warten. Wer weiß, was der brachte.

Pastor Thetens und Doktor Bornholdt wurden von der Leine losgebunden, nur Hattje behielt sie um den Leib gebunden; die andern hielten sie fest.

Seine lange Eispicke in der Hand, so stand er sprungbereit und wartete auf eine Scholle.

Da — da kam eine heran.

Er wartete nicht die Zeit ab, sie ganz an den Rand zu ziehen.

Mit einem Sprunge setzte er hinüber; aber krachend zerbarst die Scholle, und Hattje Lydicksen tauchte unter. Die beiden andern sahen es nicht; aber sie hörten das Aufklatschen und einen harten Schrei, und da zogen sie mit aller Macht an der Leine, bis sie Hattje aufs feste Land gerettet hatten. Frostzitternd stand er vor ihnen.

„Was nun?“

Sie standen atemlos, totenstill. —

„Was war das?“

Man hörte, wie die schweren Wassertropfen aus Hattje Lydicksens Rock aufs Eis schlugen.

Da kam es wieder.

Dumpf, schwer, langgezogen brach das Nebelhorn durch die graue, kalte, schier undurchdringliche Decke, die sie umgab.

Und wieder rief es.

Rief es?

Nein, es sang mit den süßesten Tönen. Es klang weicher als die weichsten Orgelstimmen am Weihnachtsabend, es klang weicher als liebevollstes Muttersingen.

Es lockte zur Heimat.

Es wies den Weg durch Nebel und Nacht, über Eis und Schnee nach dem Frieden des Hauses.

Wie das mutig und froh machte!

Wie das alles Leid und alle **Fährnis**\* vergessen machte!

Seine eiskalten, nassen Hände legte Hattje Lydicksen an seinen Mund und rief wie durch ein Sprachrohr: „**Ahoi! Ahoi!**!“ „Und nun vorwärts, Herr Pastor, nun wollen wir es wieder versuchen!“

Wieder kam eine große Scholle angetanzt, breit und weißleuchtend schwamm sie auf dem dunklen Wasser.

Mit dem Haken seiner Eispicke zog Hattje sie heran, stellte sich breitbeinig mitten drauf, um das Gleichgewicht zu halten, und ruderte in den Nebel hinein.

Der Strom trieb die Scholle. Er hatte aber bald Grund und stemmte sich langsam an die Eiskante an der andern Seite des Tiefs.

„Ahoi! Ahoi!“

Wie froh das klang!

Und wie froh klang das „Ahoi!“ des Pastors, als er auch drüben angelangt war.

Und welche Kraft war darin, als sie alle -drei von der andern Seite des Tiefs in den Nebel hineinschrien gegen das rufende, immer lauter werdende Nebelhorn: „Ahoi!“

Sie steuerten nach Westen, immer dem dumpfen Ruf des Nebelhorns entgegen. Die Freude machte sie leichtfüßig, dass sie liefen. Es war, als hätten sie ganz vergessen, dass sie sich in Gefahr begeben hatten. Sie dachten in diesem Augenblick nur daran, dass sie aus schwerer Not kamen, dass sie alles hinter sich hatten und zu Hause waren.

Da schriean schon die andern Halligmänner durch den Nebel.

Sie eilten weiter.

Nach einiger Zeit sahen sie das erste Fackelfeuer aufblitzen, und bald darauf schwieg das Nebelhorn. Es war ein Drängen in ihnen, das nicht eher zur Ruhe kommen wollte, bis sie droben im Hallighäuschen waren.

## **DES SCHWEIZERS SCHWEIZ**

*Peter Bichsel*

Ich lebe in diesem Land. Es lässt sich in diesem Land leben.

Ich bin hier geboren. Ich bin hier aufgewachsen. Ich verstehe die Sprache dieser Gegend. Ich weiß, was ein Männerchor ist, was eine Dorfmusik ist, ein Familienabend einer Partei.

Ich bilde mir ein, hier leidenschaftliche Briefmarkensammler auf der Straße an ihrem **Gehaben\*** erkennen zu können. Nur hier kann ich mit Sicherheit Schüchterne von Weltgewandten unterscheiden.

Ich fühle mich hier zu Hause. Auch mir fällt es schwer, mir vorzustellen, dass sich jemand so zu Hause fühlen kann, wie ein Schweizer in der Schweiz. Ich leide unter Heimweh; aber es ist bestimmt nicht Heimweh nach der Schweiz, nur Heimweh nach dem Bekannten.

Die Schweiz ist mir bekannt. Das macht sie mir angenehm. Hier kenne ich die Organisation. Hier kann ich etwas durchschauen. Ich weiß, wie viel hier die Dinge ungefähr kosten, und ich brauche das Geld, mit dem ich bezahle, nicht umzurechnen.

Ich fühle mich hier sicher, weil ich einordnen kann, was hier geschieht. Hier kann ich unterscheiden zwischen der Regel und dem Außer-ordentlichen. Sehr wahrscheinlich bedeutet das Heimat. Dass ich sie liebe, überrascht mich nicht. Ich liebe diese Gegend, und es ist mir wichtig, Bürger dieses Landes zu sein, weil mir mein Bürgerrecht garantiert, dass ich **unter allen Umständen\*** hier bleiben darf.

Es ist vorstellbar, dass ich als schwedischer Bürger in der Schweiz aufgewachsen wäre und alle Gefühle für diese Gegend hätte. Dann könnte man mich **ausweisen\***.

Ich habe das Recht, hier zu bleiben. Das ist mir viel wert. Es macht mir auch Spaß, und ich werde bleiben, dem Satze zum Trotz: „Du kannst ja gehen, wenn es dir hier nicht passt“ Doch möchte ich hier leben dürfen, ohne ständig begeistert sein zu müssen. Ich bin nicht als Tourist hier. Ich gestatte mir, unsere Sehenswürdigkeiten nicht zu bestaunen. Ich gestatte mir, an einem Föhntag das Alpenpanorama zu ignorieren. Ich gestatte mir, die holländische Landschaft schön zu finden. Ich weiß nicht genau, was ein Holländer meint, wenn er sagt: „Die Schweiz ist schön.“

Wir haben in dieser Gegend sehr viel Nebel, und ich leide unter dem Föhn. **Der Jura\*** und die Alpen machen mir vor allem ein schlechtes Gewissen, weil ich immer das Gefühl habe, ich müsste sie besteigen und es doch immer wieder sein lasse. Ich habe mit nichts so viel Ärger wie mit der Schweiz und mit Schweizern. Was mich freut und was mich ärgert,

was mir Mühe und was mir Spaß macht, was mich beschäftigt, hat fast ausschließlich mit der Schweiz und mit Schweizern zu tun. Das meine ich, wenn ich sage: „Ich bin Schweizer.“

## DER ÖSTERREICHISCHE NATIONALCHARAKTER

Nach den gängigen Klischees sind die Österreicher immer lustig und fidel, dazu auch höflich, liebenswürdig und gastfreundlich. Tagsüber sitzen sie am liebsten im Kaffeehaus, und am Abend gehen sie zum **Heurigen\***. Wenn sie Landbewohner sind, gehören sie einer Jodlerband oder einer **Schuhplattlergruppe\*** an. Die Arbeit nehmen die Österreicher nicht so ernst. Gutes Essen und guter Wein sind ihnen viel wichtiger. Kann man aber überhaupt von „den Österreichern“ sprechen? Was haben sie alle gemeinsam? Es ist sehr schwierig, alle Österreicher unter einen **Hut zu bringen\***. Es gibt große Unterschiede im Temperament und in der Lebensführung. **Ein Vorarlberger** fühlt sich den alemannischen Schweizern näher verwandt als den Bürgenländern. Der obersteirische Bergbauer hat mit einem **raunzigen\*** Wiener wahrscheinlich nur wenig gemeinsam. So verschieden wie die Landschaften Österreichs sind auch seine Menschen. Und mit den Klischees ist es so eine Sache. Die meisten enthalten nur die halbe Wahrheit. Sicher wollen die Österreicher das Leben genießen. Aber letzten Endes wird auch in Österreich fleißig gearbeitet. Woher kommen schließlich all die Kraftwerke, Fabriken und modernen Bauten?

Dass die Österreicher immer lustig und vergnügt sind (ein Volk der Tänzer und der Geiger, nach einem Dichterwort), stimmt auch nicht ganz. In ihnen steckt auch eine gehörige Portion Aggressivität, Sentimentalität, Melancholie und Depression. Wie könnte man sonst erklären, dass Österreich zu den Ländern mit den meisten Autounfällen und mit der höchsten Selbstmordrate gehört? Im Grunde sind die Österreicher freilich Optimisten, lassen sich nicht so leicht erschüttern und geben nicht so schnell auf. „Nur keine Aufregung!“ ist ein beliebtes Motto. Man will seine Ruhe haben und liebt es nicht, gejagt und

reglementiert zu werden. Wenn wirklich einmal etwas schief geht, bleibt man gelassen und sagt: „Na, es hätt' ja schlimmer kommen können" oder „Da kann man halt nichts machen". Die Österreicher haben auch den Ruf, Meister im Improvisieren zu sein. Letzten Endes klappt aber bei ihnen doch alles ganz gut.

Wie steht es mit der Höflichkeit und Liebenswürdigkeit der Österreicher? Nun, zu ihren Minderheiten, den Slowenen in Kärnten, und auch zu den Gastarbeitern aus Südost-Europa sind nicht alle Österreicher unbedingt liebenswürdig. Und die Höflichkeit ist auch nicht immer ganz echt. In Fremdenverkehrsorten tarnt sie manchmal nur den **Nepp**\*. Die österreichische Gemütlichkeit gibt es sicher, aber hinter dem populären Motto „**Nur net hudeln**"\* können sich auch Gleichgültigkeit, und Resignation verbergen. So ist die Mentalität der Österreicher voller Widersprüche und oft nur schwer zu verstehen. Gute und schlechte Eigenschaften liegen bei ihnen oft ganz eng nebeneinander.

### **Von Titeln und vom Grüßen**

Von den Österreichern sagt man, dass sie Titel sehr lieben und dass bei ihnen das Grüßen eine Kunst sei, die ein Ausländer nie erlernen könne. Das stimmt aber nur zum Teil. Richtig ist, dass in Österreich Titel eine größere Rolle spielen als in vielen anderen Ländern. Dass man aber in Österreich jeden, der keinen Titel hat, gleich als „Herr Doktor" anspricht, wie man dies manchmal zu lesen bekommt, ist eine Übertreibung. Für die meisten Titel sorgt der Staat. Er hat für jeden Beamten, von denen es in Österreich recht viele gibt, einen „Amtstitel" bereit. In einem Ministerium kann man vielleicht **Ministerialrat**\* oder, wenn man Glück hat und die höchste Rangstufe erreicht, gar Sektionschef werden. Bis vor kurzem gab es sechshundert solcher Amtstitel in Österreich. Da kannten sich aber selbst die meisten Österreicher nicht aus. Wer wusste, zum Beispiel schon, was ein „Münzwardein" war? (Diesen Titel bekamen Beamte, die im Münzamt tätig waren.) Unter den hundert Amtstiteln, die heute noch verwendet werden, ist der des Hofrates wohl einer der begehrtesten. Hofrat kann nur ein höherer Beamter werden. Im Ausland wundert man sich manchmal über diesen Titel, denn schließlich

gibt es in Österreich längst keinen Hof mehr. Aber die republikanischen Österreicher wollen auf diesen zweihundert Jahre alten Titel nicht verzichten. Auch wer nicht Beamter ist, kann vom Staat mit einem wohlklingenden Titel belohnt werden. Für viele Berufsgruppen gibt es nämlich noch eine Reihe von Berufstiteln. Als Arzt kann man es zum Medizinalrat, ja sogar zum Obermedizinalrat bringen. Für den Kaufmann gibt es den Kommerzialrat, für den Landwirt den Ökonomierat. Und bei einer Karriere in Oper und Theater winken die Titel Kammersänger bzw. Kammerschauspieler.

Was machen nun die Österreicher mit all ihren schönen Titeln? Sie verwenden sie natürlich, und zwar nicht nur im Amt, sondern auch im Privatleben. Ein Herr Maier, der zum Doktor promoviert, verliert gewissermaßen für immer seinen Familiennamen und wird ein „Herr Doktor“. Bekommt er später noch einen Titel, spricht man ihn eben damit an („Herr Direktor“, „Frau Professor“). Vom Ausländer erwartet der Österreicher nicht, dass er sich im Labyrinth der Titel zurechtfindet. Aber niemand in Österreich sieht es ungern, wenn er mit seinem Titel angesprochen wird.

Das Grüßen in Österreich kann vielleicht dann etwas kompliziert werden, wenn man die vielen traditionellen, oft veralteten Grußformeln, die es gibt, verwenden will. Phrasen wie „Mein Kompliment“ oder „Meine **Ergebenheit**\*“, die man manchmal noch hört, vermeidet der Ausländer am besten. Er kommt mit wenigem aus: „**Grüß Gott**\*“ ist überall akzeptabel. „Guten Tag“ dagegen hört man in Österreich nicht so oft wie in Deutschland. Viele Österreicher finden diesen Gruß eher unpersönlich und kalt. Wenn man ihn bei Bekannten benützt, klingt er fast schon wie eine Beleidigung. Sehr beliebt ist in Österreich das „**Servus**\*“. Man kann es beim Kommen und Weggehen benutzen, aber - Achtung! - nur bei Personen, die man duzt.

In den letzten Jahren ist in Österreich, vor allem in Wien, ein „liebevolles“ Grußwort in Mode gekommen: papa (mit der Betonung auf dem zweiten a). Früher sagte man „papa“ nur zu kleinen Kindern. Heute verwenden es auch Leute, die „Sie“ zueinander sagen. Es sagt, wer sich

verabschiedet, etwa: „Auf Wiedersehen, papa" und „Servus, papa" oder „**Grüße Sie, papa**"\* usw. Das klingt etwas sentimental und macht den Gruß „freundlicher". Zu „papa" gibt es übrigens schon ein Diminutiv, eine Verkleinerungsform: papatschi. Wird Österreich - was das Grüßen betrifft - wirklich ein großer Kindergarten sein, wie ein Wiener Journalist befürchtet?

## **V. SCHULGESCHICHTEN**

## EINE HOSPITATION

*Bodo Liermann*

Im Lehrerzimmer summt es wie in einem Bienenhaus. Es herrscht Aufregung. **Der Schulrat\*** Bulkowski will kommen.

„Ha, ha“, lacht Lemmel, „sieh mal, wie belebend sich so ein Schulratsbesuch auswirken kann.“ Da stehen die Lehrer und sehen ihre Klassenbücher nach, bringen noch alles in Ordnung und erarbeiten sich eine Konzeption. Da sagt mir, einem jungen Lehrer, der Schuldirektor Rendshagen: „Herr Krenzin, Sie haben am Sonnabend zwei Stunden ausfallen lassen. Sie holen sie am Mittwoch nach.“

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Als erster kommt Weizenberger, Sektorenleiter für Volksbildung bei der Kreisleitung der Partei. Weizenberger kann, wenn er sich mit jemandem unterhält, stundenlang zuhören, ohne zu unterbrechen. Anschließend lässt er den ganzen persönlichen **Kleinkram\*** unter den Tisch fallen, sondert das Wesentliche vom Unwesentlichen, fasst zusammen und macht Vorschläge zur Lösung einer Aufgabe.

Weizenberger arbeitet emsig, und er weiß, was er will. Zuerst sieht er die Klassenbücher nach. Wie viel Zensuren hat ein Schüler bisher durchschnittlich erhalten? Welche Zensuren überwiegen? Treten viele Fünfen auf? In welchen Fächern treten sie auf? Daraus lassen sich **Schlussfolgerungen ziehen\***. Daran kann man die geleistete Arbeit messen...

Wie kommt es, Krenzin, dass bei dir mehrere Schüler im September eine Fünf erhalten haben und erst wieder Ende November Gelegenheit hatten, die Fünf auszugleichen? Warum hast du ihnen nicht früher die Möglichkeit gegeben? Sie hätten dann mehr Interesse gezeigt. In der deutschen Rechtschreibung treten gehäuft Fünfen auf. Hast du schon einmal über die Ursachen nachgedacht?

Noch nicht, aber man kennt die Ursachen. Weil die Hefte zu lange auf dem Schreibtisch gelegen haben. Weil man dauernd etwas anderes zu tun hatte. Darum. Aber das sagt man nicht.

Wie erklärt ihr euch überhaupt **die Häufung\*** von schlechten Leistungen in einigen Klassen und in einigen Fächern?

Na ja, die Schüler lernen nicht. Oder zu wenig. Sie **setzen sich nicht auf den Hosenboden\***. Sie mögen nicht. Haben andere Interessen.

So! Und warum lernen die Schüler nicht?

Weil sie keine Lust haben.

Weizenberger fasst die Einzelaussprachen zu einem vorläufigen Ergebnis zusammen. Die Häufung von schlechten Schülerleistungen können auf keinen Fall den Schülern vorgeworfen werden. Noch nennt er die Ursachen nicht. Mögen die Kollegen ihm die Arbeit abnehmen und selbst die Antwort finden...

Am nächsten Nachmittag sitze ich und sehe die Hefte nach. So lange, bis ich nicht mehr weiß, ob Zahn mit h oder ohne h geschrieben wird. Die Verhältnisse zwingen dazu. Morgen kommt der Schulrat. Der Mann ist schließlich eine Autorität. Er sitzt da und passt auf jedes Wort auf, das du sagst. Und du musst in einer Stunde bald auf hundert Dinge achten, damit alles richtig läuft. Alle Schüler sollen mitarbeiten. Weißt du, was das heißt, dreißig Schüler **zur Mitarbeit zu bringen\***? Du sollst den Stoff, du kannst den Stoff nicht eintrichtern. Sie sollen mit Lust gestellte Probleme lösen. Sollen Erkenntnisse gewinnen. Sollen die Erkenntnisse auch noch in der Stunde anwenden. Du musst recht oft die Tafel benutzen, musst Bilder zeigen und die Leistungen zensieren. Du musst hier loben und dort loben, sehr sparsam sein mit dem Tadeln. Die Hausaufgaben musst du nachsehen und vor allen Dingen alle Schüler, auch wirklich alle Schüler in Begeisterung mitreißen. Habe große Geduld mit den schwachen Schülern! Übe Nachsicht! Schimpfe nicht, wenn sie die Hausaufgaben vergessen haben oder wenn sie nicht aufgepasst haben! Denke an jeden einzelnen Schüler und habe alle Fakten des Stoffes sicher im Kopf! Las dich nicht durch Zwischenfragen vom methodischen

Aufbau der Stunde abbringen! Und denke auch daran, dass die Stunde nur 45 Minuten hat!

Die Stunde beginnt. Nehmt die Hausaufgaben vor! **Verflixt\***, sechs Mann haben keine. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, ihnen vorher zu sagen, dass der Schulrat kommt. Jetzt bloß nicht schimpfen. Schreibt ein, dass ihr die Hausaufgaben zu morgen anfertigt. Dieter, lies die Lösung der Aufgaben vor! Und weiter, Regina! Richtig. Ich sehe mir nachher eure Aufgaben an. Endlich kommt die eigentliche Stunde.

Was wisst ihr über Berlin?

Es kann eine schöne Stunde werden. Wer wüsste nichts über Berlin? Man muss nur aufpassen und ordnen.

Kurt, komm nach vorne und schreib es an die Tafel! Sie werden im Eifer unzulässig laut. **Schnipsen mit den Fingern\***. Halt, das geht aber nicht! Sie müssen wieder ruhiger werden, aber das **liegt** natürlich **am\*** Lehrer.

Nehmt den Atlas vor! Wir arbeiten mit der Karte. Da meldet sich Thomas. Thomas stellt immer eigenwillige Fragen, die manchmal nicht in die Unterrichtsstunde passen. Hoffentlich **bringt** er nicht alles **durcheinander\***.

— Herr Krenzlin, warum liegt Westberlin bei uns in der DDR?

Das ist eine Frage. Die **passt ins Konzept\***.

Bulkowski sitzt hinten und schreibt. Der Stundenverlauf wird genau fixiert. Frage für Frage, Antwort für Antwort, Damit man nachher jede Einzelheit besprechen kann.

Westberlin hätten wir. Weiter. Wo liegen die wichtigsten Betriebe unserer Hauptstadt? Halt, man muss mehr auf Ingrid und Werner aufpassen, sie öfter fragen, weil sie sonst abschalten. Wie ein Dirigent arbeiten. Alle müssen mitspielen, sonst klingt das Orchester nicht. Und keinen Takt überspringen. Es gerät sonst alles durcheinander. Wir schreiben die wichtigsten Industriezweige in unser Heft! Ja, auch einige Namen der Betriebe. Die Schüler müssen immer etwas zu tun haben. Der Martin **findet sich** nicht **zurecht**. Brigitte zeigt es ihm. Jetzt sind es noch zehn Minuten.

Hartmut war neulich mit seinem Vater in Berlin. Er möchte gerne vom neuen Fernsehturm am Alex erzählen. Bitte, Hartmut!

Zum Schluss sprechen wir über den Verkehr. Aber das ist jetzt so wie manchmal beim Autofahren. Du willst Gas geben, trittst das Gaspedal durch, ganz durch, aber der Motor zieht nicht mehr. Beinahe hast du vergessen, dass Bulkowski hinten sitzt. Es ist gut, als es zur Pause klingelt. Zehn Minuten tief **Luft holen\***. Die nächste Stunde **durch den Kopf gehen lassen\***. Bulkowski will noch einmal mitkommen. Soll er doch!

Am Nachmittag um drei Uhr soll die Auswertung sein. Da muss die bittere Medizin geschluckt werden...

Sie sind schon da. Sitzen bei Rendshagen im Direktorzimmer in den Sesseln... „Kollege Krenzin“, beginnt Bulkowski, „im großen und ganzen haben Sie mit Ihren Stunden das Ziel erreicht. Lassen Sie uns zu einigen Einzelheiten kommen. Zum ersten. Warum haben Sie die teilweise guten Leistungen bei den Hausaufgaben nicht zensiert? Das spornt die Schüler an. Wir alle **begehen den Fehler\***, dass wir oft nur die Schwächen bemerken und registrieren. Im Laufe der Stunde haben Sie übrigens vergessen, die Hausaufgaben zu kontrollieren, obwohl Sie es vorher versprochen hatten.“ Sie nennen alles beim Namen. Weizenberger die wenigen Leistungskontrollen und Rendshagen den versäumten Sonnabend. Rendshagen nimmt sogar die Brille ab und sagt, dass ihn als Leiter ein gewisser Teil **Schuld träfe\***, denn auch er hätte durch Kontrollen bemerken müssen, dass zuwenig Zensuren im Klassenbuch ständen. Überhaupt hätte man sich an der Schule mehr mit Krenzin beschäftigen müssen. Es ist peinlich, dass durch die eigene Schuld andere auch Schuld haben.

„Und nun möchten wir Ihnen zum Schluss vorschlagen“, sagt Bulkowski, „dass Sie, um die Möglichkeit zu haben, sich weiterzuentwickeln, ein Fernstudium aufnehmen. Wobei wir sowohl an Sie als auch an die Schule denken. An die Perspektive.“

## EINE TRAUMHAFT DISZIPLINIERTE UNTERRICHTSSTUNDE

*Horst Rose*

"Ruhe !" brüllte Tierbaß und ließ die Faust auf den Lehrertisch dröhnen, als hätte eine MIG 21 die Schallmauer durchbrochen. Die Fünfte **duckte die Köpfe\***. Den Schülern rutschten die Ellenbogen auseinander, sie ließen das Kinn auf die gefalteten Hände fallen und warteten auf die nächste Detonation. Tierbaß wandte sich triumphal dem hospitierenden Fräulein Sanft zu. "Sehen Sie, Kollegin, das ist Disziplin! Dazu brauche ich keine Schulordnung".

Fräulein Sanft stellte mit Entsetzen fest, dass einzig und allein sie in der ganzen Klasse den Kopf noch oben hatte. Am liebsten hätte sie ihr Bettkissen über den Kopf gezogen. "Kopfrechnen!" donnerte es vom Lehrertisch. "Vier hoch zwei, dividiert durch zwei hoch drei, minus acht ... ist ?!"

"Null!" rief ein Schüler, spontan und etwas frechdreist, wie's schien. Tierbaß, Augenlider verengten sich zu einem Bruchstrich. "Null ?" wiederholte er ungläubig und ließ dabei die Luft vibrieren. Er pustete stoßweise Luft aus. "Die Schüler können oben mit ihrem Lehrer machen, was sie wollen. Ergebnis hin und her, ob richtig oder falsch, dieser **Neunmalkluger\*** hat Null zu mir gesagt. Auf diese Chance hat er gewissermaßen gewartet".

Fräulein Sanft vermeinte zu träumen. Mein Bestreben, ein gutes Lehrer-Schüler-Verhältnis herzustellen, scheint mir doch zu überfordert, monologisierte sie. Ich versuch's mit dem Gegenteil, mit Verständnis, Vertrauen, emotionaler Zuwendung und trotzdem läuft nicht alles glatt. Aber bei diesem Tierbaß hier ist die Stunde **ein Räderwerk\***, da gibt es weder Stoff - noch Zeitprobleme. Wie aus weiter Ferne drangen seine Worte an ihre Ohren : "Am liebsten würd' ich dich vor die Tür setzen, aber da haust du noch ab und schleckerst Eis. Das konnte dir so passen.

Darum bekommst du eine Eintragung ins Klassenbuch". Oder? Sie fühlte sich verunsichert und glaubte ihr Herz wie in einer großen Trommel schlagen zu hören. Dass die negativen Eintragungen zum Betragen der Schüler in manchen Klassenbüchern überhand nehmen, wollte sie gar nicht anzweifeln. Warum ist das eigentlich so, fragte sie sich. Zum Glück kann man **heikle Sachen**\* auf die Wissenschaft abschieben, oder mag sich die Schulinspektion damit rumschlagen.

Inzwischen wuchtete sich Tierbaß auf den dünnbeinigen Stuhl am Lehrertisch und schrieb, indem er sich selbst diktierte:

"Unhold Ulli hat sich an seinem Lehrer vergriffen, dieweil er denselbigen frechdreist mit Null titulierte".

"Aber Kollege Tierbaß", meldete sich zögernd und verschüchtert Fräulein Sanft zu Wort. "Der Ulli hat doch recht". Wenn ein krebsrotes Gesicht Ausdruck von Wut ist, dann war Tierbaß wütend.

"Jetzt **fallen** Sie mir auch noch **in den Rücken**", und das vor den Schülern! Das ist ja, ja, ja ... ein pädagogischer **Tiefschlag**\*".

Fräulein Sanft wälzte sich gequält auf ihrer Bettcouch hin und her, bis die schrille Weckerklingel sie endgültig, aus dem Schlaf holte, Wie kann man nur ein so wirres Zeug zusammenfaseln, dachte sie. Solche Lehrer sind doch an unserer Schule wirklich nur Traumgespinste, und mein Kollege Tierbaß ist ein sehr sanfter Mensch.

## GRAMMATIKSTUNDE

*W. Bauer*

In den ersten Wochen des neuen Schuljahres wird fast nur wiederholt, in jeder Stunde ein besonderes Teilgebiet. "Der zusammengesetzte Satz" steht heute an der Tafel.

"Unsere Sprache ist sehr reich an Wörtern", sagt Herr Eersten am Anfang der Stunde, "aber wenn sie schon und wirkungsvoll sein soll, müssen wir ihre Gesetze kennen. Deshalb unterhalten wir uns immer darüber, und wir werden auch jedesmal etwas Neues finden".

Bei der Wiederholung dessen, was sie im 6. und 7. Schuljahr gelernt haben, melden sich fast alle, wahrscheinlich mit dem Gedanken : Wenn ich jetzt eine gute Zensur schaffe, habe ich für ein paar Stunden Ruhe. Das weiß auch Herr Kersten, denn er **kennt seine Pappenheimer\***. Er ruft Herbert Marke auf. Der wird alles so klar zusammenfassen, dass man weiter darauf aufbauen kann , denkt er.

"Der zusammengesetzte Satz gliedert sich in zwei Teile", beginnt Herbert. Er ist sicher. Da kannte ihn Herr Kersten nachts aus dem Bett holen, er würde es genauso sagen. Stück für Stück erläutert er die Satzverbindung und das Satzgefüge und auch die verschiedenen Arten, die es dabei gibt. Als er fertig ist, späht er gespannt nach vorn. Was wird der Lehrer jetzt ins Klassenbuch eintragen? "Sehr gut", sagt er . Er hat Herberts berechnete Neugier natürlich bemerkt. "Dafür sollst du eine Eins haben".

Mit einem leichten Aufatmen setzt sich Herbert. Geschafft! Die Stunde geht weiter. Herr Kersten lässt Beispiele suchen. Einige davon werden an die Tafel geschrieben. Herbert folgt kaum dem Unterricht. Von Zeit zu Zeit hebt er noch die Hand. Als er aber merkt, dass Herr Kersten vor allem die Schüler aufruft, deren Leistungen unter Durchschnitt liegen, öffnet er unter der Bank sein Buch und liest heimlich...

"Herbert !" Herrn Kerstens Stimme reißt ihn aus seinem Bedanken. Er schiebt das Buch flink unter die Bank und steht auf.

"Du schläfst wohl ?" fragt Herr Kersten.

"Ich habe gerade über etwas nachgedacht", erwidert Herbert. Ich brauche nicht einmal zu schwindeln, stellt er fest. Trotzdem ist es ihm unangenehm, denn Herr Kersten hat bestimmt eine Frage an ihn gerichtet. Sonst wurden ihn die anderen nicht so ansehen.

"Setz dich!" sagt Herr Kersten, «und Pass jetzt besser auf".

Er wendet sich wieder Dieter Gerstmeier zu, der vorn an der Tafel steht. "Nun überleg mal, Dieter. Woran erkennen wir, dass "denn die Regierung unserer Republik sorgt für alle Werktätigen" ein Hauptsatz ist ?"

Herbert hebt die Hand. Welch einfache Sache ! Das haben sie schon hundertmal geübt.

Dieter starrt hilflos auf den Satz an der Tafel. "Weil er ein Subjekt hat?" Er sieht den Lehrer fragend an. "Richtig, auch daran können wir das erkennen. Wie heißt übrigens das Subjekt?" Dieters Blick schwer hilfesuchend über die Klasse. "Schau dir den Satz an", sagt Herr Kersten.

"Werkstätigen ?"

"Haha!" platzt Herbert heraus. " Das ist wirklich zum Lachen.

"Werkstätige" soll Subjekt sein!"

"Herbert ? In Herrn Kerstens Stimme liegt etwas, was alle aufhorchen lässt.

"Werkstätige" ist ein Akkusativobjekt". Herbert lehnt sich lässig in die Bank. "Das Subjekt heißt "die Regierung", und "unserer Republik" ist ein Attribut dazu."

"Richtig", Herr Kersten geht ein paar Schritte auf Herbert zu.

"Es ist schön, Herbert, dass du das alles weißt, aber warum lachst du, wenn Dieter eine falsche Antwort gibt ?"

Herbert blickt sich um. Die anderen haben doch alle gelacht, oder nicht ?

"Das weiß jedes Kind , dass "Werkstätige" nicht das Subjekt ist", sagt er dann.

"Gehört Dieter nicht zu deinem Zirkel ?" fragt der Lehrer.

"Ja", muss Herbert zugeben. Was soll diese Frage ? "Na, und hast du ihm schon einmal dabei geholfen, dass er Subjekt und Objekt nicht mehr verwechselt ?"

Herbert scharrt verlegen mit dem Fuss. "Er will ja nicht!" brummt er.

"Weißt du das genau, Herbert ? Vielleicht will Dieter doch lernen, was ein Subjekt und ein Objekt ist. Na, setz dich jetzt. Wir wollen uns gelegentlich einmal darüber unterhalten, wie wir Dieter helfen können".

Das hat mir gerade noch gefehlt, denkt Herbert, während er sich setzt. Jetzt werde ich wegen Dieter auch noch von Herrn Kersten getadelt. Er kann es kaum mehr warten, dass die Stunde zu Ende geht.

## KLASSENARBEIT

*E. Stein*

In der Klasse 8 b **kündigte** ich für den kommenden Mittwoch eine Kontrollarbeit **an**\*.

"In dieser Arbeit wird noch einmal wiederholt, was wir in den letzten Wochen geübt haben", sagte ich. "Ihr braucht deshalb keine Angst vor Überraschung zu haben. Eigentlich ist es gar nicht möglich, dass diesmal jemand eine "Fünf" schreibt. Wäre das aber der Fall, was mich furchtbar enttäuschen würde, dann müsste ich mir ernstlich **Sorge machen**\*, ob der Betreffende überhaupt die Abschlussprüfung bestehen kann. Außerdem wäre ich gezwungen, den Eltern eine Mitteilung zu machen... Wir werden in dieser Stunde den Stoff noch einmal wiederholen. Wer sich denn noch unsicher fühlt, hat morgen Nachmittag Gelegenheit, sich von mir beraten zu lassen. Ich bin um 15 Uhr hier in unserem Klassenzimmer und werde gern jedem helfen, der kommen will. Ich denke da zum Beispiel an Gerd, an Klaus, an Theo und andere. Also, vergesst nicht, morgen um 15 Uhr ..."

Am Tag darauf schrieben die Schüler gleich in der ersten Stunde die angekündigte Deutscharbeit. Mit keinem Worte spielte ich auf mein vergebliches Warten an. Schon vor dem Beginn der Stunde hatte ich die zu bearbeitenden Sätze an die Tafel geschrieben. Notwendige Erklärungen waren rasch gegeben. Alle saßen nun eifrig und konzentriert über ihrem Heft. Mein Blick ging unauffällig immer wieder zu Klaus. Es schien mir, als käme der Junge nicht recht vorwärts und stocke häufig, einmal beobachtete ich, wie er einen Seitenblick zu seinem Nachbar warf ... Als er bemerkte, dass ich zu ihm aussah, schrieb er sofort geschäftig weiter und suchte **sich den Anschein zu geben**\*, als ob alles in Ordnung sei. Ich vermied es, in die Bankreihen zu treten und den Schreibenden ins Heft zu blicken, um alle nicht abzulenken. Auf gelegentliche Fragen **gab** ich kurz und ruhig **Bescheid**\*. Man merkt in solchen Minuten einer Klasse genau an, wie sie mit ihrer Aufgabe fertig wird. Offensichtlich

180

herrschte eine arbeitsfrohe, zuversichtliche Stimmung. Der lange Gerd Lieberhein stieß einen Seufzer der Befriedigung aus und blickte zu mir auf, als wollte er sagen: Ist ja alles gar nicht so schwer. Es geht viel besser, als ich dachte.

Schon lange vor Schluss der Stunde war der erste mit der Arbeit fertig, bald folgten ein zweiter und ein dritter. Auch Theo Hoffmann lehnte sich aufatmend zurück und überlas das Geschriebene noch mal mit der geruhsamen Miene eines Biedermanns, der seine Jahreskünfte zählt. Fast alle waren jetzt fertig. Ein froherregtes Flüstern erfüllte den Raum. Es waren noch fünf Minuten bis zum Klingelzeichen. Ich sah zu Klaus Berger hinüber. Er hatte ebenfalls, dem allgemeinen Beispiel folgend, sein Heft zugeklappt.

"Sind alle fertig?" fragte ich. "Habt ihr noch einmal jeden Satz genau nachgeprüft?" "Schon dreimal hab' ich die Arbeit durchgelesen..." Ach, die war heute aber leicht..." ich habe diesmal bestimmt eine "Zwei"! So tönte es von allen Seiten.

Ich ließ die Hefte einsammeln und schloss sie in den Pultkasten ein.

"Na, was war besonders schwer zu bestimmen?" fragte ich nun. "Wo habt ihr lange **knobeln**\* müssen, und was habt ihr nicht herausbekommen?"

Die Jungen nannten eine Reihe von Beispielen und fragten mich nach der richtigen Lösung. Jedes Mal, wenn ich eine Antwort gab, setzte ein vielstimmiger Jubel ein. Nur hier und da machte einer ein dummes Gesicht oder schüttelte verblüfft den Kopf ...

Als die Klasse dann in der großen Pause auf dem Hof war, ging ich noch einmal zum Pult, holte den Stoß Hefte heraus und blätterte ihn flüchtig durch. Nach diesem ersten Eindruck war die Arbeit recht gut ausgefallen.

## FREUNDINNEN

*A. Geelhaar*

"Ich habe eure Schreibhefte schon durchgesehen, morgen bekommt ihr alle zurück", sagt Fräulein Wassermann, die Lehrerin in der ersten Klasse. "Ihr habt gut aufgepasst. Ich bin mit euch zufrieden. Nur Monika, die erst seit ein paar Tagen in unserer Klasse ist, hat noch eine Reihe von Fehlern gemacht. Das ist nicht schlimm. Anneliese wird ihr helfen nachzuholen, was sie noch nicht gelernt hat."

Anneliese hat lauter Einsen in ihrem Heft. Sie wird rot vor Stolz, als sie den Auftrag der Lehrerin hört, und **nickt eifrig mit dem Kopf\***. Am Nachmittag geht Monika zu Anneliese, um mit ihr zu lernen. Die Frühlingssonne leuchtet hell durch das zarte Grün der Gartenhecken und auf der Straße lassen die Kinder ihre bunten **Triesel\*** tanzen. Monika läuft schnell an ihnen vorüber. Dort drüben in dem grauen Haus mit den großen Fenstern wohnt Anneliese. Sie steht vor der Tür. "Ich habe schon auf dich gewartet", sagt Anneliese und geht mit Monika hinein. "Wir wollen ein Diktat schreiben, denn dabei machst du die meisten Fehler." Anneliese nimmt ihr Lesebuch zur Hand und diktiert:

"Wenn der Winter vorbei ist, gibt es viel Arbeit für die Bauern. Paul ist schon früh mit seinem Vater aufs Feld gegangen. Heute soll der neue Traktor auf ihrem Acker pflügen helfen ... Monika schreibt. Als sie eine Heftseite voll geschrieben hat, meint Anneliese: „Das ist genug. Lass mich mal sehen. Viel wird mit "v" geschrieben“, sagt sie und nimmt ihren roten Schrift. " Traktor mit einfachem "k", pflügen mit "pf". Anneliese streicht an und zählt. " Eins, zwei, drei, vier, fünf, .... zehn Fehler. Schrecklich, was du alles falsch schreibst, du musst noch viel üben". Monika steigen die Tränen in die Augen. In der anderen Schule waren wir nicht so weit, ich muss es doch erst lernen."

Und nun weint sie wirklich, reißt ihr Heft an sich und läuft zum Hause hinaus.

"Monika", ruft Anneliese. Aber Moni ist schon auf der Straße. "Warum weinst du?" fragt Ursel, die ihr entgegenkommt, "ich denke, du bist bei Anneliese und übst Schreiben?"

"War ich auch", schluchzt Monika. "Aber ich kann es ja doch nicht und mache alles falsch, hat Anneliese gesagt."

"Das ist doch nicht schlimm, wir haben es auch erst gelernt", tröstet Ursel und **hakt Moni unter\***. Komm mit in unsern Garten, ich zeige dir was Schönes! Moni trocknet heimlich ihre Tränen und geht mit. Im Garten blühen die ersten Frühlingsblumen, gelb, rot und blau. Über der Laube im Fliederbusch singt eine Meise. Und die frechen Spatzen hüpfen lärmend auf dem frischen Erbsenbeet herum. Ursel setzt sich mit Moni in die Laube, wo ihre Schulsachen noch auf dem Tisch liegen. Sie deutet auf das Vogelhäuschen an einem Birnbaum und flüstert: "Unsere Stare haben Junge. Hörst du die Kleinen spektakeln? Sie sind hungrig. Pass mal auf, wie die ihren Schnabel aufsperrt, wenn die Mutter ihnen Futter bringt".

Gespannt warten die Mädchen auf die Starenmutter. Und da diese nicht gleich kommen will, blättert Ursel in ihrer Fibel. "Wollen wir noch ein bisschen lesen?" fragt sie.

Mini nickt und fragt! "Das Stück vom Bauern".

Als sie fertig ist, hat Ursel einen guten Gedanken. "Weißt du was, Moni, jetzt lesen wir die ganze Geschichte noch einmal. Und dabei guckst du dir alle Wörter, die dir neu sind, genau an. Du musst gut überlegen".

"Ja", meint Moni leise. Und Ursel fährt fort: "Zum Beispiel merkst du dir, dass 'viel' und 'voll' mit 'v' geschrieben werden. Wann ein 'pf' steht, hörst du gleich, wenn du es richtig sprichst, darum übe ich immer laut". "Soll ich jetzt mal das Diktat schreiben?" bittet Moni, als sie noch ein paar Mal gelesen haben.

"Ich glaube, jetzt kannst du's", versichert Ursel und beginnt zu diktieren. **Nach einer Weile\*** ruft Ursels Mutter. Die Mädchen horchen und antworten. Nun sehen sie auch, dass die Sonne bereits hinter den Bäumen versinkt.

"Wir üben morgen weiter", sagt Ursel vor der Haustür. Und dann läuft Moni schnell nach Hause. Wie froh ist sie, eine so gute Freundin gefunden zu haben! Am nächsten Tage gibt Fräulein Wassermann die Hefte zurück und spricht das Diktat noch einmal mit den Kindern durch, Monika darf zur Tafel gehen und anschreiben.

"Du hast aber fleißig geübt", lobt die Lehrerin. Monika schaut glücklich zu Ursel hinüber. Nur Anneliese sitzt still und schämt sich.

## DER ERSTE VERSUCH

*Katharina Kammer*

*Lerchenau, am 20.Mai 19...*

1. Heute früh kam mir das Leben vor wie ein heiterer Sonntagsausflug – heute Nachmittag nicht mehr.

Ich weiß natürlich, das liegt an mir oder vielmehr an Dr. Klan. Nein, an dem nicht, der kann schließlich nichts dafür. **Es liegt daran\***, dass ich hier bin, in diesem Institut, und dass ich vor einem Jahr auf die Idee gekommen bin, Lehrerin zu werden. Nun habe ich die Bescherung.

Dr. Klan kam heute früh lächelnd auf mich zu. Es war noch Zeit bis zur ersten Vorlesung.

Ich gab ihm nichts ahnend die Hand, da sagte er: "Marlies Schreiber, Sie **sind** am dreißigsten Mai mit Ihrer ersten Probelektion **dran\***".

Ich bemerke, wie ich blass wurde und wie das Herz mir plötzlich oben **im Halse schlug\***. Dr. Klan mit seinen scharfen Augen ist das auch nicht entgangen. Er legte mir die Hand auf die Schulter und beruhigte mich; "Na, na, der hübsche Kopf wird dabei nicht abgerissen. Einmal muss man ja anfangen, Marlies".

Seit ich in das Institut eingetreten bin, weiß ich, dass ich irgendwann einmal meine erste Probelektion mit einer Klasse halten muss. Und nun bin ich trotzdem wie **aus den Wolken gefallen\***.

Eigentlich ist meine Mutter daran schuld, dass ich Lehrerin werden wollte. Sie hat immer gesagt: "Lehrerin ist ein guter Beruf, junge

Menschen etwas lehren – das stelle ich mir schön vor". In ihrer Jugend wollte sie selber gern diesen Beruf erlernen, aber Großvater war Waldarbeiter und hatte acht Kinder. Als meine Mutter erfuhr, dass ich kostenlos die Lehrerbildungsanstalt besuchen durfte, stiegen ihr Tränen in die Augen. Ich habe mich damals auch gefreut.

2. Am dreißigsten Mai abends findet unsere Theateraufführung statt, Lessings "Minna von Barnhelm", und ich spiele die Franziska. Wir müssen noch jeden Tag proben.

Ich hatte mich so auf die Aufführung gefreut. Was mache ich nun? Jetzt muss ich vom Theaterspielen zurücktreten. Ich muss es, um **alle Kräfte** für die Lektion zu **sammeln**. Gleich heute fange ich an, noch einmal die berühmtesten Pädagogen zu studieren, von Comenius über Rousseau , Pestalozzi, Diesterweg bis zu Makarenko und Jessipow.

*Am 21. Mai 19...*

O grausames Leben !

Horst muss schon in vier Tagen seine Probelektion halten, doch er tut sehr unbeteiligt.

Als ich erwähnte, dass ich noch einmal sämtliche Unterrichtstechniken bei Comenius, Pestalozzi und den anderen durchstudieren will und deshalb nicht mit Theater spielen kann, **zuckte** er nur **die Schultern\***.

"Hast du alle Vorlesungen in Unterrichtslehre gehört ?"

"Ja".

"Hast du alle Vorlesungen nachgeschrieben und Ausarbeitungen darüber gemacht ?"

"Ja".

"Dann musst du den ganzen theoretischen Kram auswendig kennen und deine Lektion kannst du im Schläfe richtig aufbauen. Wenn das nicht so ist, dann bist du verloren, dann wirst du nie eine richtige Lehrerin werden. Jetzt kommt die Praxis, da muss die Theorie in den Magen gesunken sein, damit der Kopf frei ist".

"Du, Horst, sag mal ganz ehrlich : Hast du keine Angst vor der Lektion ?"

"Keine Spur". Ruhig brannte er sich eine Zigarette an.

*Lerchenau, den 27. Mai 19...*

3. Morgen erfahre ich mein Thema für die Stunde. Dr.König hat es sicher schon in seiner Tasche; leider sagt er nichts darüber. Heute, nach seiner Vorlesung über materialistische Geschichtsauffassung, ging ich nach vom zum Dozentenpult und **gab ihm zu verstehen\***, dass ich gern eine Geschichtsstunde halten mochte; vielleicht sechstes Schuljahr, Thomas Müntzer im Bauernkrieg; oder fünftes Schuljahr, Aufstand des Spartakus in Rom. Dr. König **kniff die Augen zusammen\***, musterte mich kurz und sagte: "So, dass möchten Sie am liebsten ". Keine Spur auf seinem glattrasierten Gesicht verriet, ob ich Hoffnung auf solche Stunde haben kann oder nicht. Er packte seinen Stock fester und ging davon mit seinem künstlichen Bein: er ist kriegsverwundet.

Hoffentlich bekomme ich wenigstens keine Mathematikstunde.

*Am 28. Mai 19...*

Ich habe es ja geahnt, dass ich **ein Pechvogel\*** bin. Als Dr. König mir heute Nachmittag mein Stundenthema gab, verzog er wiederum keine Miene. "Erstes Schuljahr, **Anschauungsunterricht\***, "Die große Wäsche". Mir blieb der Mund offen stehen. Dr. König setzte noch gleichmütig hinzu: "Daraus kann man was Nettes machen , aus der Stunde; das Hauptgewicht liegt auf der Methode; aber vergessen Sie nicht, dass unser Unterricht schon im ersten Schuljahr wissenschaftlich begründet sein muss". Damit ging er davon.

Seitdem bin ich verzweifelt.

Noch nie in meinem Leben habe ich große Wäsche gewaschen, höchstens, dass ich meiner Mutter manchmal beim Aufhängen der Wäsche geholfen habe; wenn es ging, habe ich mich auch davor noch gedrückt.

Ob ich an meine Mutter telegraphiere? "Schicke sofort telegraphischen Bericht, wie große Wäsche gewaschen wird. Möglichst mit wissenschaftlicher Begründung". Sie wird mich wahrscheinlich **für verrückt halten\***.

Wenn ich meine drei Reihen Bücher betrachte, bekomme ich Wut. Wie schon sie dastehen, von der "Psychologie des Jugendalters" bis zum "Faust" ist alles da; aber es ist sinnlos, darin auch nur eine Zeile über die große Wäsche zu suchen.

Da fällt mir Anastasia Schulze ein: unser guter Hausgeist, Köchin und Verwalterin. Das ist die Rettung. Ich muss sofort zu ihr in die Küche gehen.

*Zwei Stunden später.*

Sie saß am Küchentische und **legte sich Karten\***. Ich setzte mich an das andere Ende des Tisches und passte auf, wie sie manchmal auf eine Karte tippte und den Kopf schüttelte und manchmal auf eine Karte tippte und mit dem Kopf nickte.

Wir saßen weit voneinander entfernt; denn der Tisch ist sehr groß.

Dann fragte ich, warum man große Wäsche wäscht.

Sie schob ihr **Doppelkinn\*** hin und her, musterte mich zornig und antwortete: "Weil sie dreckig ist." Das war mir nicht wissenschaftlich genug, doch sie blieb dabei: Dreck ist Dreck, dafür kann man nichts anderes sagen. Auf mein dringendes Bitten hin beschrieb sie mir wenigstens den Vorgang einer großen Wäsche, und ich notierte das eifrig auf meinem Notizblock. Sie betrachtete mich voll Mitleid.

Als ich ging, rief sie mir nach, ob ich denn nun, wenn ich mal heirate, weiß, wie ich die große Wäsche waschen muss. Ich glaube nicht. Aber meine Lektion kann ich schon halten.

*Den 30. Mai 19...*

4. In einer ruhigen Stunde zwischen den zwei Aufregungen dieses Tages will ich niederschreiben, wie es heute früh war. Natürlich ganz anders, als ich es mir vorgestellt hatte.

Gegen halb acht Uhr schritten wir die Landstraße zum Dorf hinunter; ein ernster Dozent, neun vergnügte Studenten und ein benommener Prüfling. Letzterer ist leicht daran zu erkennen, dass er ein festgefrorenes Lächeln auf dem Gesicht hat und mit seinem besten Sonntagskleidungsstück unpraktischer angezogen ist als die anderen. Ich trug steif und vorsichtig mein neues Kostüm, noch nicht ahnend, welchen Eindruck es auf die Kinder machen wird.

Wenige Minuten vor acht, auf dem lärmgefüllten Korridor der Dorfschule, drückten mir die Kollegen mitleidig die Hand und Dr. König wollte mich ermutigen. "Halten Sie sich nur an Ihre Vorbereitung, dann kann nichts **schief gehen\***", meinte er. Aber ich wusste keine Zeile mehr davon.

Eine Viertelminute war ich allein, ich atmete tief und dann – hinein!

Einunddreißig **Knirpse\*** standen auf, dankten munter meinem Gruß und dreißig setzten sich wieder. Einer blieb stehen, er schaute mich erstaunt an, schien alles um sich herum vergessen zu haben und stotterte bewundernd: "D-d-d-das ist ein feines Kostüm".

Ich erstarrte. Was tun? War das ungezogen? Durfte ich so etwas erlauben? Musste ich den Kleinen bestrafen? Er lächelte so treuherzig. Oder wollte er mich doch verspotten?

Wie viel Gedanken einem in wenigen Sekunden durch den Kopf geben können! Denn mehr Zeit verlief nicht, bis mir das schallende Gelächter der Kollegen ans Ohr drang. Auch die Kinder lachten. Schließlich lachte ich mit, beugte mich zu dem Kleinen, strich ihm über das Haar und sagte: "Es gefällt dir also?"

"Ja, f-f-fein". Dabei strahlte er mich an. Das Strahlen blieb in seinen runden Kirschenaugen, und ich musste immer wieder hinsehen. Darüber vergaß ich, dass hinten der kühle, unbestechliche Dr. König saß, mit neun kritikbesessenen Kollegen.

Ich fing mit der Geschichte von dem schmutzigen Handtuch an, die ich mir ausgedacht hatte. Das Handtuch lag in einer Ecke und weinte, weil es bei der Wäsche vergessen worden war. Nun **fraß** sich der Dreck

immer fester in das Gewebe **ein\***, und bald konnte das Handtuch daran sterben. Atemlose Stille herrschte im Zimmer. Die Kinder fingen jedes Wort sofort auf, das von meinen Lippen kam. Diese Worte waren meine geformten Gedanken, und ich spürte, wie sie in andere Menschen eindringen. Das verschaffte mir ein noch nie gehabtes Gefühl eine Mischung von Lust, Befriedigung und Macht.

Ich konnte noch lange so sprechen, aber ich kam an die Stelle, wo die Mutter das Handtuch findet und es in die große Wäsche gibt. Sein Leben war damit gerettet.

Erleichtertes Aufatmen.

Nun wurde mit Fragen und Antworten erarbeitet, was das Handtuch alles erdulden musste. Als er in den Kochkessel wanderte, stellte ich die Frage, warum die Wäsche gekocht werden muss. Schweigen. Schließlich meldete sich ein Junge. "Die Wäsche wird gekocht, damit das, was zu groß ist, ein bisschen eingeht."

Ich stellte mir vor, wie die Mutter des Kleinen am Weihnachtsabend sagt: "Das macht nichts, dass die neue Unterhose zu groß ist; wenn sie gekocht wird, geht sie ein, dann passt sie."

Wie unbestechlich sind die Kinderseelen !

Nachdem eine halbe Stunde alles gut gegangen war, wurde es in der Klasse unruhig: Füße scharrte, ein Bleistift rollte, ein Federkästchen knallte auf den Boden. Es wurde mir heiß, und ich sah den Rest der Stunden verunglückt, bis ich auf den rettenden Gedanken kam: Methode wechseln. Ich ließ die Kinder aufstehen, wir sangen und spielten das Lied von den fleißigen Wäscherinnen. Das half, und wir kamen ohne Zwischenfall bis zum Klingeln.

In der Pause kamen die Kinder vertrauensvoll zu mir nach vorn und erzählen mir ihre kleinen Erlebnisse beim Wäschewaschen. Ich stand erleichtert da und sah nur ihre vertrauensvollen braunen, blauen und grauen Augen.

Am Ende der Pause rief mich Ur. König zu sich. Er war zufrieden mit mir; ich bekam eine zwei für die Stunde, genau wie Horst.

Triumphierend blickte ich ihn an, als er bewundernd sagte: "Ich habe dir gar nicht zugetraut, so eine Stunde."

Marlies Schreiber kann was, kann was, kann was; sie wird eine tüchtige Lehrerin werden ! Ich fühle mich sehr frei. Nun kann mir nichts mehr passieren. Ich habe Kraft in mir, ich werde etwas leisten; ein ungeheures Feld liegt vor mir, ich kann hineinschreiten, soweit meine Kräfte reichen.

Ach, ist das Leben schön!

## MARTIN TAUBERS GROSSE TAT

*(Schülerarbeit.B.H.)*

In der Schule war gerade Pause, und Martin Tauber verließ als letzter das Klassenzimmer, weil er Schlüsseldienst hatte. Im Flur sah er den fremden Mann sofort, der ihm verdächtig vorkam, aber war der nicht viel zu gut gekleidet, als dass er etwas Böses hätte tun können? Doch Martin Tauber wusste, dass in der Schule in letzter Zeit sehr oft Mäntel, Anoraks und Jacken gestohlen worden waren. So beobachtete er den Mann genauer und sah, wie der zwei Mäntel von einem Haken nahm und vorsichtig um die Ecke zum Treppenhaus **schlich\***. Martin rannte, so schnell er konnte, hinterher und sah, wie der Mann im Speisesaal verschwand. Der Kerl wusste wohl, dass zur Schulzeit kein Mensch den Speisesaal betrat. In diesem **Schlupfwinkel** wollte **der Gauner\*** also warten, bis die Pause zu Ende war, um dann ungesehen mit den Mänteln zu verschwinden! Da kam Martin aber eine Idee. Weshalb hatte er den Schlüssel für sein Klassenzimmer? Vielleicht passte der auch für den Speisesaal! Lautlos schlich sich Martin mit klopfendem Herzen an die Tür heran, steckte leise und vorsichtig den Schlüssel in das Schloss. Klick! Klick! machte es, und gleich darauf gab es einen dumpfen dröhnenden Knall an der Tür. Der Dieb wollte die Tür von innen aufbrechen, aber Martin war schneller gewesen. Trotzdem bestand für Martin noch Gefahr, denn die Tür war alt und **morsch\***, außerdem konnte der Verbrecher ja eine Pistole besitzen. Doch Martin war ein tapferer Junge und achtete

190

nicht auf die Gefahr, sondern lehnte sich, so fest er konnte, gegen die Tür und **schrie um Hilfe\***. Da eilte der Hausmeister herbei, sah, was Martin tat, hörte, dass ein Dieb im Raum eingeschlossen war, und lief zum Telefon, um die Polizei zu rufen. Das laute Schreien Martins hatte aber auch viele Schüler herbeigerufen. Lehrer kamen hinzu, da tönte schon von ferne die Sirene des Polizeiautos. Der Hausmeister half nun Martin, sich gegen die Tür zu stemmen, damit der Verbrecher nicht entweichen konnte, Schüler rannten schnell um das Haus zu den Fenstern des Raumes, damit der Verbrecher auch da keinen Ausweg hatte, da sprangen schon die Polizisten aus dem Überfallwagen und rannten in das Haus. Schnell war ihnen erzählt, was vorgegangen war. Mit gezogenen Pistolen stellten sie sich der Tür gegenüber auf, einer ließ sich von Martin den Schlüssel geben, öffnete die Türe, drang in den Raum ein und rief: „Hände hoch, Polizei, bleiben Sie stehen!“ Als der Dieb sah, welcher **Übermacht\*** er gegenüberstand, wehrte er sich nicht mehr. Die Polizisten führten ihn ab und nahmen die gestohlenen Mäntel als **Beweisstücke\*** mit. Martin aber wurde wenige Tage später vom Polizeipräsidenten empfangen und erhielt als Dank für seine Aufmerksamkeit ein Geschenk. Am meisten war Martin aber stolz, dass seine Tat in der Zeitung berichtet wurde.

## DIE DIEBIN

In der Schule herrschte große Aufregung. In einer Woche sollte **die Stadtmeisterschaft\***.

sein. Nun wurde fleißig geübt und geturnt. In der 6. Klasse waren es Edith und Margot, die an der Stadtmeisterschaft teilnehmen sollten. Doch da kam eine „Neue“ in die Klasse. Die Lehrerin stellte sie unter dem Namen Judith vor; und Edith, ein guter Kamerad, beschloss, mit Judith Freundschaft zu schließen. Da sagte aber Fräulein Segers, was alle sehr erstaunt machte: „Da Judith im Turnen sehr gut ist, kommt sie mit zu den Stadtmeisterschaften.“ Alle in der Klasse staunten. Doch die Lehrerin fuhr fort: „Da aber aus einer Klasse immer nur zwei zu den Turnübungen

kommen dürfen, wird um die Wette geturnt zwischen den drei besten der Klasse, wer hingehen darf." Margot, eine der besten Turnerinnen der Klasse, wurde sehr missmutig. „Nein, diese dumme Gans, die verdirbt mir vielleicht alles; sie darf nicht bei uns bleiben, sonst kann ich nicht zu den Stadtmeisterschaften gehen." Doch sie mussten sich umziehen und gingen dann in die Turnhalle. Dort stellte sich schnell heraus, dass Judith viel besser turnen konnte als die meisten anderen. Deshalb gewann sie viele Freundinnen, aber auch einen unerbittlichen Feind: Margot. Denn Margot **unterlag Judith in der Ausscheidung\***. In der Pause tobten die Mädchen herum, einige ruhten sich aus. Margot aber schlich leise in den Umkleideraum, griff blitzschnell nach einer Geldbörse, in der fünf Mark waren, und steckte sie zu sich. Dann versteckte sie die Geldbörse in Judiths Tasche. Da war die Pause auch schon zu Ende, und nur Judith hatte bemerkt, dass Margot weggegangen war. Als sie wiederkam, fragte Judith sie etwas. Doch Margot brummte nur. Judith war traurig, denn sie wollte keine Feinde haben. Als alle Mädchen nach dem Turnunterricht in der Umkleidekabine waren, fing Renate an zu weinen. Judith ging sofort hin und wollte sie trösten, doch Renate wies sie zurück. „Du Diebin!" sagte sie. Da wurde Judith leichenblass. „Aber wieso denn?" fragte sie. „Schau doch mal in deine Tasche, da guckt meine Geldbörse heraus." Nun konnte man Judith nicht mehr von der Wand unterscheiden, so kreideweiß war sie. „Aber ... aber ... ich ..." „Sei ruhig!" riefen alle Mädchen zusammen, und Margot trieb es noch schlimmer: „Gleich am ersten Tag, und so etwas in unserer Klasse." Die Lehrerin glaubte Margot, als diese erzählte, Judith habe das Geld gestohlen. Judith konnte im Unterricht gar nicht mehr aufpassen, immer musste sie daran denken, dass sie eine Diebin sein sollte. Und plötzlich **kam sie zu der Überzeugung\***, dass es nur Margot gewesen sein könnte. Diesen Verdacht teilte sie der Lehrerin mit; diese erschrak sehr, denn Margot war eine der besten Schülerinnen. Edith und Judith sollten Margot beobachten. Das taten sie auch mit Erfolg. Margot nahm aus Sabines Mantel ein Kettchen und wollte es gerade in Judiths Jacke stecken, als die Lehrerin kam und sagte: „Margot, warum hast du das getan? Wir alle mochten dich so gerne." „Diese

dumme Gans sollte nicht zu den Stadtmeisterschaften", gab Margot trotzig zurück. „Wenn du jetzt alles gestehst und dich entschuldigst, wollen wir die Sache vergessen", sagte die Lehrerin. Doch Margot blieb trotzig. „Wegen dieser blöden Glucke schäme ich mich nicht, ich gehe von der Schule." „Und deine Eltern!" konnte die Lehrerin einwenden. Da fing Margot an zu weinen. „Ich war doch nur so neidisch, aber ich will es wieder gut machen". Da legte Judith, die hinter ihr stand, ihre Hand auf Margots Schulter. „Ich verzeihe dir", war alles, was sie sagte. Judith wurde nun nicht mehr „Diebin" geschimpft, und keiner außer der Lehrerin, Judith und Margot erfuhr, dass es Margot war, die die Geldbörse gestohlen hatte. (B. M.)

## WÄRST DU EINGESTIEGEN?

*Ursel Scheffler*

Am Freitag in der letzten Stunde ist Zeichenunterricht bei Frau Timpe. Jeder darf ein Wunschbild malen. Irgendetwas, wovon er träumt oder was er gern haben oder erleben möchte. Robert malt Indianer am Lagerfeuer. Tobias malt eine Weltraumstation. Sibylle malt einen Torwart, der gerade **einen Elfmeter hält\***. Sie möchte gern in einer Fußballmannschaft spielen. Torwarthandschuhe hat sie schon. Jessica hat einen Garten mit blühenden Bäumen und Blumen gemalt. Ihr Bild ist besonders schön geworden. Frau Timpe gefällt es jedenfalls sehr.

„Eigentlich ist es nicht mein eigenes Wunschbild", erklärt sie. „Ich hab es für meine Oma gemalt. Die ist so traurig, dass sie keinen Garten mehr hat. Ich will es ihr am Sonntag zum Geburtstag schenken."

„Da freut sie sich bestimmt!", sagt Frau Timpe.

Gaby ist mit ihrem Bild nicht zufrieden. Sie wollte eine schöne Prinzessin, ein Schloss und eine Kutsche malen. Dazu einen Prinzen auf einem Pferd. Aber das Pferd sieht wie ein Hund aus, das Schloss hat zu dünne Türme und die Prinzessin ist auch nicht hübsch genug geworden. Der Prinz hat eine viel zu lange und zu rote Nase.

„Ich weiß, Gesichter zu malen ist sehr schwer“, sagt Frau Timpe.  
„Aber man kann deinen Traum deutlich erkennen!“

Als es klingelt, räumen die Kinder ihre Zeichensachen zusammen.

„Ich lass mein Bild in der Zeichenmappe“, sagt Gaby und schiebt es in den Schrank.

Jessica nimmt den Zeichenblock mit dem Gartenbild für ihre Oma unter den Arm.

Vor den Fenstern des Klassenzimmers wird es immer dunkler.

„Es fängt bestimmt gleich an zu regnen!“, sagt Frau Timpe mit einem Blick auf die schwarzen Wolken. „Beeilt euch, damit ihr nicht **patzsnass\* werdet!**“

Die Schüler packen rasch zusammen. Im Flur gibt es ein ziemliches Gedrängel.

„Aua, Mensch! Anton, du Idiot“, ruft Gaby ärgerlich. „Meine neuen weißen Schuhe!“ „Selber schuld. **Hättste deinen Fuß nicht unter meinen Fuß gehalten! \***“, sagt Anton und grinst.

„Anton **ist ein Ekel\***“, sagt Jessica, als sie die Treppe hinuntergehen. So laut, dass es Anton hören kann.

Weil es nach einem Gewitter aussieht, werden viele Kinder von der Schule abgeholt. Auch der Anton.

„Als ich die schwarzen Wolken gesehen habe, bin ich schnell ins Auto gesprungen und losgefahren“, erzählt Antons Mutter.

„Sollen wir noch jemanden mitnehmen?“

Jessica und Gaby wohnen doch gleich nebenan.“

„Bloß nicht. **Diese eingebildeten Ziegen! \***“ sagt Anton ärgerlich. Er steigt ein, lehnt sich in die Polster wie ein Staatsminister, sieht aus dem Fenster und streckt den beiden Mädchen die Zunge heraus. Da beginnt es zu regnen.

„Oje! Meine neuen Schuhe!“, ruft Gaby mit einem erschrockenen Blick auf ihre weißen Stoffturnschuhe.

„Hoffentlich wird mein Bild nicht nass“, sagt Jessica und hängt ihre Jacke über den Zeichenblock.

Es regnet immer heftiger. Immer mehr Autos halten vor der Schule.

„Alle werden abgeholt. Bloß wir nicht“, klagt Jessica.

„Meine Mama war heute Morgen beim Frisör. **Da geht sie bei so einem Wetter garantiert nicht freiwillig raus!** \*“, befürchtet Gaby, als sie neben ihrer Freundin durch den Regen trabt.

Es blitzt und donnert. Jetzt platzt der Himmel förmlich auf.

Ein gelber Sportwagen prescht eilig durch die Pfütze am Rinnstein und spritzt die Mädchen von oben bis unten voll!

„Altes Ferkel!“ ruft ihm Jessica wütend nach. „Hier darf man nur 30 fahren!“

Da kommt noch ein Auto herangefahren. Es fährt langsam an den Mädchen vorbei. Ein junger Mann sitzt drin. Er sieht gut aus. Ungefähr so, wie sich Gaby ihren Prinzen vorgestellt hat. Und seine Nase ist kein bisschen zu lang oder rot. Und das Auto ist **ein ganz toller Schlitten\***.

„Genau mein Typ“, sagt Gaby zu Jessica. Während Gaby ihn anstarrt, dreht der junge Mann die Scheibe herunter und sagt: „Kann ich die beiden Damen ein Stück mitnehmen?“

„Ja, gern!“, sagt Gaby erleichtert und fasst nach dem Türgriff.

Auch Jessicas Mutter wird vom Regen überrascht, als sie aus dem Büro zurückkommt. Sie sieht auf die Uhr. Gerade noch Zeit, um das Essen für Jessica warm zu machen, das sie am Abend vorgekocht hat. **Sie dreht das Radio auf\***, weil um eins die Kurznachrichten kommen. Nach den Nachrichten wird noch **eine Fahndungsmeldung\*** verlesen: „**Vermisst \*wird** die zehnjährige Corinna B. Sie wurde zuletzt gesehen, als sie gestern vor der Kästner-Schule zu einem Fremden in den Wagen stieg. Bei dem Auto handelte es sich um einen weinroten Opel Vectra mit holländischem Kennzeichen. Sachdienliche Hinweise an das nächste Polizeirevier...“

Schlimm!, denkt Jessicas Mutter betroffen. Solche **Entführungen\*** gibt es in letzter Zeit öfter. Wie gut, dass sie sich auf ihre Jessica verlassen kann. Die würde nie zu einem Fremden in den Wagen

steigen! Sie haben in letzter Zeit oft darüber gesprochen. Wie gut, dass sie nicht ahnt, was sich gerade zwei Häuserblocks weiter abspielt...

„Na, dann steigt schon ein!“, sagt der junge Mann ungeduldig. Gaby sitzt schon halbwegs im Auto, da zieht Jessica sie wieder heraus.

„**Das bisschen Regen macht uns nichts aus!** \*“, ruft Jessica dem Fremden zu. „Und überhaupt: Wir sind schon klatschnass und würden bloß Ihr Auto schmutzig machen.“

Der junge Mann zuckt mit den Schultern, winkt ihnen zu und fährt weiter.

„Dumme Kuh!“, sagt Gaby ein bisschen ärgerlich zu ihrer Freundin. „Der hätte uns garantiert bis vor die Haustür gefahren!“

„Meine Mama hat gesagt...“, sagt Jessica.

„Ich weiß, ich weiß. Meine Mama hat auch gesagt, dass ich mit keinem Fremden mitgehen soll. Aber das war doch kein Kinderräuber! Die sehen alt und hässlich aus!“

„Man kann nie wissen!“, sagt Jessica und drückt den feuchten Zeichenblock fest an sich.

„Außerdem sind es nur noch ganze zwei Häuserblocks! Komm, wir stellen uns ein bisschen unter, **bis das Schlimmste vorbei ist!**.“

Sie flüchten in einen Hauseingang, um das Ende des Gewitters abzuwarten.

„Das war ein toller Schlitten. Ehrlich. Fast wie eine Kutsche“, schwärmt Gaby. „**Und den Typ fand ich echt cool!** \*“ Tiefes Bedauern klingt aus ihrer Stimme.

„**Schlitten hin, Schlitten her!**“. Es ist besser so“, sagt Jessica mürrisch. „Wir sind doch nicht aus Zucker.“

„Meine neuen Schuhe **sind jedenfalls hin!**“, jammert Gaby.

„Mein Bild vermutlich auch“, sagt Jessica.

Endlich wird es heller. Der Regen hört so plötzlich auf, wie er angefangen hat.

Die beiden laufen weiter.

Als sie um die Ecke biegen, kommt ihnen Gabys Mama mit einem riesengroßen Regenschirm entgegen. „Wo bleibt ihr so lange? Ich hab mir schon Sorgen gemacht!“

„Wir haben uns bloß ein bisschen **untergestellt\***“, sagt Jessica. „Dann ist's ja gut“, sagt Gabys Mutter erleichtert. „Ich habe nämlich eben in den Nachrichten gehört, dass wieder ein Kind auf dem Schulweg entführt worden ist, und da macht man sich eben Sorgen.“

Gaby und Jessica sehen sich an.

„Wir gehen doch nicht mit einem Fremden mit“, sagt Jessica.

„Tschüss - und danke!“, sagt Gaby, als sie sich vor der Haustür verabschiedet. „Danke wofür?“, fragt Jessica. „Na, du weißt schon!“, sagt Gaby.

## EWALDS BANDE

*Ursel Scheffler*

Ewald ist der Älteste in der Klasse. Kein Wunder, denn er ist jetzt schon zum zweiten Mal in der Sechsten. Er ist einen ganzen Kopf größer und viel kräftiger als Kai, der neben ihm sitzt. Kai ist zwei Jahre jünger. Trotzdem ist Kai **Klassensprecher\***, denn er ist bei den meisten in der Klasse beliebt. Sogar bei den Mädchen.

Ewald hat vor einiger Zeit eine Bande gegründet, in der vor allem Mitglieder aus seiner alten Klasse sind. Kai gehört nicht zu Ewalds Bande. „In meiner Bande haben nur echte Männer Platz“, sagt Ewald ziemlich von oben herab zu Kai. „Da können wir Schwächlinge wie dich nicht brauchen.“ **Das macht Kai gar nichts aus\***. Er will sowieso nicht dazugehören.

Willi dagegen, der jüngste Sohn des **Hausmeisters\***, ist ganz wild darauf, in Ewalds Bande zu kommen. „Es ist voll peinlich, wie Willi dem Ewald hinterherrennt“, sagt Emily zu Kai. „Guck doch bloß! Jetzt gibt er ihm auch noch sein Pausenbrot, **der Schleimer! \***“ Emily und Kai beobachten, wie Willi sich wieder mal zwischen Ewald und seine Freunde

mischt. Die scheinen davon nicht sonderlich begeistert zu sein. Auch dann nicht, als Willi großzügig Kaugummis verteilt.

„Ich glaube, wenn Ewald sagt: Spring aus dem Fenster, dann springt der Willi“, sagt Emily.

„Schön blöd!“, findet Kai. „Und überhaupt: **Der Ewald kann mir gestohlen bleiben mit seiner doofen Bande\***. Oskar hat mir mal erzählt, was die für einen Blödsinn machen.“

„Ewald sagt, dass sie echte Freunde sind und miteinander **durch dick und dünn gehen\***“, sagt Emily. „Einer für alle, alle für einen, wie die drei Musketiere.“

„Die machen noch ganz andere Sachen. Das kannst du mir glauben“, murmelt Kai.

Oskar hat ihm nämlich erzählt, dass sich Ewalds Bande oft im Wäldchen hinter dem Bahndamm trifft. Dort erschrecken sie ahnungslose Wanderer oder Leute, die mit ihren Hunden spazieren gehen, mit Feuerwerkskörpern oder **Knallfröschen\***. Sie rauchen heimlich im alten Steinbruch, und sie machen sonst noch allerlei Sachen, die aus gutem Grund verboten sind.

Eines Tages, als Willi auf dem Pausenhof wieder den Ewald und seine Freunde nervt, ob er nicht am Nachmittag mit in den Steinbruch kommen kann, sagt Ewald:

„Na gut. Aber erst musst du die Mutprobe bestehen!“

„Welche Mutprobe?“

„Du musst auf einem schmalen Brett über die Schlucht laufen. Mit einer brennenden Kerze, ohne dass sie ausgeht.“

„Unmöglich. Ich bin nicht schwindelfrei“, gesteht Willi. Es klingt enttäuscht und weinerlich.

„Na, dann lassen wir uns eben **einen anderen Schwindel einfallen\***“, sagt Ewald und grinst.

Er bespricht sich mit seinen Freunden. Die lachen. Einer nickt. Nur Oskar schüttelt den Kopf. Willi ist gespannt, was sich die fünf ausgedacht haben.

„Komm her!“, sagt Ewald und flüstert Willi etwas ins Ohr. Willi wird blass. Aber dann sagt er: „Okay. Ich mach's! Bin ich dann wirklich einer von euch?“

„Na klar“, versichert Ewald und grinst.

Am Nachmittag, als Emily dann mit ihrer großen Schwester Pia im Kaufhaus in der Innenstadt ist, gibt es plötzlich Krach in der Multimediaabteilung. „Er hat ihn gestohlen! Ich hab es gesehen!“, ruft der Verkäufer. „Einen unserer teuren MP3-Player!“ Er deutet aufgeregt auf einen blonden Jungen im grünen Anorak, **der gerade die Beine in die Hand nimmt und versucht im Gewühl unterzutauchen\***.

Ein unauffällig gekleideter Mann eilt herbei. Es ist der **Kaufhausdetektiv\***, stellt den Jungen an der Rolltreppe, packt ihn am Kragen und sagt leise, aber energisch: „Halt! **Hier geblieben, Bürschchen! \***“

Um nicht noch mehr Aufsehen zu erregen, schiebt er den Jungen schnell in Richtung Treppenhaus. Als die beiden am Spiegel der Herrenabteilung vorbeikommen, erkennt Emily das Gesicht.

„Mann, das ist doch der Willi!“, ruft sie erschrocken.

„Meinst du den Willi aus eurer Klasse?“, fragt Pia.

„Ja“, sagt Emily.

„Und der ist ein Ladendieb?“

„Wahrscheinlich erst seit heute. Und weißt du, was ich glaub? Den hat der Ewald zum Stehlen geschickt.“

Und dann erzählt sie ihrer Schwester von Ewalds Bande: dass die lauter Sachen machen, die verboten sind, und dass der Willi dem Ewald **fast in den Hintern kriecht\***, um in die blöde Bande aufgenommen zu werden.

„Der muss ja ganz schön **bescheuert sein\***, wenn er klaut, nur um den anderen zu gefallen“, sagt Pia. „Aber solche Typen kenn ich auch. Die rauchen oder trinken, bloß um **anzugeben\***. Auch wenn ihnen kotzelend davon wird.“

Willi und der Detektiv verschwinden im Treppenhaus.

„Der arme Willi“, murmelt Emily und sieht ihm voller Bedauern nach.

„Selber schuld“, sagt Pia und zuckt mit den Achseln. „Er ist alt genug. Er kann selbst entscheiden, ob er ein Dieb und ein Betrüger sein will. Wenn ihn andere dazu **anstiften\***, muss er es doch noch lange nicht machen. Das ist nun wirklich keine Entschuldigung, finde ich.“ „Hast ja Recht“, sagt Emily. „Trotzdem tut er mir Leid! Muss er jetzt ins Gefängnis?“

„Das glaub ich nicht“, überlegt Pia. „Aber der Detektiv wird die Eltern benachrichtigen. Vielleicht auch die Schule und die Polizei.“ „Das ist dem Willi bestimmt furchtbar peinlich“, sagt Emily.

„Vielleicht könnt ihr ja mal in der Klasse darüber reden. Damit nicht noch andere auf Ewald hereinfallen“, schlägt Pia vor. „Ich werde mal Kai fragen, wie wir das am besten machen“, überlegt Emily. „Der ist unser Klassensprecher. Obwohl er der Kleinste ist. Und klauen würde der nie! Schon gar nicht wegen Ewald!“

## DER SCHLEICHWEG ZUM LOLLIMANN

*Ursel Scheffler*

Jeder in der 5a kennt den geheimen Schleichweg zum Lollimann. Man muss bloß hinter der Turnhalle durch **die Ligusterhecke\*** kriechen. Dahinter ist ein Schlupfloch im Zaun. Es ist strengstens verboten, das Schulgelände während der Schulzeit zu verlassen. Daher ist es wichtig, dass einen niemand dabei **erwischt\***. **Sonst ist der Teufel los\***.

Der Lollimann ist viel mehr als nur ein „süßes Geheimnis“ der Kinder in der Buchenschule. Für die meisten ist er auch ein väterlicher Freund. Einer, der fragt, wie es geht, warum man traurig ist, und der einen tröstet, wenn man Streit mit der Freundin hat oder Ärger zu Hause. Seit seine Frau gestorben ist, führt Kurt Sötmeik den winzig kleinen Gemischtwarenladen ganz allein. Er verkauft auch Zeitschriften und hat eine Lotto-Annahmestelle.

An einem heißen Sommertag **pirschen\*** Leo, Dennis und Puschel nach der Turnstunde auf dem Schleichpfad durch die Hecke.

Der neue Sportlehrer heißt Fegebank und **macht seinem Namen alle Ehre\***. Er fegt jeden von der Bank, der sich nur fünf Minuten ausruhen möchte. Wenn man so intensiv Fußball spielt, kriegt man eben höllischen Durst. **Also ab zum Lollimann\***.

„Ich glaub, ich nehm ein Eis!“, überlegt Dennis, als sie durch den löchrigen **Maschendrahtzaun\*** schlüpfen. „Davon kriegst du noch mehr Durst“, murmelt Puschel und flucht: „So ein Mist!!!“ Er ist mit der Jeans am Maschendraht hängen geblieben: Ein Dreieck ist herausgerissen. Mama wird sich freuen!

Die drei erreichen den Laden. Direkt davor parkt ein grüner Polo.

„Hoffentlich keiner von unseren Lehrern!“

„Nee“, beruhigt Dennis seinen Freund.

„Der hat **ein auswärtiges Kennzeichen\***: OHA. Das gleiche wie mein Onkel. Der wohnt im Harz. Das ist weit weg.“

Der Mann im Laden hat eine dunkle Lederjacke an, obwohl es so warm ist. Er dreht sich weg, als die Kinder kommen, und macht sich bei den Zeitschriften zu schaffen.

„Sind wir schon dran?“, fragt Dennis mit einem Blick auf den Mann.

„Jaaa“, sagt der Lollimann zögernd. „Ich glaub, der Herr wollte erst noch seinen Lottoschein ausfüllen. Und was wollt ihr?“

„Eine Cola, möglichst kalt!“, sagt Puschel.

„Zwei Stunden Sport bei diesem Fegebank. **Das schlaucht. \***“

„Ich hätt gern ein Zitroneneis“, sagt Dennis.

Irgendwie ist der Lollimann anders als sonst, findet Leo; so blass. Und er ist ganz nervös.

„Was ist, geht's Ihnen nicht gut?“, fragt Leo.

„Doch, doch“, versichert Kurt Sötmelk hastig und lacht. Aber es wirkt ziemlich künstlich.

Puschel kriegt seine Cola, Dennis sein Eis und Leo entscheidet sich für eine Banane.

Sötmelk reicht Puschel die Banane wie einen Colt, blickt in Richtung des Fremden, der ihnen immer noch den Rücken zuwendet, und legt blitzschnell den Finger auf den Mund. „Also, dann beeilt euch, Kinder!“, sagt Herr Sötmelk. „Es klingelt schon zur nächsten Stunde! Ich möchte nicht, **dass ihr Ärger kriegt!** \*“ Es klingt echt besorgt. „Ach, noch was!“, sagt Herr Sötmelk, als die Kinder schon an der Tür sind. „Nehmt bitte die Zeitung für euren Lehrer Rudi Brendel mit. Er hat vorhin noch bei mir angerufen. Aber bringt sie ihm gleich!“ Der Lollimann wirft einen ängstlichen Blick auf den Mann in der Lederjacke, der jetzt nervös vor dem Zeitschriftenständer auf und ab geht.

Die drei Jungen verlassen den Laden und sehen sich unsicher an.

„Komisch“, sagt Puschel.

„**Da stinkt was!** \*“, sagt Leo.

„Und was soll das mit der Zeitung für Rudi Brendel? Das ist doch der Polizist, der uns Verkehrsunterricht gibt, und kein Lehrer.“

„Mann!“, ruft Dennis, **dem plötzlich ein Licht aufgeht\***. „Wir sind Idioten! Ein Überfall und **wir schnallen's nicht\***! Seht doch: hier!“

Aufgeregt deutet er auf die Zeitung, die der Lollimann ihnen für Rudi Brendel mitgegeben hat. Die Schlagzeile auf der ersten Seite lautet „Überfall auf die Kreissparkasse“, und das Wort „Überfall“ ist mit Bleistift dick angekreuzt.

„Der Mann in der Lederjacke? Du denkst wirklich, das ist ein Räuber?“, ruft Leo erschrocken.

„Na klaro! Und vermutlich ist der Kerl bewaffnet. Herr Sötmelk wollte nichts verraten, weil er uns nicht mit in die Sache hineinziehen wollte!“, sagt Puschel. Sobald sie um die Hausecke gebogen sind, fangen sie an zu rennen. Und dann laufen sie zum Polizeirevier, so schnell sie können.

„Der Typ in der Lederjacke!“, schnauft Leo unterwegs. „**Bestimmt hat er es auf die Lottoeinnahmen abgesehen!** \* Heute ist Freitag!“

Es ist ein glücklicher Zufall, dass Kommissar Brendel an diesem Vormittag Revierdienst hat. Er kennt die drei Jungen aus dem Verkehrsunterricht.

„Überfall beim Lollimann! Schnell!“, ruft Dennis, als die drei in das Büro stürmen.

Brendel reagiert blitzschnell. Er ruft per Funk **einen Einsatzwagen\*** herbei, den er gleich zu Kurt Sötmelks Laden dirigiert.

Und dann schlüpft er in seine Jacke und sagt: „**Und ihr haltet euch aus der Sache raus\***. Es kann ja sein, dass der Mann bewaffnet ist.“

„Bestimmt sogar!“, sagt Puschel. „Die Banane! Herr Sötmelk hat sie in der Hand gehalten wie einen Colt. Bestimmt wollte er mir damit sagen, dass der Räuber einen Revolver hat.“ Als Kommissar Brendel mit den Jungen zum Laden kommt, ist der grüne Polo verschwunden.

„Zu spät! Er ist weg!“, ruft Dennis enttäuscht.

„Trotzdem bleibt ihr hier draußen, Kinder. Ich seh mich allein um!“, sagt Brendel und nähert sich vorsichtig dem Laden.

Als der Kommissar den Laden betritt, ist da niemand. „Hallo?“, ruft er. „Hallo, Kurt?“

Da vernimmt er ein Stöhnen und Wimmern hinter dem Ladentisch. Herr Sötmelk liegt auf dem Boden und ist mit einer Paketschnur gefesselt.

„**Er hat mir mit dem Revolverknauf eine übergezogen\***. Ich war eine Weile bewusstlos“, sagt der Mann. „Keine Ahnung, wie lange.“ „Es kann nicht lang gewesen sein“, sagt Brendel. „Die Kinder haben mich sofort verständigt.“

Er hilft dem Freund beim Aufstehen. „Da! Die Lottokasse!“, stöhnt Sötmelk und deutet auf die herausgerissene Kassenschublade. „Ich hab's ja geahnt!“ „Er kann nicht weit sein!“, ruft Dennis, der jetzt mit seinen Freunden in den Laden kommt.

„Wir haben das Auto gesehen. Ein grüner Polo. Autonummer OHA und dann 22 und eine 6 oder 8!“, erinnert sich Puschel, der ein gutes Zahlengedächtnis hat. Kommissar Brendel und seine Kollegen geben das Kennzeichen und die genaue Fahrzeugbeschreibung sofort über Funk zur

Fahndung weiter. Der Erfolg stellt sich rascher ein, als es sich alle träumen lassen: Der Räuber ist nach dem Überfall mit viel zu hoher Geschwindigkeit gefahren und wurde von einer **Verkehrsstreife\*** auf der Ringstraße gestoppt. Gerade als die Fahndungsmeldung durchgegeben wurde!

„Fabelhaft!“, sagt Kommissar Brendel, als er über Funk die gute Nachricht erhält. „Das verdanken wir euch, Jungs!“ Er klopfte Dennis auf die Schulter, weil der gerade neben ihm steht.

„Danke!“, sagt der Lollimann. „Tausend Dank. Dafür spendiere ich eine Runde Eis für die ganze Klasse 5a. Gleich nach der Schule!“

„Oh Gott!“, ruft Leo erschrocken. Über den aufregenden Ereignissen haben sie ganz vergessen, dass inzwischen längst der Unterricht begonnen hat.

„**So 'n Mist!** \* Das gibt bestimmt Ärger“, sagt Dennis nach einem raschen Blick auf seine Armbanduhr.

„Wisst ihr was: Ich komme mit und **gebe euch Geleitschutz**“, sagt Brendel und zwinkert den dreien zu. „Ich werde eurem Lehrer klar machen, dass ihr für eine wichtige Zeugenaussage zur Verfügung stehen musstet.“

„Und Sie verraten nicht, dass wir durch den Zaun geschlüpft sind?“, vergewissert sich Puschel.

„Kein Sterbenswörtchen“, verspricht Brendel. „**Das fällt unter unser geheimes Zeugenschutz-Programm! \***“

## ANSPRACHE ZUM SCHULBEGINN

*Erich Kästner*

Liebe Kinder, da sitzt ihr nun, alphabetisch oder nach der Größe sortiert, zum ersten Mal auf diesen harten Bänken, und hoffentlich liegt es nur an der Jahreszeit, wenn ihr mich an braune und blonde, **zum Dörren aufgefädelt Steinpilze\*** erinnert. Statt an Glückspilze, wie sich's eigentlich gehörte. Manche von euch rutschen unruhig hin und her, als säßen sie auf Herdplatten. Andre hocken wie angeleimt auf ihren Plätzen.

Einige kichern blöde, und der Rotkopf in der dritten Reihe starrt, Gänsehaut im Blick, auf die schwarze Wandtafel, als sähe er in eine sehr düstere Zukunft.

**Euch ist bänglich\*** zumute, und man kann nicht sagen, dass euer Instinkt tröge. **Eure Stunde X hat geschlagen\***. Die Familie gibt euch zögernd her und weiht euch dem Staate. Das Leben nach der Uhr beginnt, und es wird erst mit dem Leben selber aufhören. Das aus Ziffern und Paragraphen, Rangordnung und Stundenplan eng und enger sich spinnende Netz umgarnt nun auch euch. Seit ihr hier sitzt, gehört ihr zu einer bestimmten Klasse. Noch dazu zur untersten. Der Klassenkampf und die Jahre der Prüfungen stehen bevor. Früchtchen seid ihr, und Spalierobst müsst ihr werden! Aufgeweckt wart ihr bis heute, und einwecken wird man euch ab morgen! So, wie man's mit uns getan hat. Vom Baum des Lebens in die Konservenfabrik der Zivilisation — das ist der Weg, der vor euch liegt. Kein Wunder, dass eure Verlegenheit größer ist als eure Neugierde.

Hat es den geringsten Sinn, euch auf einen solchen Weg Ratschläge mitzugeben? Ratschläge noch dazu von einem Manne, der, da half kein Sträuben, genauso „nach Büchse“ schmeckt wie andre Leute auch? Lasst es ihn immerhin versuchen, und **haltet ihm zugute\***, dass er nie vergessen hat, noch je vergessen wird, wie eigen ihm zumute war, als er selber zum ersten Mal in der Schule saß. In jenem grauen, viel zu groß geratenen Ankersteinbaukasten. Und wie es ihm damals das Herz abdrückte. Damit wären wir schon beim wichtigsten Rat angelangt, den ihr **euch einprägen\*** und **einhämmern\*** solltet wie den Spruch einer uralten Gedenktafel:

Lasst euch die Kindheit nicht austreiben! Schaut, die meisten Menschen legen ihre Kindheit ab wie einen alten Hut. Sie vergessen sie wie eine Telefonnummer, die nicht mehr gilt. Ihr Leben kommt ihnen vor **wie eine Dauerwurst\***, die sie allmählich aufessen, und was gegessen worden ist, existiert nicht mehr. Man nötigt euch in der Schule eifrig von der Unter- über die Mittel- zur Oberstufe. Wenn ihr schließlich drobensteht und balanciert, sägt man die „überflüssig“ gewordenen Stufen

hinter euch ab, und nun könnt ihr nicht mehr zurück! Aber müsste man nicht in seinem Leben wie in einem Hause treppauf und treppab gehen können? Was soll die schönste erste Etage ohne den Keller mit den duftenden Obsthorden und ohne das Erdgeschoss mit der knarrenden Haustür und der scheppernden Klingel? Nun — die meisten leben so! Sie stehen auf der obersten Stufe, ohne Treppe und ohne Haus, und **machen sich wichtig\***. Früher waren sie Kinder, dann wurden sie Erwachsene, aber was sind sie nun? Nur wer erwachsen wird und Kind bleibt, ist ein Mensch! "Wer weiß, ob ihr mich verstanden habt. Die einfachen Dinge sind so schwer begreiflich zu machen!

Also gut, nehmen wir etwas Schwierigeres, womöglich begreift es sich leichter. Zum Beispiel: Haltet das Katheder weder für einen Thron noch für eine Kanzel! Der Lehrer sitzt nicht etwa deshalb höher, damit ihr ihn anbetet, sondern damit ihr einander besser sehen könnt. Der Lehrer ist kein Schulweibel und kein lieber Gott. Er weiß nicht alles, und er kann nicht alles wissen. Wenn er trotzdem allwissend tut, so seht es ihm nach, aber glaubt es ihm nicht! Gibt er hingegen zu, dass er nicht alles weiß, dann liebt ihn! Denn dann verdient er eure Liebe. Und da er im Übrigen nicht eben viel verdient, wird er sich über eure Zuneigung von Herzen freuen. Und noch eins: Der Lehrer ist kein Zauberkünstler, sondern ein Gärtner. Er kann und wird euch hegen und pflegen.

Wachsen müsst ihr selber!

Nehmt auf diejenigen Rücksicht, die auf euch Rücksicht nehmen! Das klingt selbstverständlicher, als es ist. Und zuweilen ist es furchtbar schwer. In meine Klasse ging ein Junge, dessen Vater ein Fischgeschäft hatte. Der arme Kerl, Breuer hieß er, stank so sehr nach Fisch, dass uns anderen schon übel wurde, wenn er um die Ecke bog. Der Fischgeruch hing in seinen Haaren und Kleidern, da half kein "waschen und Bürsten. Alles rückte von ihm weg. Es war nicht seine Schuld. Aber er saß, gehänselt und gemieden, ganz für sich allein, als habe er **die Beulenpest**. \* Er schämte sich in Grund und Boden, doch auch das half nichts. Noch heute, fünfundvierzig Jahre danach, wird mir flau, wenn ich den Namen

Breuer höre. So schwer ist es manchmal, Rücksicht zu nehmen. Und es gelingt nicht immer. Doch man muss es stets von neuem versuchen.

Seid nicht zu fleißig! Bei diesem Ratschlag müssen die Faulen weghören. Er gilt nur für die Fleißigen, aber für sie ist er sehr wichtig. Das Leben besteht nicht nur aus Schularbeiten. Der Mensch soll lernen, nur die Ochsen büffeln. Ich spreche aus Erfahrung. Ich war als kleiner Junge auf dem besten Wege, **ein Ochse\*** zu werden. Dass ich's, trotz aller Bemühung, nicht geworden bin, wundert mich heute noch. Der Kopf ist nicht der einzige Körperteil. Wer das Gegenteil behauptet, lügt. Und wer die Lüge glaubt, wird, nachdem er alle Prüfungen mit Hochglanz bestanden hat, nicht sehr schön aussehen. Man muss nämlich auch springen, turnen, tanzen und singen können, sonst ist man, mit seinem Wasserkopf voller Wissen, **ein Krüppel\*** und nichts weiter.

Lacht die Dummen nicht aus! Sie sind nicht aus freien Stücken dumm und nicht zu eurem Vergnügen. Und prügelt keinen, der kleiner und schwächer ist als ihr! Wem das ohne nähere Erklärung nicht einleuchtet, mit dem möchte ich nichts zu tun haben. Nur ein wenig warnen will ich ihn. Niemand ist so gescheit oder so stark, dass es nicht noch Gescheitere und Stärkere als ihn gäbe. Er mag sich hüten. Auch er ist, vergleichsweise, schwach und ein rechter Dummkopf.

Misstraut gelegentlich euren Schulbüchern! Sie sind nicht auf dem Berge Sinai entstanden, meistens nicht einmal auf verständige Art und Weise, sondern aus alten Schulbüchern, die aus alten Schulbüchern entstanden sind, die aus alten Schulbüchern entstanden sind, die aus alten Schulbüchern entstanden sind. Man nennt das Tradition. Aber es ist ganz etwas anderes. Der Krieg zum Beispiel findet heutzutage nicht mehr wie in Lesebuchgedichten statt, nicht mehr mit geschwungener Plempe1 und auch nicht mehr mit blitzendem **Küraß\*** und wehendem Federbusch wie bei Gravelotte und Mars-la-Tour. In manchen Lesebüchern hat sich das noch nicht herumgesprochen. Glaubte auch den Geschichten nicht, worin der Mensch in einem fort gut ist und der wackre Held vierundzwanzig Stunden am Tage tapfer! Glaubte und lernt das, bitte, nicht, sonst werdet

ihr euch, wenn ihr später ins Leben hineintretet, außerordentlich wundern!  
(...)

Da sitzt ihr nun, alphabetisch oder nach Größe geordnet, und wollt nach Hause gehen. Geht heim, liebe Kinder! "Wenn ihr etwas nicht verstanden haben solltet, fragt eure Eltern! Und, liebe Eltern, wenn Sie etwas nicht verstanden haben sollten, fragen Sie Ihre Kinder!"

## **VI. HUMORERZÄHLUNGEN**

## EIN WAHRER PECHVOGEL

*Hansjürgen Jendral*

Er saß neben mir auf der Fußball-Tribüne: ein stattlicher Mann in den besten Jahren, braungebrannt, muskulös, vor Gesundheit **strotzend\***.

Unten **knallte\*** die Nummer Fünf den Elfmeter hoch über das Tor. "So ein Pechvogel", murmelte ich mitleidig. Mein Nachbar sah mich **giftig\*** an. "Pechvogel? Dass ich nicht lache! Sie haben wohl wirklich keine Ahnung. Redet hier klug daher über Pech und **hat keinen blassen Dunst\*** vom ewigen Kampf zwischen dem Sport und dem Menschen. Der Sport versucht, den Menschen zu brechen, wo immer er kann. Er will der Stärkere sein, aber letztlich triumphiert der Mensch. Ich bin das beste Beispiel dafür. Pechvogel - ha!"

So kamen wir ins Gespräch. Während einer einzigen Halbzeit zog ein faszinierendes Sportleben an mir vorüber.

"Als junger Bursche habe ich natürlich mit Fußball angefangen", erzählte er. "Und wissen Sie, was passierte?" Ich ermunterte ihn stumm, weiterzureden. Komplizierter **Schien- und Wadeneinbruch\*** - **aus mit der Karriere!** \* Als alles verheilt war, kam ich auf die Idee zu boxen. Das ging eine Zeitlang gut, bis ...

Ich unterbrach ihn: "Mädchen, Bier - ich kenne das".

"Quatsch", sagte er entrüstet. "Komplizierter Kieferbruch,, es wuchs alles wieder richtig zusammen, aber mit dem Boxen war es natürlich vorbei. Meine Freundin meinte, nun solle ich lieber Handball spielen."

Ich **warf ein\***, dass dies doch auch eine ziemlich gefährliche Sportart sei. "**Und ob\***", räumte er ein, "Elle und Speiche glatt durch, in einem Stück. Ich wechselte die Freundin und die Sportart, wandte mich dem Schwimmen zu. Und was glauben Sie, was sich nun ereignete?"

"Sie wollen doch nicht behaupten, dass Sie ertrunken sind", klopfte ich vorsichtig auf den Busch. Er beruhigte mich: "Nein, aber doppelseitige Lungenentzündung. Mir war der Spass gründlich vergangen, Freunde rieten mir, es mit dem Reiten zu versuchen."

Mir **schwante\*** Böses. Zu recht. "Schlüsselbeinbruch", sagte er **lässig\***. "Danach machte mir der Reitsport keine Freude mehr, ich kam aufs Radfahren".

Ich sah ihn schon vor meinem geistigen Auge, **im Streckverband\***. "Viel zu brechen gab es ja nun nicht mehr", sagte ich, "oder?"

Er deutete auf sein Knie: "Entzündungen in beiden Gelenken und Handbruch. War eine schreckliche Zeit, aber ich **bis mich durch\***. Danach dachte ich: Tennis, da kann dir nichts passieren."

Ich überlegte laut: "Ihr Doppelpartner hat Ihnen in seinem Wutanfall den **Schläger\*** über den Kopf gezogen, ich tippe auf Schädelbasisbruch".

Er lachte gemächlich. "Nein, mein Schädel ist noch heil. Es war ein Sonnenstich, aber die Ärzte ließen mich nicht mehr spielen."

Ich sollte mich **schonen\***, beim Jogging, sagten sie".

Ich sah den Zusammenstoß mit einem Auto in allen Einzelheiten vor mir, aber er tröstete mich: "Die Bandscheiben waren bald **hin\***, ich bekam Plattfüße und Gelenkrheuma an Stellen, die Sie sich gar nicht vorstellen können".

Vor lauter Mitgefühl hätte ich ihn beinahe umarmt. "Nun waren Sie also Zuschauer", fragte ich.

"Nein, nein", sagte er entrüstet, "meine neue Freundin empfahl mir den Schachsport, da könne mir doch wirklich nichts passieren".

Ich stimmte zu, aber er raubte mir meine letzten Illusionen: "Ob Sie's glauben oder nicht, ich fiel so unglücklich vom Stuhl, dass ich mir eine komplizierte Wirbelsäulenverletzung zuzog und lange im Krankenhaus liegen musste. Sehen Sie, das nenne ich nicht Pech, sondern den Urkampf des Menschen mit dem Sport. Nun bin ich ausgeheilt, habe über den böartigen Sport triumphiert und bin wieder voller Tatendrang".

Der Halbzeitpfeiff ertönte, er stand auf, ging zur Treppe, **rutschte aus\*** und knallte hart auf den Betonboden. Der Notarzt schüttelte bedenklich den Kopf.

Als man ihn auf der Treppe wegtrug, lächelte mein Pechvogel-Nachbar und er blinzelte mir mit dem rechten Auge zu. Er schien irgendwie richtig glücklich zu sein und wirkte direkt erleichtert.

## **DIE WEIHNACHTS-GANS**

*Maria Branowitzer-Rodler*

In einem Vorort lebten - eigentlich leben sie heute noch - zwei nette alte Damen. Damals, da sich die Geschichte **zutrug\***, war es noch sehr schwer, sich für Weihnachten einen wirklichen Festbraten zu verschaffen. Und nun hatte die eine der Damen die Möglichkeit, auf dem Lande gegen allerlei Textilien eine wohl noch magere, aber springlebendige Gans **einzuhandeln\***. In einen Korb verpackt, brachte sie die Dame - nennen wir sie Fräulein Agathe - das Tier nach Hause. Und sofort begannen Agathe und Schwester Emma das Tier zu füttern und zu pflegen. Die beiden Damen wohnten in einem **Zinshaus\*** im zweiten Stock, und niemand im Hause wusste davon, dass in einem der Wohnräume der Schwestern ein **Federvieh\* hauste\***, das verwöhnt, gefüttert und **großgezogen\*** wurde. Agathe und Emma beschlossen feierlich, keinem einzigen Menschen jemals davon zu sagen, und zwar aus zweierlei Gründen: erstens gab es (oder gibt sie es noch?) Neider, das sind Leute, die **sich keine Gans leisten können\***; zweitens wollten die beiden Damen nicht um die Welt mit irgendeinem der nahen oder weiteren Verwandten mit der später möglicherweise nudelfett gewordenen und dann gebratenen Gans teilen. Deshalb empfingen die beiden Damen auch sechs Wochen lang, bis zum 24. Dezember, keinen einzigen Besuch. Sie lebten nur für die Gans.

Und so kam der Morgen des 23. Dezember heran. Es war ein strahlender Wintertag, die ahnungslose Gans **stolzierte\*** vergnügt und nichts ahnend von der Küche aus ihrem Körbchen in das Schlafzimmer der beiden Schwestern und begrüßte sie zärtlich **schnatternd\***. Die beiden Damen vermieden es, sich anzusehen. Nicht, weil sie böse

aufeinander waren, sondern - nun, weil eben keine von ihnen die Gans **schlachten\*** wollte.

"Du musst es tun!" sagte Agathe, sprach's, stieg aus dem Bett, zog sich rasend rasch an, nahm eine Einkaufstasche, überhörte den stürmischen Protest **ostentativ\*** und verließ in geradezu hässlicher Eile die Wohnung.

Was sollte Emma tun? Sie murrte vor sich hin, dachte darüber nach, ob sie vielleicht einen Nachbarn bitten sollte, der Gans **den Garaus zu machen\***, aber - wie schon erwähnt - hätte man dann einen großen Teil von dem gebratenen Vogel abgeben müssen. Also schritt Emma, die jüngere der beiden Schwestern, zur Tat, nicht ohne dabei wild zu schluchzen. Als Agathe nach geraumer Zeit wiederkehrte, lag die Gans auf dem Küchentisch, ihr langer Hals hing wehmütig pendelnd herunter, Blut war keins zu sehen, aber dafür alsbald zwei liebe, alte Damen, die sich heulend umschlungen hielten.

"Wie ... wie ...", schluchzte Agathe, "hast du es denn gemacht?" "Mit... mit... Veronal!" wimmerte Emma. "Ich habe ihr einige deiner Schlafpulver auf einmal eingegeben und jetzt ist sie ... huuuu ... rupfen musst du sie, huuuu ..."

Aber weder Emma noch Agathe konnte sich dazu entschließen. In der Küche stand das leere Körbchen, keine Gans kam mehr, "guten Morgen!" schnatternd, in das Wohnzimmer, und so saßen die beiden engumschlungen auf einem Sofa und schluchzten trostlos. Endlich raffte sich Agathe **auf\*** und begann den noch warmen Vogel systematisch zu rupfen. Federchen auf Federchen schwebte in einen Papiersack, den die **unentwegt\*** weinende Emma hielt. Und dann sagte Agathe: "Du, Emma, **nimmst** die Gans **aus\***", und verschwand blitzartig ins Wohnzimmer, warf sich auf das Sofa und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Emma eilte der Schwester nach und erklärte einfach, es nicht tun zu können. Und man beschloss, nachdem es mittlerweile spätabends geworden war, das Ausnehmen der Gans auf den eigentlichen Weihnachtstag, also auf den 24. Dezember, zu verschieben.

Am zeitigen Morgen wurden Agathe und Emma geweckt. Mit einem Ruck setzten sich die beiden Damen gleichzeitig im Bett auf und **stierten\*** mit **aufgerissenen Augen\*** und offenen Mündern auf die nachts offen gebliebene Küchentür. Herein spazierte, zärtlich schnatternd, wenn auch zitternd und frierend, die gerupfte Gans!

Bitte, es ist wirklich wahr, lesen Sie nur weiter, es ist ganz gewiss keine **Zeitungsent\***, in diesem Fall Zeitungsgans, es kommt nämlich noch besser:

Als ich am Weihnachtsabend zu den beiden alten Damen kam, um ihnen noch rasch zwei kleine Päckchen abzugeben, kam mir ein vergnügt schnatterndes Tier entgegen, das ich nur des Kopfes wegen als Gans ansprechen konnte, denn das ganze Vieh steckte in einem liebvoll und kunstvoll anpassend gestrickten Pullover, den die beiden Damen in rasender Eile für ihren Liebling gefertigt hatten.

Sie lebte ganze sieben Jahre. Vor drei Jahre starb sie: eines natürlichen Todes. Und heftig betrauert von den beiden Schwestern, die von einem Gansbraten nie wieder etwas wissen wollten.

## EIN ETWAS SCHWIERIGER KUNDE

*Max Florentin*

Der Herr, der in das Konfektionsgeschäft trat, wünschte eine Jacke zu kaufen. Der Verkäufer beeilte sich, dem Kunden passende Größen zu zeigen.

Der Kunde entschied sich für ein graues Jackett, zog es an und stellte sich vor den Spiegel.

"Gefällt die Jacke Ihnen?" fragte der Verkäufer.

"Ja», nickte der Herr, "die Farbe und das Muster **sagen mir zu\***."

"Und sie passt Ihnen auch wie **angegossen!** \*" bemerkte der Verkäufer.

Jetzt schüttelte der Kunde den Kopf. "Da irren Sie sich", entgegnete er. "Die Jacke müsste weiter sein."

Der Verkäufer wusste zwar, dass nicht er, sondern der Herr sich irrte, aber das sagte er nicht. Er nahm die nächstgrößere Jacke und half dem Kunden **hinein\***.

Dieser trat wieder an den Spiegel, besah sich kritisch und schüttelte abermals den Kopf. "Ich kann mir nicht helfen", sagte er, "aber diese Nummer ist mir auch noch nicht weit genug! Bitte die nächste!"

Der Verkäufer wurde in den Knien weich.

"Sofort!" **stammelte\*** er und nahm eine noch weitere Jacke vom Bügel. "Bitte!"

Der Kunde schlüpfte hinein, **warf einen Blick\*** in den Spiegel und kommandierte: "Noch eine Nummer weiter!"

Jetzt wurde der Verkäufer puterrot im Gesicht, aber er beherrschte sich mit letzter Kraft. Er nahm eine neue Jacke und half dem Kunden mit zitternden Händen hinein. Der hätte zweimal in dieser Jacke Platz gehabt!

"In Ordnung!" meinte der Mann ungerührt, "diese Jacke nehme ich!"

Der Verkäufer hörte ihn sagen: "Diese Jacke passt mir wie keine zweite und steht mir vorzüglich. Packen Sie die Jacke ein!"

"Wie Sie wünschen", nickte der Verkäufer tonlos. Er hatte mehr als zehn Jahre Berufserfahrung, aber er **kam sich vor\*** wie ein Lehrling im ersten Lehrjahr. Er legte die Jacke in einen Karton, übergab diesen der Packerin und trat mit dem Herrn an die Kasse.

Der schwierige Kunde bezahlte, ließ sich sein Paket geben und wandte sich zum Gehen. Aber dann machte er noch einmal **kehrt\*** und trat an den Verkäufer heran, der ihn bedient hatte.

"Vielleicht verstehen Sie nun die Welt nicht mehr und verbringen schlaflose Nächte. Das möchte ich natürlich auch nicht, und deshalb will ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung sagen, dass ich diese Jacke ausschließlich als Berufskleidung zu verwenden **gedenke\***, nämlich immer dann, wenn ich meine Kunden besuche. Ich bin nämlich", er lächelte, "Vertreter für Schlankheitsmittel!"

## MEIN ERFOLGSREZEPT

*J.Prokopenko*

Es ist kein Geheimnis, dass Körperkultur der Garant für ein langes Leben ist. "Machen Sie täglich hundert **Liegestütze\***, und Sie werden mit der Zeit einen außerordentlichen Zustrom an Frische empfinden!" empfehlen die einen. "Zweihundert Kniebeugen - und die **Erschöpfung ist wie weggewischt! \***" raten die anderen.

"Stehen Sie morgens und abends eine Stunde lang auf dem Kopf - und Sie werden alle Krankheiten vergessen!" garantieren die Anhänger des Yoga-Systems.

"Berühren Sie den Nacken mit den Fersen! Zuerst mit der linken, dann mit der rechten - **das macht gelenkig! \***" behaupten die Experten. Bleibt nur, die Faulheit zu überwinden und den Kampf mit dem vorzeitigen Altern aufzunehmen. Ich habe sie überwunden, indem ich mit dem Lauftraining begann. Zuerst fünf Minuten. Danach zehn. Allmählich hielt mein trainierter Organismus anderthalb, sogar zwei Stunden durch. Ich lief bereits fünf Stunden am Tage, im Winter natürlich auf Skiern, als ich nach durchgeführter Analyse der mir verbliebenen Freizeit verborgene Reserven feststellte. Weshalb sollte ich nicht auch während der Arbeit laufen? dachte ich. Durch die Korridore, über die Treppen im Büro? Das würde die Arbeitsproduktivität steigern und es mir ermöglichen, den täglichen Dauerlauf bis auf sechs Stunden auszudehnen. Mit einem solchen Ergebnis könnte ich meinen Kollegen um fünfunddreißig Minuten **überbieten\***.

Im übrigen hat er geschworen, dass er nicht nur laufen, sondern auch Liegestütze machen wird.

Nachdem ich mir die verbliebene Freizeit analysiert hatte, **erübriete\*** ich zwanzig Minuten für Liegestützübungen. Es stellte sich jedoch heraus, dass mein Kollege mich überholt hatte. Er brachte es außerdem auf zweihundert Kniebeugen täglich.

Ich analysierte, ob mir nach dem Laufen, den Liegestützen und Kniebeugen noch Freizeit verbleibt. Keine Minute! Ich beschloss, den

Nacken mit den Fersen während des Frühstücks und Abendessens zu berühren.

Und plötzlich kam mir die Idee, während der Arbeitszeit auch Yoga-Übungen zu absolvieren. Die Mitarbeiter gewöhnten sich sehr schnell daran. Auch die Besucher wunderten sich nicht. Und so stehe ich täglich eine Stunde auf dem Kopf und denke: "Was für unsportliche Leute mich doch umgeben! Sie sitzen stundenlang im Kino und vor dem Fernseher, richten ihre Jugend im Theater zugrunde, gehen in Restaurants oder sonst wohin." Ein **angesehener\*** Arzt erklärte mir kürzlich, dass ich mein Leben durch den beharrlichen Kampf mit dem vorzeitigen Altern bereits um drei Jahre verlängert habe. Um drei Jahre! Und in diesen drei Jahren werde ich ein volles halbes Jahr lauten, drei Monate lang Liegestütze und Kniebeugen machen und mehrere Wochen- stellen Sie sich vor - mehrere Wochen! - auf dem Kopf stehen können!

## **EINE KUGELSICHERE WESTE**

*Harry Harrison*

Vor dem Sheriff stand der sanfte Bill, weil er zum ersten Mal in seinem Leben unsanft gewesen war. Er hatte Mr. Hodges, dem Ladeninhaber, **die Zähne eingeschlagen\***.

"Dann erzählen Sie mal", sagte der Sheriff, "wie kam es zu der Schlägerei?"

"Das kam so", antwortete der sanfte Bill: "Ich wollte mir eine kugelsichere Weste kaufen. Mr. Hodges offerierte mir eine zu zehn Dollar. Ich zog sie an und bat Mr. Hodges, auf mich zu schießen."

"Auf Sie zu schießen ...?"

"Ja, Sir. Um diese Weste auszuprobieren - wer kauft schon die Katze im Sack? Ich gab Mr. Hodges meinen Colt, und dann schoss er auch."

"Aha!" nickte der Sheriff. "Und die Weste hielt nicht das, was Mr. Hodges versprochen hatte?"

"So war es, Sir".

"Und da haben Sie Mr. Hodges verprügelt?"

Der sanfte Bill wehrte ab. "O nein, Sir! Ich bin ein friedfertiger Mensch. Ich habe mir die Kugel aus den **Rippen\*** gezogen, wo sie stecken geblieben war. Darauf ließ ich mir von Mr. Hodges ein Heftpflaster geben, klebte die Wunde zu und probierte eine neue Weste. Sie sollte 30 Dollar kosten."

"Mit anderen Worten: Mr. Hodges schoss auch diesmal auf Sie?"

"Ich bat ihn darum."

"Und die Kugel ...?"

"Sie steckte wieder in meinen Rippen!"

"Ich verstehe", brummte der Sheriff. "Jetzt **schlugen Sie zu\***, wie?"

"**Wo denken Sie hin, Sir? \***" schüttelte Bill den Kopf. "Mr. Hodges entschuldigte sich, warum sollte ich ihn da schlagen? Ich bat um ein neues Heftpflaster. Ich zog auch die zweite Kugel heraus, klebte das Loch zu und probierte die nächste Weste. Sie sollte 50 Dollar kosten."

"Mr. Hodges schoss abermals?"

"Natürlich! Und die dritte Kugel landete in meinen Rippen!"

Der Sheriff sagte: "Wenn ich ehrlich sein soll - nun hätte ich Mr. Hodges auch die Zähne eingeschlagen!"

Der sanfte Bill wehrte wieder ab. "Ich verplasterte auch die dritte Wunde und probierte eine vierte Weste an - zu 75 Dollar."

"Und was war mit dieser Weste?"

"Diesmal hielt sie der Kugel **stand\***, und ich kaufte sie", antwortete der sanfte Bill. "Mr. Hodges entschuldigte sich sehr, und so hatte ich gar keinen Grund, ihm weiter böse zu sein."

Jetzt konnte der Sheriff nicht mehr folgen.

"Ja, Mann Gottes", sagte er, "und wann nun haben Sie Mr. Hodges die Zähne eingeschlagen?"

Der sanfte Bill sagte: "Als Mr. Hodges für die drei Heftpflaster 20 Cents verlangte".

## QUARK MIT ZITRONENSAFT

Schuld an allem war natürlich wie immer meine Frau. Was brauchte Lenchen ihr rotes Notizbüchlein so achtlos neben der Handtasche liegenzulassen! Das abgegriffene Büchlein stand etwas offen, ich sah engbeschriebene Blätter. Was zum Teufel hatte Lenchen da hineingeschrieben?

Als Lenchen das Zimmer verließ, griff ich blitzschnell nach dem Notizbuch, blätterte und las: "... Frischen Quark mit Rahm anrühren ...". Ich war beschämt. Nichts Verbotenes, nichts Extravagantes stand im Notizbüchlein, sondern das Rezept für eine Quarkspeise, für ein Lieblingsgericht ihres Mannes. **Heiße Rührung überkam mein Herz\***. Neugierig las ich weiter: "... Ein Eigelb mit einigen Teelöffeln Bienenhonig, dazu reichlich Zitronensaft sowie das Abgeriebene einer Viertel-Zitrone, ein paar Tropfen gutes Öl. Alles gut vermischen und sahnig verrühren. Den Brei 15 Minuten ziehen lassen und dann heiß auftragen ..." **Das Wasser lief mir im Munde zusammen\*** ... Als Lenchen wieder eintrat, sah ich ihr aufmerksam ins liebe Gesicht. Ordentlich stolz war ich auf sie. Meinen freundlichen Blick bemerkend, lächelte sie glücklich vor sich hin. Jünger und schöner kam sie mir vor ...

Woche um Woche verging, aber der Quarkpudding kam nicht auf den Tisch. Meine freudige Erwartung verwandelte sich allmählich in zitternde Ungeduld und qualvolles Begehren. Und während ich mich in heimlichem Leid **verzehrte\***, blickte Lenchen ganz unschuldig drein und sah strahlend aus ... Endlich konnte ich nicht mehr an mich halten. Als Lenchen mal das rote Notizbüchlein in die Hand nahm, sagte ich so recht anzüglich: "Ein wunderschönes Rezept hast du da drinstehen!" Lenchen wurde blutrot. "Wie? Du hast das gelesen?" rief sie gereizt.

"Hab ich, mein Schätzchen, hab' ich!" nickte ich gutmütig.

"Aber nun sag mir bloß das eine:

Warum hast du diesen Brei noch nicht gemacht?"

"Ich ...", sagte sie leise, stockend, "ich ... habe ihn doch schon mehrmals gemacht".

Da war ich **baff\***. "Du hast -?" fuhr ich auf. "Du hast den Brei ganz heimlich für dich gemacht und mir **kein Sterbenswörtchen davon gesagt\*** und mich nichts davon sehen lassen?"

Jetzt wurde Lenchen kreidebleich.

"Na, und -?" drängte ich streng. "Und was hast du dann mit dem Quark gemacht?"

"Ich ...", schluckte sie tapfer, gegen Tränen kämpfend, ich ... habe ihn dann ... fortgeschüttet."

Das war nun der Moment, wo es einem nach Ansicht der Schriftsteller rot vor den Augen werden muss. Aber ich - beherrschte mich. Nur keinen Skandal, sagte ich mir. Ganz ruhig bis hundert zählen ... "Na schön ...", brummte ich also und griff zur Zeitung. Aber da kam mir Lenchen zuvor. Mit einem wütenden Ruck riss sie mir die Zeitung aus der Hand.

"Blind bist du! Einfach blind!" weinte sie. "Merkst du denn gar nicht, dass ich ..." - hier schwankte ihre Stimme ganz jämmerlich - "... jünger und schöner aussehe ...?"

Jünger und schöner? Tatsächlich, das war sie! "Ja ... aber... mein Schätzchen ... wieso denn" stammelte ich schuldbewusst. "Eben ... durch die ... die ...", schluchzte sie,

"... Gesichtsmaske mit diesem Brei ..."

*Eulenspiegel, 1957, N18. S.280*

## **ICH ZAHLE DEN WAGEN BAR**

*Sebastian Au*

In das Autohaus kam ein Herr. Der Chef begrüßte ihn. "Guten Tag, mein Herr. Was kann ich für Sie tun?"

Der Herr wünschte ein Auto zu kaufen.

Autos gab es **in Hülle und Fülle\***. In jeder Preislage. Der Chef führte den Kunden von Wagen zu Wagen, demonstrierte ein Modell nach dem anderen, bis sich der Kunde für einen Wagen entschieden hatte.

"Diesen nehme ich!" sagte er.

"Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem Entschluss!" rief der Chef.

"Sie haben einen soliden Geschmack. Der Wagen wird Sie in jeder Beziehung zufrieden stellen. Wann darf der Wagen geliefert werden?"

Der Kunde sagte: "Sofort!"

"Sie möchten mit Wechseln bezahlen?" erkundigte sich der Chef. "Mit Wechseln?" staunte der Kunde. "Unsinn! Ich werde mir doch nicht die teuren **Wechselspesen aufhalsen!** \*"

"Richtig!" nickte der Chef. "So wollen Sie wohl einen Kredit meiner Hausbank **in Anspruch nehmen?** \*"

"Einen Kredit Ihrer Hausbank?" Der Kunde wehrte ab. "'Was habe ich mit Ihrer Hausbank zu schaffen?"

"Natürlich nichts!" beeilte sich der Chef. "Ihren Kredit nehmen Sie dann wohl bei Ihrer eigenen Bank?"

"Bei meiner eigenen Bank?" Der Kunde war ungehalten.

"Selbstverständlich nehme ich überhaupt keinen Kredit in Anspruch!"

"Aha!" sagte der Chef! "Dann also normale private **Ratenzahlung\*** bei **Vollkaskoversicherung\***, Vorlage einer Gehaltsbescheinigung und Überantwortung des Fahrzeugbriefes bis zur restlosen Bezahlung?"

Nun blickte der Kunde böse. "Auch keine Ratenzahlung, zum Donnerwetter!" rief er. "Ich zahle Ihnen den Wagen bar auf Heller und Pfennig in die **Hand!** \*"

"In die Hand?" rief der Chef erschrocken. "Bar? Auf Heller und Pfennig? Im voraus? Wenn das so ist, dann ..."

Der Kunde blickte ihn fragend an.

"Dann muss ich leider erst einmal Erkundigungen über Sie **einziehen\***, mein Herr!"

## SCHULJAHRE. MONOLOG EINER SEKRETÄRIN

*Janusz Osęka*

Hallo! Wer bitte? Der Herr Direktor ist beschäftigt. Bitte? Ein Schulkamerad? Zawistowski ist der Name? Ich prüfe es sofort nach. Wir haben hier alle Listen der Schulkameraden des Herrn Direktor. Klasse 4b? Ah, natürlich ... 4b, stimmt genau. Zawistowski. Sie hatten die Angewohnheit, den Herrn Direktor „**Kohlkopf\*** zu **schimpfen\***, obwohl der Herr Direktor dies nicht liebte. Sie haben dem Herrn Direktor während der Sportstunde außerdem Brennesseln in die Turnhose gesteckt, und nachdem der Herr Direktor sich ganz richtig beim Lehrer darüber **beschwert\*** hatte, nannten Sie ihn einen Denunzianten und versprachen, einen Pinsel aus seiner Nase zu machen, was Sie auch gehalten haben. Bitte? Scherze? Mag sein, doch leider ist Herr Direktor sehr beschäftigt. In Zukunft wird er ebenfalls wenig Zeit haben. Auf Wiederhören, mein Herr. *Legt den Hörer auf. Erneutes Klingeln des Telefons.* Bitte? Ja, hier ist die Sekretärin von Direktor Kowalski... Wer ist am Apparat? Herr Shipczak? Der Direktor ist sehr beschäftigt. Mit Ihnen würde er ganz bestimmt sprechen? Ach, Sie sind ein Schulkamerad des Herrn Direktor... Ja, tatsächlich, ich erinnere mich, Shipczak, Klasse 7c ... Ich sehe nur schnell etwas nach ... Ahja, Sie waren der **Primus\*** in Mathematik ... Nun ja, solche Begabungen gibt es zuweilen ... Sie haben es abgelehnt, dem Herrn Direktor im Abitur einen Spickzettel zu reichen, wodurch der Herr Direktor die Logarithmen mit den Wurzeln verwechselte und das Jahr wiederholen musste ... Ja, ich gebe zu, das ist amüsant, mit Sicherheit würde der Herr Direktor mit Ihnen plaudern und Erinnerungen an jene Jahre austauschen wollen, aber unglücklicherweise hat der Herr Direktor absolut keine Zeit, und nichts deutet darauf hin, dass er für Sie irgendwann Zeit haben wird ... Ich empfehle mich, auf Wiederhören. *Legt den Hörer auf.* (...) Hallo? Zentrale? Biala Podlaska? Ja bitte ... Wer? Slowikiewicz? Ich habe doch schon so oft gesagt, dass der Herr Direktor keine Zeit hat... Ausgeschlossen! Dass was? Dass nicht Sie den Herrn Direktor während der Lektion über die Vermehrung der

222

Frösche in den Teich gestoßen haben? Wer dann? ... Gabaczewski? Wie können Sie die Verantwortung auf einen Kameraden **abwälzen?** \* Macht das ein ordentlicher Schüler? Nein, Herr Slowikiewicz, Sie waren das, Sie sagten doch, dass es dem Herrn Direktor gut täte, weil Herr Direktor sich niemals wasche ... Wie bitte? Das hat ebenfalls Gabaczewski gesagt? Sie **trachten\*** danach, einen Schulkameraden zu diffamieren ... Bitte? Sie haben den Herrn Direktor bei der Klassenarbeit in Polnisch abschreiben lassen? Was erlauben Sie sich? Der Herr Direktor hat niemals abgeschrieben! So eine Frechheit. Auf Wiederhören. *Legt den Hörer auf. Erneutes Klingeln des Telefons.* Hallo? ... Jawohl, Herr Direktor, ich verstehe ... Den Präsidenten Gabaczewski anrufen und fragen, ob er nicht einen Augenblick Zeit fände, um den Herrn Direktor zu empfangen ... Ich verstehe ... Ja, ja, ein Schulkamerad. In dieser Sekunde. *Wählt eine Nummer.* Hallo! Habe ich die Ehre, mit der Sekretärin des Präsidenten Gabaczewski zu sprechen? Ich rufe an im Auftrag von Direktor Kowalski ... Der Direktor bittet höflichst um einen Termin bei Herrn Präsidenten ... Er ist sehr beschäftigt? Aber bestimmt wird er einen Augenblick Zeit finden: Der Direktor ist ein Schulkamerad des Präsidenten ... Bitte? Gut, ich warte ... Ja, ja, Klasse 4a ... Ja, so ein kleiner ... "**Einfaltspinsel**"\*? "Kohlkopf"? Ja, das ist der Herr Direktor! Petze? Aber ja, Shipczak hat ihm in der Sportstunde aus der Nase einen Pinsel gemacht... Bitte? Unerhört! Also der Herr Präsident hat den Herrn Direktor während der Lektion über die Vermehrung der Frösche in den Teich geschubst? Ein ausgezeichnete Scherz! Und gesagt, dass es ihm gut täte? Weil er sich nicht wasche? Überaus komisch! Am Dienstag um acht? Da wird der Herr Direktor sich freuen!

## DIE NEUNTE

*Alfred Salamon*

"Der Mann macht mich nervös", stöhnte Klara, die Leiterin des Gemüsestandes. Sie hatte heute wenig zu tun. Wie immer. Tatsächlich war **das Gebaren\*** des älteren Herrn, der einen grauen Anzug und eine gelbe Fliege trug, sehr seltsam. Er lief vor dem Kassenblock auf und ab,

schob eines der Einkaufswägelchen an, ließ es kopfschüttelnd wieder stehen, griff zum nächsten.

Der Mann hatte inzwischen zwei **Wägelchen\*** in eine Ecke geschoben und sorgfältig mit Stricken zusammengebunden. "Ich glaube, wir müssen noch die Polizei alarmieren", sagte Klara und wischte die Reste eines Salatkopfes, die von gestern Übrig geblieben waren, mit großer **Geste\*** vom Tisch. Der Mann hatte inzwischen ein drittes und ein viertes Wägelchen ausgesondert, beiseite geschafft und gesichert. Dabei lächelte er verzückt in sich hinein. Klara stellte sachlich fest: "Alles klar. Der ist ausgerissen. Gleich werden sie ihn wieder einfangen".

Inzwischen hatte der Mann noch mehr Wägelchen erbeutet und schob sie vorsichtig hin und her. Schließlich zog er eine **Stimmgabel\*** aus der Tasche, schlug sie an und sang, während er einen Wagen herumschob, laut: "C! Cece-cecetera cece!"

"**Jetzt hakt er völlig aus\***", rief Klara.

Der Mann mit der Fliege ruderte nun mit den Armen und **winkte\*** auf diese Weise Kunden zu sich heran.

Oma Knacke ließ sich als erste anwerben. Manche Bürger griffen zögernd zu, aber als die Wägelchen knapp wurden, sprangen schnell noch einige herbei. Nun waren alle verteilt.

Der Mann strahlte, er war wie von einem heiligen Feuer **durchglüht\***. Nun **ergriff** \*er das Wort, um eine Erklärung abzugeben: "Meine Damen, meine Herren", sagte er. "Sie werden eine Premiere erleben. Ich habe festgestellt, dass jeder dieser Wagen in einem bestimmten Ton quietscht. Wenn Sie den Wagen auf mein Zeichen hin sanft hin- und herbewegen, werden wir Beethovens geniale Tonschöpfung, seine IX. Sinfonie, auf neue, besondere Weise in bisher ungehörter Klangqualität erleben." Er gab ein Zeichen. Oma Knacke **errollte\*** den ersten Ton. Der Mann dirigierte heftiger und über Marmeladengläsern und Seifenpulver erklang **unverkennbar\*** der gewaltige Schlusschor: Freude schöner Götterfunken!

Aber mit einer einzigen heftigen Handbewegung wischte der Hausmeister alles weg: "So nicht, Kollegen! Das muss ich mir nicht anhören. Morgen werden die Wagen geölt. Basta!

## DAS ENDE EINES EUROPAKLEBERS

Die Szene spielte sich am vergangenen Sonntagabend in Kirchenfeld ab: Ein Autobesitzer, wohnhaft im Kanton Oberwalden und trotzdem ein überzeugter Europäer, parkierte sein Fahrzeug arglos in einer stillen **Quartierstrasse\***. Zwar hatte er das hintere Nummernschild ebenso liebevoll wie vorschriftswidrig europäisiert, indem er um das verkleinerte Obwaldner Kantonswappen den blaugelben Sternenkranz aufklebte, doch dieser heraldische Gesetzesverstoss hatte bisher keine Folgen. Sogar eine Verkehrskontrolle der Nidwaldner Polizei überstand das Nummernschild unbeschadet, und auch die Oberwaldner, die immerhin den **EWR\*** mit respektablen 71,8 Prozent Nein-Stimmen **bachab\*** geschickt hatten, fanden die Wappenkosmetik nicht der Beachtung wert.

Ein halbes Jahr nach der Montage ereilte den **unbotmässigen\*** Kleber jetzt sein vorgezeichnetes Schicksal: Zwei wachsame Beamte der Berner Stadtpolizei, eigentlich unterwegs zur Überwachung der Botschaften, erspähten das **Corpus delicti\***, hielten an, musterten misstrauisch das fremdartige Bild und entfernten pflichtbewusst die Europasymbole. Zurück blieben das **makellos\*** wiederhergestellte Nummernschild und sein etwas verwunderter Besitzer, der darüber **sin-nierte\***, warum ihm dies ausgerechnet in Bern geschehen musste, einer Stadt, die mehrheitlich dem EWR zugestimmt hatte, und nicht in den anerkannt europafeindlichen Tälern der Innerschweiz.

Ordnung muss sein, lautet die Moral dieser kleinen Geschichte. Wer also, wie etwa die Luxemburger, das Europawappen **reglements-konform\*** in sein Nummernschild integriert haben möchte, dem bleibt nichts anders **übrig\***, als auf den **EU-Beitritt\*** der Schweiz zu warten. Doch in jener fernen Zukunft gibt es vielleicht gar keine Autos mehr.

*Unabhängige liberale Tageszeitung, 14.08.1993*

## ALLES WEGEN DER STEUER

*Heinrich Bott*

Der Mann, der um Mitternacht auf der Brücke stand und in den Fluss hinabblickte, schien mit sich einig zu sein. Er zog seine Jacke aus, legte sie auf die Straße und **schickte sich an\***, über das Gelände zu steigen.

Da legte sich von hinten eine Hand auf seine Schulter.

"Halt!" sagte der Polizist. "Das lassen Sie hübsch bleiben!"

Der Lebensmüde fuhr erschrocken herum. Dann seufzte er schwer. "Konnten Sie nicht eine Minute später kommen?" sagte er vorwurfsvoll. "Dann hätte ich dieses **irdische Jammertal hinter mir gehabt!** \*" "Nur gemacht! \*" schüttelte der Polizist den Kopf. "Selbstmord ist das Dümme, was man machen kann, glauben Sie mir! Sie werden mir noch einmal dankbar sein, dass ich Sie daran gehindert habe, Ihre **Absicht auszuführen\***. Morgen schon kann es auch mit Ihnen wieder bergauf gehen!"

"Mit mir nicht!" sagte der andere mit matter Stimme. "Mit mir ganz bestimmt nicht!"

"Unsinn!" **schnaufte\*** der Ordnungshüter. "Sprechen Sie sich erst einmal aus, vielleicht kann ich Ihnen helfen. Weshalb wollen Sie da hinab?"

"Weshalb schon?" grollte der Lebensmüde. "Wegen der Steuer natürlich!"

"Aber Mann!" wehrte der Polizist ab. "Ausgerechnet wegen der Steuer? Wegen der Steuer nimmt man sich nicht das Leben, wegen der Steuer flucht man höchstens und denkt, wenn es einem zu viel wird, einfach an **Götz von Berlichingen!** \*"

"Wenn es nur das wäre!" **lamentierte** \*der Lebensmüde. "Aber das ist es nicht. Es sind vielmehr die vielen Paragraphen, die es in den Steuergesetzen gibt. Die machen mich total verrückt. Wer soll da noch **durchfinden?** \* Da gibt es Hunderte von Paragraphen, sage ich Ihnen, und alle haben Dutzende von Absätzen, **Extrabestimmungen\***,

Ausnahmebestimmungen, Sonderbestimmungen und dergleichen mehr. Ich bin am Ende meiner Kraft, denn immer kommen noch neue Paragraphen, Verordnungen und Bestimmungen dazu. **Mir dreht sich alles\*** vor den Augen, wenn ich nur daran denke!"

"Hören Sie", sagte der Polizist begütigend, "ist das denn ein Grund, Selbstmord zu begehen? Da gehen Sie ganz einfach mal auf die Finanzbehörde. Dort gibt es einen Auskunftsbeamten, der Ihnen bereitwillig alle Paragraphen, Verordnungen und Bestimmungen erklärt!"

Jetzt begann der Lebensmüde ganz leicht zu zittern. "Aber das ist es doch eben, zum Teufel!" rief er verzweifelt. "Dieser Auskunftsbeamte - der bin ich!"

## LIEBE UND MOTOREN

Ich bin mit einem Autofahrer befreundet, einem hübschen, braungebrannten Burschen, über dessen Stirn sich die Haare kräuseln. Er fährt mich im Auto spazieren und kauft mir Bonbons. Und trotzdem scheint er nicht der Richtige zu sein, denn seelisch verstehen wir uns nicht.

Es ist Frühling, die Bäume blühen und die Natur erweckt in den Menschen eine poetische Stimmung. Wir sind hinaus aufs Land gefahren.

„O, dieser Duft", flüstere ich. Wahrscheinlich läuft irgendwo Benzin aus", entgegnet mein Liebster.

„Schau nur, die Kirschen blühen schon", freue ich mich. „Und die Ventile klopfen immer noch", höre ich seine Stimme.

Wir machen Halt. Ich bin von seiner Aufmerksamkeit gerührt.

„Das war nett von dir, die Aussicht hier ist wunderbar!"

„Ich muss den Motor nachsehen", bringt er mich wieder zur Besinnung. „**Er ist heißgelaufen\***. Und wenn er fährt, **hört man die Ventile klappern.** \*" Ich gebe keine Antwort, aber mein Begleiter macht sich nichts daraus, „Das war überhaupt eine miese Woche", erzählt er wei-

ter, „zuerst ging der Scheibenwischer nicht, dann zündeten die Kerzen nicht richtig, und ich kann den Fehler nicht finden.“

Den Rest des Tages verlebte ich wie bei einem ausführlichen Fahrkursus, Meine Stimmung sank auf den Nullpunkt. Wir haben uns dann getrennt.

Später machte ich die Bekanntschaft eines Arztes. Dem fehlte zwar die sportliche Figur, auch seine Haare waren dünner, aber sein Beruf begeisterte mich. Mit Motoren hatte er nichts zu tun. Auch er besaß ein Auto, machte aber nur sonntags Ausflüge. Als er mich das erste Mal zum Mitfahren aufforderte, blühten die Rosen.

„Wie schön es heute ist“, sagte ich voller Glück.

„Hörst du, wie der geht“, antwortete der Doktor verträumt.

Plötzlich **ein zischendes Geräusch\***. Wir müssen halten, damit der Motor sich abkühlt. Wir fahren bis an den Fluss. Zuerst habe ich einen verrückten Gedanken. Ich nehme an, dass er den Wunsch hat, mich im Badeanzug zu sehen, wie ich vorsichtig die Temperatur des Wassers prüfe, aber er klärt mich sofort auf, was für eine Freude es ihm sei, wenn ich ihm beim Waschen des Autos helfe. **Gerührt\*** erinnere ich mich, dass sein Vorgänger den Wagen bereits samstags gewaschen hat... Er hat noch andere Vorteile: Den Motor hat er selbst repariert und mir gegenüber nur mit einem Wort erwähnt. Bei dem Doktor wird daraus ein Problem, das uns drei Wochen beschäftigt. Die Scheibenwischer bieten uns jeden Sonntag Unterhaltung. Auch das war für mich nicht der Richtige. Nach einigen Monaten gingen wir auseinander.

Mein Herz hat weiter gesucht. Diesmal hatte ich Glück. Er hat zwar **eine Glatze\***, ist mager und im Gesicht gelb wie eine Zitrone — aber er ist ein Dichter. Ich habe alles, was ich mir immer wünschte: verträumte Spaziergänge in der Abenddämmerung, Ausflüge in die Natur, Verse, die er mir zu Ehren schreibt.

Er schrieb eine lyrische Komödie. Ich bin glücklich.

Und so kam am Ende auch der Erfolg. Das Theater nahm seine Komödie an, und mein Dichter kaufte sich einen Wagen. Gerade ist er mit

der Fahrschule fertig geworden. Wir sprechen nur noch über Lenkung, Schaltung und Zylinder. In diesen Dingen hält er mich für sehr erfahren.

**Mein Mut verlässt mich\*.**

Sollte Ihnen ein Mann bekannt sein, der für Motoren **nichts übrig hat\*** und auch kein Auto kaufen will, dann geben Sie mir bitte **Bescheid\***.

Ich bin frei.

## SCHMERZENSLAGER

Der Ärmste lag auf dem Sofa und stöhnte beängstigt. Seine junge Frau näherte sich behutsam. „Rühr mich nicht an!“ schrie er, dass sie erschrocken **zurückwich\***. Der Kranke sah sehr schlecht aus, **er wurde steif\***, rang die Hände. „Am morgen war es noch nicht so schlimm, aber jetzt wird's immer schlimmer. Jedes Glied tut mir weh. Jedes einzeln.“ **Ermattet\*** schloss er die Lider. „Soll ich den Arzt rufen?“ fragte sie besorgt. Er schüttelte das erhitzte Haupt. „Aber es kann doch schlimmer werden!“ „Nein“, sagte er. „Nicht nötig.“ Die Frau machte sich die größten Sorgen. Seit sie ihn kannte, war er nie bettlägerig gewesen. Hatte sich nie schlecht gefühlt. Ein bisschen nervös, hat auch manchmal schlecht geschlafen, aber s\*onst, sonst war alles normal. Und nun hatte Ihn diese **heimtückische Krankheit\* mit Urgewalt\*** überfallen. Ich muss den Arzt doch holen, dachte die Frau. In der Nacht kann es ganz schlimm werden. Sie rannte **flatternd\*** zum nächsten Telefon. Das war in der Apotheke.

„Darf ich mal schnell telefonieren?“ fragte die Frau aufgeregt. „Mein Mann fühlt sich nämlich furchtbar schlecht.“ „Bitte schön“, sagte der Apotheker. „Hoffentlich nichts Schlimmes?“

In einer halben Stunde war der Arzt da. „Immer noch dasselbe, Herr Doktor“, sagte die Frau fiebernd. „Es steht schlimm um ihn. Das Schlimmste ist, dass er sich gar nicht rühren kann. Er stöhnt und wimmert und **lässt mich nicht in seine Nähe\***.“

Der Kranke richtete sich erstaunt in die Höhe, als der Arzt mit seiner Frau eintrat. „Was soll das?“ brüllte er. „Beruhigen Sie sich!“ sagte der Arzt und füllte seine Spritze. Der Kranke warf seiner Frau einen mörderischen Blick zu. „Ich bin nicht krank“ **tobte** er unter Schmerzensrufen.

Mit vereinten Kräften gelang es, dem Patienten eine Beruhigungsspritze in den Oberschenkel zu jagen, „Beruf?“ fragte der Arzt. „Sportfunktionär!“

„Kein schlechter Beruf“, sagte der Arzt. „Seit wann haben Sie Schmerzen?“

„Seit heute morgen. Ich habe die Jugendlichen vom Bahnbetriebswerk von der Notwendigkeit der sportlichen Betätigung überzeugen wollen.“

„Sie stießen auf **handgreiflichen Widerstand\***.“ „Im Gegenteil. Die Jungen waren begeistert. Und sie zwangen mich, moralisch natürlich, selbst mit Fußball zu spielen. Zwei Stunden lang! Ohne Pause! Oh, meine Muskeln!“

„Aha“, sagte der Mediziner und packte seine Geräte ein. „Also nichts Schlimmes. Aber es ist schon recht schlimm, dass sie als Sportfunktionär selbst keinen Sport treiben. Jedenfalls war der Anfang nicht schlecht, wie ich sehe. Und er überreichte ihm das Rezept. Er las verwundert: „Täglich' fleißig weiterspielen.“

## WAR ALLES IN ORDNUNG?

Ich **steige** unterwegs gern in kleinen Gasthöfen **ab\***. **Es ist hier wie dort\***, am nächsten Morgen fragt der Wirt:

„War alles in Ordnung? Haben Sie gut geschlafen?“

„Danke. Großartig!“

Beim Mittagessen ist es dasselbe. Er hört gar nicht hin. Seine Frage ist eine stereotype Redensart seit Jahr und Tag, In allen Gaststätten geübt:

„War alles in Ordnung? Hat's gut geschmeckt?“

Was würde er wohl tun, wenn einer nein sagt? Ich wollte es wissen.

Ich hatte vorzüglich gegessen. Gut und reichlich. Der Wirt machte die Runde: „War alles- in Ordnung? Hat es gut geschmeckt?“

„Nein“, sagte ich zum **Jux\***.

Der Wirt, der bereits weitergegangen war, blieb **mit einem Ruck\*** stehen. **Als ob er einen Schlag auf den Kopf bekommen hätte\***. Er drehte sich um und kam an meinen Tisch zurück. „**Wie beliebt?**“  
\*

„Sie fragten mich, ob es mir geschmeckt hat. Und ich habe nein gesagt. Das Fleisch war schlecht. Und die Kartoffeln angebrannt. Ich habe schon Magenschmerzen. Und ich fürchte, dass es schlimmer wird.“

Der Wirt fragte nichts weiter. Ich sah ihn in der Küche verschwinden. Am nächsten Tag aber bekam ich eine doppelte Portion. Das ging so die ganze Woche fort. Ich lebte wie **im Schlaraffenland\***. Ich bekam mein Essen vor allen anderen Gästen, die doppelte Portion, den Kern des Bratens.

Durch diese Erfahrung **gewitzigt\***, sagte ich beim, nächsten Mal, als ich in einem anderen Gasthaus abgestiegen war, und der Wirt mich fragte:

„War alles in Ordnung? Haben Sie gut geschlafen?“

„Nicht sonderlich Eigentlich schlecht. Das Bett ist schlecht. Und der Straßenlärm hat mich gestört. Und die Fliegen. Die sind noch schlimmer als der Lärm. Schlimmer als Mäuse und **Wanzen\***.“

Ich bekam ein anderes Zimmer. Mit Erker und Balkon, Das schönste Zimmer im Haus. Mit viel Sonne, viel Fenstern und neuen Matratzen. Sogar frische Blumen stellte man mir jeden Tag hinein.

Wenn ihr euch gleich mit über die immerwiederkehrende leere Frage geärgert habt, sagt getrost einmal zum Scherz: „Nein“.

Mitunter bekommt man ein zweites Schnitzel zum ersten dazu, mitunter setzt sich der Wirt am Tisch nieder und erzählt euch seinen Ärger mit dem schlechten Personal, mitunter aber kann es ganz schlimm werden: Der Wirt wird grob und **schmeißt sie hinaus\***.

## DER RAUSCH DES KAUFENS

„Es ist **Sommerschlussverkauf**“\*, sagt Kilian zu seiner Frau, „da könntest Du mir etwas besorgen. Meine blaue

Krawatte wird **schäbig**\*; vielleicht findest Du etwas Passendes.“

„Gut“, nickt die Frau. „Ich hab auch schon mal daran gedacht. Ich gehe gleich heute Nachmittag.“

Als Kilian abends nach Hause kommt, findet er die Wohnung verschlossen. Seine Frau ist noch nicht zurück. „Sie wird bei einer Freundin sein“, denkt er, zieht die Hausschuhe an und widmet sich der Zeitung.

Nach einer guten Stunde klingelt es. „Die Schlüssel hat sie also auch noch vergessen“, sagt er sich und eilt zur Tür. Draußen steht ein **Markthelfer**\*: „Die Gartengarnitur habe ich hier abzugeben.“

„Ich habe nicht bestellt!“ erklärt Kilian erstaunt.

„Die gnädige Frau hat es heute Nachmittag gekauft!“ erwidert der Bote.

Kilian lässt sich in einen der Gartenstühle fallen und denkt über die Unternehmungslust seiner Frau nach. **Ihm dämmert langsam**\*, warum sie noch nicht zu Hause ist.

Da klingelt es wieder. Diesmal ist es seine Frau. „Entschuldige, dass ich dich störe, aber ich habe wirklich alle Hände voll.“

Das habe ich mir auch schon gedacht, sagt sich Herr Kilian. Sie ist beladen wie **ein Packesel**\*. „Diese Sachen haben mir so gefehlt!“ erklärt sie. „Und wenn der Sommer zu Ende ist, muss man an den Winter denken.“

Kilian sagt zunächst nichts. **Es kommen zum Vorschein**\*: zwei Sommerblusen, drei Paar Strümpfe, Stoff zu einem Hauskleid, eine Abendtasche, ein Morgenrock, sechs Likörgläser... „So viel hast Du eingekauft...“ murmelt Kilian, der zu träumen glaubt.

„War denn das alles notwendig?“

„Notwendig?“ Sie ist beleidigt. „Du hast mich doch selbst zum Sommerschlussverkauf geschickt!“

„Ganz recht! Und die blaue Krawatte, die Du mir besorgen solltest?“

„Ach, die Krawatte... an die habe ich wahrhaftig gar nicht gedacht...“

## TEXTERLÄUTERUNGEN

### **Meine Mutter**

*Heinrich Lersch*

- S.5 glattgescheiteltes Haar - волосся з рівним проділом  
von Sommersprossen etwas gebräunt – трохи присипаний  
ластовинням  
der um der Worte Wert und Gehalt wusste – який знав ціну словам  
die Kesselschmiedsbrut – (знев.) виводок котляра (той, що робить  
котли)  
Wenn wir etwas zu tun unterlassen hatten... – Якщо ми забували  
щось зробити...
- S.6 krank feierte – була змушена не працювати через хворобу  
angelehnt in ausrunder Müdigkeit - втомлено опираючись  
in stiller Pflichttreue – з покірною відданістю обов'язку
- S.7 Besser Unrecht leiden als Unrecht tun - краще стерпіти  
несправедливість, аніж вчинити її.

### **Wie eine Mutter liebt**

*Wilhelm Raabe*

- S.8 so schauerlich und gespenstig – так зловісно і жахаючи
- S.9 nicht im mindesten – ніскільки, анітрохи  
den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzte – вперто опирався
- S.10 eisenbeschlagen – кований залізом
- S.11 Wer sah das dem ärmlichen Häuflein abgegriffener Geldstücke an.  
– Для всіх інших це була лише жалюгідна купка потертих  
монет.  
„um der Furcht willen in der Nacht“ – (цитата з Біблії) через страх  
вночі

### **Des Vaters Vermächtnis**

*Matthias Claudius*

- S.12 Die Zeit kommt allgemach heran – підходить той час  
nicht von ungefähr – не випадково  
Lass Dir nicht weismachen... – Не вір...  
nicht trügt – не обдурює

- S.13 gemach – поступово  
 flugs – моментально, одразу ж  
 da sei auf Deiner Hut – тут будь насторожі (обережний)  
 Und der ist nicht frei, der da will tun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen tut, was er soll. – І не той вільний, хто робить, що йому заманеться, а той, хто робить те, що необхідно.  
 Mache niemand graue Haare... – Не засмучуй нікого...
- S.14 Denn sie sind die elendsten unter allen Kreaturen – тому що вони найжалюгідніші з-поміж усіх істот

### **Die Nacht im Hotel**

*Siegfried Lenz*

- S.14 mit seinen abgeissenen Fingerkuppen... – кінчиками пальців з обкусаними нігтями
- S.15 unwillkürlich – підсвідомо, мимоволі
- S.16 „Wollen Sie in der Stadt Selbstmord begehen?“ – „Хочете вчинити самогубство?“
- S.17 sensibel, mimosenhaft - чутливий, вразливий  
 gefährdet sein – бути під загрозою, в небезпеці  
 Der Junge geht mir kaputt dabei! - Пропаде хлопчина!
- S.18 ein glatter Betrug, eine Hintergehung – чистої води обман, шахрайство

### **Hirten im Gewitter**

*Rudolf Utsch*

- S.19 eine Sense dengelten – клепати косу  
 die Vesperzeit – (австр.) полудень  
 zerwettert – обвітрений
- S.20 mit jener Lässigkeit – з тою невимушеністю  
 aus der brütenden Ruhe des Tages – з розпеченої тиші дня  
 ...wo Staubwolken, riesigen Ungetümen gleich, ihren Tanz begannen nach der wilden Musik der Natur. – де хмари пилюки, схожі на велетенські потвори, танцювали під дику музику природи.
- S.21 unheilschwanger – фатальний

...in die unablässig das zuckende Licht der Blitze geisterte. – в яких постійно спалахувало тремтяче світло блискавок.

...den langen Hirtenstab in der erhobenen Rechten. – з довгою палицею в піднятій правій руці

S.22 Das den Hohlweg hinabstoßende Wasser spritzte über seinen hageren Leib. – Вода, що стікала ущелиною, заливала його худе тіло

Sie rennt sonst nach den Teufelslöchern – А то її затягне у багнюку

mit weiten Sätzen – широкими кроками

### **Die Tochter**

*Peter Bichsel*

S.23 die Bahnverbindungen sind schlecht – сполучення погане

### **Füreinander**

*Ernst Zahn*

S.25 das Hudelwetter – непевна погода

Die Alpgäche – альпійські луки

S.26 In den Windungen stieg der Saumpfad an der Halde empor. – Серпантинном вела стежка вверх насипу

...die sich stumm in ein Unabwendbares ducken. – які змирилися з невідворотнім

S.27 die Mulde,en – впадина, низовина

Der Wind schien umgeschlagen zu haben. – Здавалося, вітер змінив напрямок

S.28 Ihre Nähe machte schauern – їхня близькість жахала

S.29 die letzte und tiefste Berggrunse – останній і найглибший гірський яр

...fasste ... Entschluss – прийняв рішення

S.30 Er gab sich selbst erst jetzt über die Tatsache Rechenschaft – він лише зараз уяснив собі ситуацію

Der Vater würde uns das auch heißen – батько так би нас і назвав

S.31 Sie tat, wie er sie hieß – вона зробила, як він їй звелів

Sie glaubten alle Knochen ihres Leibes zu spüren. – Вони промерзли до кісток.

## Peter Peine

Heinrich Scharrelmann

- S.34 eingengt – звужений, стиснутий  
die Ufermauer -- прибережна стіна (кам'яна або  
дерев'яна)  
der Packhausgiebel -- фронтон складу  
die Fuhrleute -- їздові  
der Wagenplatz – площа для возів  
der Frachtwagen -- вантажний вагон  
kreuz und quer – вздовж і впоперек  
die Kramwaren -- дріб'язковий товар  
das Bockschiff -- суд. колектор з тимчасовою стрілкою  
der Küstenfahrer -- каботажне судно  
das Wellbleckverdeck -- палуба, покрита ребристою  
бляхою  
der Schleppdampfer – буксирний пароплав  
die Unterweserorte -- населені пункти на нижньому  
Везері  
sich tummeln – гасати, тлумитись
- S.35 die Schiffsausdrücke -- вислови моряків  
der Schiffsknoten -- морський вузол  
die Bratkartoffeln -- смажена картопля  
der Schellfisch -- тріска  
die Pellkartoffeln -- картопля в мундирі  
moj(e) – *диал.* красивий, милий, приємний  
die Scholle – (велика) крижина  
die Rippenfellenentzüngung – плеврит  
nun ist er wieder so weit – і ось він знову готовий до того,  
щоб...  
Sonst geht's nicht gut aus! – з цього нічого доброго не  
вийде!
- S.36 der Bangbox – *н.-нім.* боягуз  
das Hohn-und Schimpfwort – насмішка (глум) і лайливе  
слово  
die Strommitte -- середина ріки

- S.37 schreckensbleich -- сполотнілий від переляку  
 der Zusammenstoss – зіткнення, зштовхування  
 der Feierabend – кінець робочого дня, завершення роботи
- S.38 das Werder—острівок на річці  
 kentern -- перекидатися  
 der Brückenpfeiler – опора моста, мостовий бик  
 die Ankerkette -- мор. якірний ланцюг

### **Das rote Licht**

*Paul Maede*

- S.40 der Regenschauer -- злива  
 der Durchlass -- водозлив  
 das Schmelzwasser -- тала вода  
 die Sand- und Kiesmasse – маса піску і гравію  
 der Fischteich -- рибний ставок  
 die Oberschicht -- верхній шар  
 das Erdreich – ґрунт
- S.41 das Gepolter -- гуркіт  
 das Strudeloch -- водоворот  
 Ihm schwindelte – в нього запаморочилась голова  
 so schnell er konnte – як тільки він міг
- S.42 der Glockenschlag -- удари дзвону  
 der Docht – фітіль, гніт (у лампі)  
 gen Himmel – (поет.) до неба, на небо
- S.44 die Pflichtvergessenheit -- недобросовісне ставлення до виконання своїх обов'язків  
 sich anschicken – збиратися, приступати (до чого-небудь)  
 der Personenzug -- пасажирський поїзд  
 die Unfallstelle – місце нещасного випадку  
 sich durchsprechen— розібратися (в чому-небудь), докладно обговорити (що-небудь)

### **Wenn der Kuckuck ruft**

*Heinrich Söhnrey*

- S.45 war's wieder recht knapp zugegangen – зовсім недавно знову щось трапилось  
der Anger – (громадський) вигін, луг  
der Henkeltopf -- глечик, горщик з ручкою  
keine vier Pferde mehr halten können – не могло нас  
більше стримати
- S.46 der Kuckuckruf -- кування зозулі  
den roten Heller besitzen – (геллер- *давня монета*) не мати  
й ламаного гроша  
sputen – спішити, квапитись  
kernen – витягувати щось, виймати  
sich vom Flecke nicht rühren können – не зрушитись з місця  
ganz und gar nicht fassen können – зовсім не зрозуміти
- S.47 ein loser Schelm – чиста шельма  
j-n an der Nase herumführen – водити кого-небудь за ніс  
der Kuckuck wird euch was prusten! – зозуля вам щось  
накує!

**Klabautz**

*Herta Crandt*

- S.47 tagein, tagaus – з дня на день  
das schäbige Vieh! – убога скотина!
- S.48 das Halsband – нашійник  
ganze Fuder – цілими оберемками  
die Peitschenschnur -- шнур батога  
der elende Köter – нещасна собачка
- S.49 der Bengel – хлопчина, підліток  
der Himmelsrand -- край неба  
die Wasseramsel -- водяний дрізд  
die Bibelsprüche -- вислови Біблії
- S.50 das Kopfschütteln -- хитання головою  
Der Herr erbarme sich! – Господи, змилуйся! Сохрани,  
Господи!

das Kirchspiel – церковна округа, епархія  
j-m etw.auf die Nase binden – нав'язувати кому-н. чого-н.,  
лізти з чим-н.до кого-н.  
der Erlenhorst – вільшаний гай  
die Dohle -- галка  
der Wegrand -- край дороги  
der Wandertag -- день мандрівки  
es kam alles auf einen selber an – вся справа тільки за  
тобою самим

- S.51 die Achselhöhle -- пахвова впадина  
S.52 die Lattentür -- решітчаті двері  
der Briefträger -- листоноша  
die Feldscheune -- сарай (в полі)  
das Strohlager – склад соломи  
das Weggehen – відхід  
der Lichtkegel --світловий конус  
ungefüge -- незграбно  
der Dorfegang -- початок села  
in Flandern – у Фландрії (*історична провінція в Європі*)  
das Schriftstück -- документ  
der Bauernschädel – череп селянина  
S.53 Kinner, Kinner – *діал.* діти, діти  
die Zinnfigur -- олов'яна фігура

### **Wolfsabenteuer zweier Knaben**

*Paul von Gicysck*

- S.53 die Vaterstadt -- рідне місто  
die Vergünstigung – пільга, поступка  
S.54 die Tannen- und Kieferzweige -- ялинкові та соснові  
гілки  
schössen – пронеслися, прошмигнули  
sich in acht nehmen—бути обережним, берегтися  
waren aufgebrochen – відправилися, зібралися (*в дорогу*)  
das Firmament – небосхил

alle Kraft daran setzen – докласти всіх зусиль  
die Wendung machen – зробити поворот, розворот

- S.57 der Hammerschlag -- удар молота  
die Esse – ковальське горно  
die Wasserfläche -- водний простір  
die Landungsbrücke -- посадочний міст  
die Lebensgefаhr -- життєва небезпека  
der Streifzug – рейд, набіг

### **Die Verleumdung**

*Gottfried Keller*

- S. 58 die Verleumdung -- наклеп, дискредитація  
rohe Wörter sprechen- говорити грубі слова  
mit ernster Miene fragen-серйозно запитувати  
die Sachen jemanden lehren –навчати кого-небудь речам  
vorgerückt sein-бути просунутим, старшим  
der Schule vorstehen- очолювати школу  
der Dinge harren- чекати з нетерпінням на суть справи  
gewisse Worte aussprechen- вимовляти певні слова  
im Zuge sein- бути у справі
- S.59 zu einem Streifzuge mitnehmen-брати когось в похід  
mit Tränen beteuern- зі сльозами клястись  
angefeuert liegen –розпалений уявою  
jemanden mit Fragen und Vorwürfen bestürmen- завалювати  
кого-небудь докорами і питаннями
- Weg und Stege angeben-вказувати на дороги та стежки  
in der Höhe jauchzen-радіти на висоті
- im Herzen aushecken - виношувати в собі план ( підступ-  
ний)  
unanständige Worte - непристойні слова

j-n bei den Ohren packen-схопити кого-небудь за вуха  
S.60 die Beredsamkeit an jemanden bemerken-помічати чиюсь  
балакучість  
etwas in Zusammenhang bringen- щось пов'язувати з  
чимось

## **Das Nachtpfauenauge**

*Hermann Hesse*

S.60 das Nachtpfauenauge-нічне павичеве око ( вид метелика)  
eine Liebhaberei treiben- займатися улюбленим заняттям,  
мати пристрасть

S.61 auf dem Falterfang sein-ловити метеликів

die Botanisierbüchse-кружка для збирання гербарію

jemanden überfällt das Entzücken-когось щось захоплює

den Schwalbenschwanz beschleichen-висліджувати  
махаона(метелика)

den Atem verschlagen-перехопити дихання

den Schatz hegen-оберігати, леліяти скарб

sich brüsten-хвалитися, чванитися

S.62 das Laster der Tadellosigkeit-недолік бездоганності  
jemanden mit Neid und Bewunderung hassen-ненавидіти  
когось через задрощі та захоплення

den Mangel hoch anschlagen-переоцінювати недолік,  
дефект

die Freude verderben-затмарити радість

kolorieren –розмальовувати

exakt sein-бути точним, пунктуальним

S.63 etwas glühend ersehnen-щось пристрасно бажати

die Vorderflügel auseinanderziehen-розтягувати передні крила

der Neid stellte sich ein-зздрість відновилася  
jemandem schnöde zu sein-бути образливим для когось  
das Gerücht bestätigte sich-чутки підтвердилися  
aus nächster Nähe-зовсім,цілком близько

S.64der Versuchung nachgeben-піддатися спокусі  
eine unwiderstehliche Begierde fühlen-почувати пристрасне бажання перед яким важко вистояти  
den Diebstahl begehen-здійснити крадіжку  
das Gefühl einer ungeheuren Befriedigung haben-мати почуття страшенного задоволення  
mit einem Gefühl von Verworfenheit und Schande-з почуттям ганьби та стиду

S.65an kein Flicker mehr zu denken-про ремонт, лагодження не могло й бути мови  
jemanden reinigen- когось мучити, гризти  
ich hätte jeden Besitz und jede Freude gern hingeben-я би пожертвував будь-якою річчю та радістю  
das Geständnis hat mich mehr gekostet als die Erduldung jeder Strafe-зизнання коштувало мені важче ніж терпіти будь – яке покарання

S.66an die Gurgel springen-схватити за горло  
ein Schuft sein und bleiben-бути і залишатися негідником  
in verächtlicher Gerechtigkeit -зі зневажливою справедливістю  
etwas zu Staub und Fetzen drücken-стерти в пух і прах

## **Der Paradiesvogel**

*Selma Lagerlöf*

S.66an den Beinen gelähmt werden-паралізовувати ноги  
eine Begebenheit trug sich zu-стався випадок

S.67sich behaglich fühlen-почувати себе комфортно, затишно

an der steilen Berglehne-біля стрімкого схилу гори  
beim Makrelenfang sein- ловити макрель ( вид риби )  
sich behaglich und geborgen fühlen wie daheim-почуватися  
затишно і захищено як вдома

S.68die Seelenruhe bewahren-зберігати душевний спокій  
auf dem gräulichen Meere umherfahren-їздити по сірих  
морях, по світі  
es lebe ja doch einer , der ihren Mann beschütze-є на світі той,  
хто оберігає її чоловіка  
in Verbindung stehen-бути у зв'язку, пов'язаним з чим-  
небудь, ким-небудь  
ein neuer Gedanke drängte sich ihr auf- нова думка  
нав'язалася їй  
Sie hatte das Herz nicht dazu-її серце не лежало до цього  
eine hochfeierliche Sache-найсвятковіша справа

S.69doch der Vogel ließ sich nirgends sehen-але птаха ніде не  
було видно  
das war höchst sonderbar-це було надзвичайно дивовижним  
sie waren die dicksten Freunde-великі(закадичні) друзі  
es gefiel ihm ausnehmend dort-йому там винятково  
подобалось  
die Fallreptreppe-сходи за бортового трапу  
jemanden emportragen-віносити когось нагору  
vor ihr öffnete sich ein großes,gähnendes Loch-перед нею  
відкрилась велика глибока діра

S.70als sie sich wenig gefasst hatte-коли вона зібралась духом  
das Takelwerk-снасті  
sie hatte gedacht,er müsse mindestens so groß sein wie ein  
Truthahn-вона подумала,що він мав би бути принаймі  
величиною з індика  
der Laderaum-компресорне,зарядне приміщення (на  
кораблі)  
aus glänzenden Mahagoni-з блискучого червоного дерева  
in tiefer Andacht betrachten-пильно розглядати з глибоким  
благоговінням  
sie wurde aufgescheucht-вона була налякана

S.71 sie sahen ganz bestürzt und verdutzt aus – вони виглядали  
звсім спантеличеними і збентеженими  
sie priesen die Luft und das Meer-вони вихваляли повітря та  
море

### **Joschi bummelt durch die Stadt**

*Ursula Wolfel*

- S.72 langsam drehte sich der Rasensprenger, und bei jedem  
Umschwung trieb der Wind den Saum der Wasserfahne über  
den Zaun -- розпилювач води повільно обертався і при  
кожному повороті вітер заносив край водяного флюгера  
через загорожу  
sich an den Latten festhalten -- міцно триматися за  
перекладини  
er hielt sein Gesicht ganz unbewegt in die kleinen ,hellen  
Regenschauer -- нерухомо тримав він свою голову в  
маленькій дощовій зливі.
- S.73 die Schwertlilien – *бот.* ірис, півники  
mit einer Strickleiter hinaufklettern -- видряпуватись за  
допомогою мотузьяної драбини
- S.74 der Stockfisch-нудна людина, дурень  
wippen -- гойдатися

### **Zeuge Dieter**

*Fritz Mettenleiter*

- S. 77 mit dem Fahrrad prahlen-хвалитись велосипедом  
jemanden herausfordern-викликати когось, робити комусь  
виклик
- S.78 losbrausen-помчатися  
das Urteil wird verkündet-оголошується вирок

### **Haben Lügen kurze Beine**

*Clara Asscher-Pinkhof*

S.78 mit den Resten vorlieb nehmen - задовільнятися відходами  
aus Versehen - через непорозуміння

**Auch Kinder sind Zivilisten**

*Heinrich Böll*

S.80 feilhalten-виставляти на продаж, пропонувати товар  
mir läufts Wasser im Munde zusammen-у мене котяться  
слинки

S.81das Schneegestöber - заметіль, хуртелиця  
mit den Augen zwinkern - підмигувати очима  
„der Führer segne deine Dienstauffassung“ - нехай фюрер  
благословить твій службовий статут  
Makronen und Buttercremeschnitten, Hefekringel und  
Nussecken - тістечко з мигдалем, з масляним кремом та  
дріжджові бублики

S.82das Weiße in den Augen war so dünnblau wie Magermilch-  
білок очей був легкого голубуватого кольору як  
обезжирене молоко  
ganz flink war sie weggehuscht- дуже швидко вона втекла  
durch die Hürde hinausblicken - дивитись через загорожу  
(загін для тварин)  
das mein Hals steif wurde - що затекла моя шия

**Nachts schlafen die Ratten doch**

*Wolfgang Borchert*

S.83 mit einmal -- раптом  
die Schuttwüste döste - постеля зі сміття дрімала  
sah er nur zwei etwas ärmlich behoste Beine - він побачив дві  
ноги в трохи зношених штанах

S.84 fixer Kerl - проворний, молодець

er sagte zaghaft - він боягузливо сказав

Ich drehe – *тут*: Я кручу цигарки

S.85 da leben sie doch von – *розм.* від цього вони ж живуть.

S.86 Kuhlen in den Schutt machen - робити ямки в смітті

### **Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral**

*Heinrich Böll*

S.88 klick – клац! (klicken – клацнути, видати короткий металевий звук)

aller guten Dinge sind drei – Бог любить трійцю

angeln nach (D.) – діставати щось, виловлювати

das Kopfnicken – кивання головою як знак згоди

das Kopfschütteln – похитування головою як знак незгоди, заперечення

S.89 zwei Dutzend – дві дюжини, два десятки

um seiner Rede Nachdruck zu verleihen – щоб надати особливого значення своїм словам

sich einen Motor (ein Motorboot) kaufen – купити собі моторний човен (катер)

S.90 per Funk – по радіо

in tiefstem Herzen betrübt – засмучений до глибини душі

von dannen – звідти, звідси

### **Haltet den Dieb!**

*Erich Kästner*

S.91 passte wie ein Schießhund auf – бути насторожі

S.92 zum Donnerkiel – чорт побери!

S.93 auf Ehrenwort – на чесне слово

halt! – стій(те)!, стоп!

der Atem stockte – завмерло (зупинилось) дихання

S.94 rudern (mit den Armen) – розмахувати руками

ein Schupo (розм. скор. варіант від Schutzpolizei) – поліція в Німеччині до 1945 року, служба охорони порядку

es war ein toller Aufzug! – це була чудова процесія!

## **Wer hat den Hecht genommen?**

*August Winnig*

- S. 95 um die Jahrhundertwende – на рубежі століть  
acht Zoll dick – вісім дюймів завтовшки  
machten unser Gedinge (Gedingearbeit) – виконали свою відрядну  
роботу  
um nicht von seinen Tücken getroffen zu werden – щоб не  
постраждати від його підступності  
j-n zu Fall bringen – збити з ніг  
(mit) Hand anlegen – прикласти руку, взятися за справу
- S.96 er schlug nach Kräften um sich – він з усіх сил намагався  
вирватися  
fand aber keinen Anklang – не знайшов підтримки  
Handel treiben – торгувати  
j-m zugetan sein – бути відданим комусь, добре ставитись до  
когось  
er hatte von uns allen am wenigsten Brot in die Milch zu brocken –  
він жив найбідніше з нас усіх  
fünf Pfennige „schmeißen“ – накинути по п'ять пфенігів  
Ist sonst noch was gefällig? – ще щось?

## **Das Weihnachtswunder**

*Felix Timmermanns*

- S.99 der Genever – сорт горілки, джин  
S.100 die erste Kommunion – перше причастя

## **Luthers Weihnachtslied**

*Max Jungnickel*

- S.103 Man schrieb das Jahr 1534 – йшов (був) 1534 рік  
sann vor sich hin – роздумував

## **Ja – es gibt Wunder!**

*Hans Bertram*

- S.104 wir haben uns mit unserem Schicksal abgefunden – ми змирилися  
з нашою долею
- S.105 Herrgott! – Господи!
- S.106 j-s Schicksal besiegeln – вирішувати чиюсь долю  
hat sich mit dieser Tatsache zufrieden gegeben – був задоволений  
цим фактом
- S.107 weiß mit dem blechernen Gegenstand nichts anzufangen – не знає,  
що робити з бляшаним предметом

### **Eine Liebesgeschichte**

*Siegfried Lenz*

- S.107 von der Liebe heimgesucht werden – закохатися по вуха;  
wie eh und je – як заведено з давніх часів, як було завжди;  
der Masuren-Kalender – мазурський календар;  
die Klattkä – місток, кладка;
- S.109 die Lakritze, -n – лакриця, корінь солодки, екстракт кореня  
солодки;  
mir nichts, dir nichts – ні з того, ні з сього;
- S.110 weiß Gott – Бог знає;  
es ist besiegelt und beschlossen – все остаточно вирішено;  
sie war wie vor den Kopf getreten - її ніби громом вдарило.

### **Das nächste Mal andere Blumen**

*Ben Witter*

- S. 111 lauter Tulpen – лише (виключно) тюльпани;  
von wegen – розм. в жодному випадку;

### **Versöhnung**

*Gottfried Kinkel*

- S. 112 das Weidenflechtwerk – плетіння з верби;  
der Nachen –s, = – поет. човен; діал. човник;
- S. 113 die Postille –n – relig. збірник проповідей;
- S.114 der Morgen am Grauen – світанок;  
den Rückzug antreten – починати відступ;  
die Klafter –n – клафтер, сажень (міра довжини);

- ihm verging der Verstand – він втратив пам'ять;  
 eigene fünf Sinne sammeln – прийти до тями;  
 S.115 in Splitter brechen – розбитися на дрізки (на гамуз; вщент);  
 S.116 die Seelenangst – сильний страх;  
 j-m auf dem Gewissen liegen – мати на совісті;  
 es ist bang im Gewissen – тяжко на совісті;  
 ihm blitzte es durch die Seele – йому майнула думка;  
 S. 117 Nun sind wir verloren. – Ми пропали.  
 vor Gottes Richterstuhl treten – стати перед Божим судом;  
 j-m brach das Herz – смертельно зажуритися;  
 S.118 sich auf die Beine machen – *розм.* відправитися в дорогу.

### **Die Herrgottsbrücke**

*Diedrich Speckmann*

- S. 118 die Moorkolonie – колонія (поселення) у болотяній місцевості  
 (для її освоєння);  
 S.119 j-m spinnenfeind sein – смертельно ненавидіти когось;  
 in allen Gliedern stecken, dass... – відчувати усім тілом  
 (суглобами), що...  
 S. 121 zusammenfahren – *тут:* здригатися, тремтіти (від переляку)

### **Wildräuber im Grafenwald**

*Hannes Kempp*

- S. 121 das Rotwildrudel – стадо благородних оленів  
 S. 123 sich in Gefahr begeben – ризикувати своїм життям  
 der Pürschgang – полювання, лови  
 der Wilderer –s, = - бракон'єр  
 S.124die Sennerin =, -nen – *бав., австр.* пастушка (на гірському  
 пасовищі)  
 der Gazeballen –s, = - рулон марлі  
 der Ödhof –(e)s, -höfe – віддалений, глухий хутір

### **Der Student aus dem Paradies**

*Severin Rüttgers*

- S. 125 FüÙe unter dem Tisch halten – залежати від батьків, бути на утриманні  
 das Holz –es, Hölze – *тум.* ліс  
 von wannen – *застар.* звідки  
 potz! – чорт побери!  
 armer Tropf – *розм.* бідолоха, сердега
- S.126 von Gottes Gnaden – Божою милістю  
 guter Dinge sein – бути в хорошому настрої  
 dieweil – *застар.* тим часом  
 Mangel leiden – терпіти злидні
- S.127 das Ross – *діал.* кінь

### **Die tollste Fahrt meines Lebens**

*Hans Stuck*

- S. 128 das Serum -s, Seren (Sera) – сироватка  
 S. 129 sich verwenden *bei* Dat. *für* Akk. – клопотати, просити за когось  
 Angst schwitzen – панічно боятися.

### **Und doch gerettet!**

*Selma Lagerlöf*

- S. 129 Helsingforser *ajd*, Helsingfors *sub*, Хельсінкі
- S.130 der Sprengel -s, - адміністративний район  
 unsicher machen – загрожувати  
 Wasa oder Vaasa – фінське місто  
 die Behendigkeit - - гнучкість  
 das Urbild eines Menschen – праобраз людини  
 aufs äußerste reizen – роздратувати до краю
- S.131 ein schmucker Mann – красивий чоловік
- S.132 predigen – проповідувати  
 Not leiden – бідувати  
 lauter Ausflüchte – тільки відмовки  
 jemandes Sünden bereuen – покаятися в гріхах
- S. 133 mit jemandem Händel suchen – шукати сварки  
 der Königsadler – орел-могильник  
 die Pritsche -, -n – Нари  
 erzürnt – сердитий

- S. 134 die eingehendste Kenntnis – достовірні, найточніші знання  
 unheilverkündend – зловісний  
 das Betragen -s, - поведінка
- S. 135 die Wanderung durch Bosheit und Elend – Мандрівка через зло і  
 нужду  
 harren (G, auf A) – чекати

### **Müssen Frauen sein?**

*Bernd Phillip*

- S. 136 auffächern – розгалужувати, розкласти  
 desolat – безнадійний, невтішний  
 Du armes Hascherl – бідолашний, бідолага
- S.137 eine grelle Nummer – особливий випадок  
 die Zicke -, -n – стерва, сварлива жінка  
 die Segnungen des Scheidungsrechts genießen –  
 насолоджуватися плодами сімейного права  
 der Sozialhilfeempfänger -s, - - адресат соціальної допомоги

### **Das Brot**

*Wolfgang Borchert*

- S. 138 die Krume -, -n oder Krümel -s, -n – хлібні кришки  
 im Herrn – на Бога  
 schnippen – клацати пальцями, збирати
- S. 138 sich tapfen – йти навпомацки  
 etw vertragen – переносити, любити

### **Eine Bootsfahrt durch den Spreewald**

*Theodor Fontane*

- S. 141 der Heuschaber – копна сіна  
 die Erle -, -n – вільха  
 der Spreewald – місцевість в Східній Німеччині  
 der Stern -(e)s, -e – корма судна  
 das Ruder -s, - - весло

- das Pfeilkraut – стрілолист, (водяниста рослина)  
 die Einfassung -, -en – оправа
- S. 142 der Kahn -es, Kähne – човен  
 mit dickem Fries gefüttert – утеплений товстою байкою  
 der Knüppeldamm – загата, дерев'яний настил
- S. 143 klafferweise – розкидано  
 die Schilfdachkarre -, -n – козирок очеретяного даху  
 das Geißblatt - жимолость  
 die Winde – повитиця

### **Der Föhn**

*Hermann Hesse*

- S. 143 der Föhn – теплий, сухий вітер  
 der Äpler -s, - - житель Альп  
 die Matte -, -n – альпійський вигін
- S. 144 entquellen - витікати  
 namentlich – особливо  
 mit dem alten Herrgott aufräumen - бути з богом на ти, вчити  
 теологію  
 die Laue -, -n – лавина

### **Wildwasserfahrt auf der Isar**

- S. 145 die Isar – річка в Південній Німеччині, протікає через Мюнхен  
 auslugen – спостерігати, виглядати  
 der Pfeiler -s, - - опора моста
- S. 146 die Schleuse -, -n – шлюз  
 der Schotter -s, - - гравій

### **Almauftrieb**

*M. Reichert*

- S. 146 die Alm – альпійський луг  
 die Soldanelle - (квітка) альпійський дзвінок
- S. 147 der Senne -n, -n – гірський пастух  
 der Hütebub - підпасок  
 mit Kling und Klang – у супроводі дзеленчання дзвінків

jodeln – співати з переливами на тірольський лад  
die Schelle -, -n – дзвінок

### **Das ist der Rhein**

*Heinrich Lersch*

- S. 148 der Bodensee – найбільше озеро Німеччини  
Straßburg, Strassbourg – місто у Франції, на кордоні з  
Німеччиною  
Schwanenritter von Kleve – Лоенгрін  
Siegfried, Hagen – персонажі з «Пісні про Нібелунгів», дія  
відбувалася на Рейні  
Lorelei – Лорелея, русалка з легенди
- S. 149 der Lehrling -s, -e – учень  
die Helling -, en – еллінг  
Schall und Rauch –пустий звук

### **Auf der Unterweser**

*Manfred Hausmann*

- S. 150 die Weser – річка в Північній Німеччині  
das Paddelboot – байдарка  
das Faltboot – розкладна байдарка  
Bremerhaven – місто в Північній Німеччині  
Brake - місто біля Ольденбургу, Північна Німеччина
- S. 151 halsen – виконувати поворот фордевінд  
Rhe! Oder Ree! – команда повороту у парусному спорті  
Möönsch = Mensch – на нижньонімецькому діалекті «платт»
- S. 152 die Werra – річка, притока Везеру  
die Dünung -, -n – вільна хвиля, штормова хвиля  
der Großbaum – грот-щогла  
die Lee, f – підвітряна сторона
- S.153 Imsumer Feuer – маяк на Імсумі  
der Steert – штерт  
der Schlepper -s, - - тягач, буксир  
die Kimmung, oder Kimm – видимий горизонт
- S.154 Fleutjeriepen – вигук  
ruckzuck – швидко

## **Moorland bei Bremen**

*Rainer Maria Rilke*

S. 154 Woppswede – поселення в Нижній Саксонії

S.155 die Weserniederung, f – Везерська низовина

dieLänderei -, -en – угіддя

das Fachwerk -s - конструкція будинку, коли балки вбудовуються в стіни

## **Die friesische Magd**

*Wilhelm Schmidtbonn*

S. 156 Friesland – область в Німеччині та Нідерландах на березі Північного моря

die Hantierung -, -en – клопоти

dann und wann – час від часу

S. 157 waten – переходити вбрід

das Branden -s – прибій

## **Fischer an der Ostsee**

*Robert Musil*

die Kute -, -n – яма

die Lade - - батан

das Garn , -(s)e, -n – нитки, пряжа

S.158 stülpen – насаджувати

laben – звурджувати молоко за допомогою ферменту

## **Eifelwanderung**

*Klara Viebig*

S. 158 die Eifel – гори в Німеччині

die Mosel – річка в Німеччині

S.159 zausen – колошматити

die Föhre - сосна

die Schlehe - терен

die Hauswurz – молодило

die Fetthenn – розходник (росл)

- die Witfrau = Witwe  
weit und breit – на всю округу  
S.160 das Weinfelder Maar – озеро вулканічного походження в Німеччині

### **Im Nebel übers Watt**

*Wilhelm Lobsien*

- S. 160 die Hallig – маленький острів, який затоплюється водою  
das Watt -s – брід  
Amrum – Північно-Фрізький острів  
Nordmarsch – маяк на одному з Північно-Фрізьких островів  
Helgoland - Північно-Фрізький острів  
S. 161 das Tief – область пониженого тиску,  
S. 163 die Scholle -, -n – крижина  
S. 164 die Ebbe - відплив  
die Flut - приплив  
das Priel– рівчак у броді, який під час відпливу залишається затопленим водою  
S. 165 die Fährnis – небезпека  
Ahoi! – слово-привітання і слово-прощання німецьких моряків

### **Des Schweizers Schweiz**

*Peter Bichsel*

- S. 167 das Gehabe – поведінка  
unter allen Umständen – за будь-яких обставин  
ausweisen – депортувати  
der Jura – кантон в Швейцарії, гори в Швейцарії

### **Der österreichische Nationalcharakter**

- S. 168 der Heuriger – молоде вино нового урожаю  
der Schuhplattler – австрійський народний танок  
unter einen Hut bringen – звести до спільного знаменника  
Vorarlberg – земля в Австрії  
gaunzig – незадоволений

- S. 169 der Nepp – здирщина, ресторан зі здирницькими цінами  
 Nur net hudeln ≈ Хто спішить, той людей смішить.  
 Ministerialrat – міністерський радник
- S. 170 Meine Ergebenheit! – Моє шанування!  
 Grüß Gott! – Слава Богу! (вітання)  
 Servus! – привіт!
- S.171 (Ich) grüße Sie! – (Мої) вітання!

### **Eine Hospitation**

*Bodo Liermann*

- S.173 der Schulrat – шкільний радник  
 der Kleinkram – дрібнички  
 Schlussfolgerungen ziehen – робити висновки
- S.174 die Häufung – накопичення  
 sich auf den Hosenboden setzen – зубрити  
 zur Mitarbeit bringen – змусити співпрацювати
- S.175 verflucht – *фам.*прокляття!  
 Mit den Fingern schnipsen – ляскати пальцями  
 liegen an D – залежати від когось  
 durcheinanderbringen – збити з пантелику, сплутати  
 das Konzept – план, конспект  
 sich zurechtfinden – розбиратися, орієнтуватися
- S.176 Luft holen – перевести дихання  
 durch den Kopf gehen lassen – продумати  
 Fehler begehen – робити помилку  
 j-n Schuld treffen – бути винуватим

### **Eine traumhaft disziplinierte Unterrichtsstunde**

*Horst Rose*

- S.177 den Kopf ducken – сховати голову  
 der Neunmalklug – всезнайка  
 das Räderwerk – механізм, машина

- S.178 eine heikle Sache – делікатна справа  
sich vergreifen – образити  
sich zum Worte melden – попросити слова  
in den Rücken fallen – нападати з тилу  
der Tiefschlag – удар   нижче пояса

### **Grammatikstunde**

*W.Bauer*

- S.178 er kennt seine Pappenheimer – він знає з ким має справу

### **Klassenarbeit**

*E.Stein*

- S.181 ankündigen – повідомляти, сповіщати  
Sorge machen – турбувати, хвилювати  
den Anschein geben – зробити вигляд  
Bescheid geben – пояснити, повідомити  
S.182 knobeln – розгадувати, вирішувати

### **Freundinnen**

*A.Geelhaar*

- S.183 mit dem Kopf nicken – кивнути головою  
der Triesel – дзига  
S.184 unterhaken – брати під руку  
nach einer Weile – через деякий час

### **Der erste Versuch**

*Katharina Kammer*

- S.185 es liegt daran – справа в тому  
dran sein – бути на черзі  
das Herz schlug im oben im Halse – його серце сильно билося  
aus den Wolken fallen – бути приголомшеним, розчаруватися  
Kräfte sammeln – набратися сили  
S.186 die Schultern zucken – пожати плечима

- in den Magen senken – переварити, засвоїти
- S.187 zu verstehen geben – дати зрозуміти  
die Augen zusammenkneifen – сильно примружити очі  
der Pechvogel – невдаха  
keine Miene verziehen – не моргнути оком  
der Anschauungsunterricht – показовий урок
- S.188 j-n für verrückt halten - вважити когось божевільним  
Karte legen – ворожити на картах  
das Doppelkinn - -двійне підборіддя
- S.189 schief gehen – не вдатися  
der Knirps – малюк, карапуз  
dem Gruß danken – ввічливо привітатися
- S.190 sich einfressen – в’їдатися

### **Martin Taubers große Tat**

- S.191 schleichen – крастися  
der Schlupfwinkel – схованка  
der Gauner – злодій  
morsch – гнилий, трухлявий
- S.192 um Hilfe schreien – кликати на допомогу  
die Übermacht – перевага (в силі)  
das Beweisstück – речовий доказ

### **Die Diebin**

- S.192 die Stadtmeisterschaft – чемпіонат міста  
S.193 die Ausscheidung – відбірковий турнір  
unterlegen – програвати  
zu der Überzeugung kommen – переконатися

### **Wärst du eingestiegen?**

*Ursel Scheffler*

- S.194 der gerade einen Elfmeter hält – який якраз бере  
 одинадцятиметровий удар
- S.195 patschnass werdet – змоклий до ниток  
 Hättste deinen Fuß nicht unter meinen Fuß gehalten! – не треба  
 було свою ногу підставляти під мою!  
 ...ist ein Ekel – це гидота  
 Diese eingebildeten Ziegen – ох ці кози, що з себе щось корчать
- S.196 Da geht sie bei so einem Wetter garantiert nicht freiwillig raus! –  
 при такій погоді вона по своїй волі точно не вийде на вулицю!  
 ...ein ganz toller Schlitten – цілком класна тачка  
 Sie dreht das Radio auf – вона наструює радіо  
 die Fahndungsmeldung – повідомлення про розшук  
 ...Vermisst wird... -- пропала ...  
 das Kennzeichen – номери (*автомобільні*)  
 sachdienliche Hinweise – корисні для справи прикмети  
 die Entführungen – викрадення
- S.197 Das bisschen Regen macht uns nichts aus! – трішки дощу нам не  
 зашкодить!  
 bis das Schlimmste vorbei ist— поки найгірше не минеться  
 Und den Typ fand ich echt cool! – а пацан, на мою думку,  
 справді класний!  
 Schlitten hin, Schlitten her – Тачка тачкою, але...  
 ... sind jedenfalls hin – в усякому разі пропало!
- S.198 ...haben uns untergestellt – ми заховалися

### **Ewalds Bande**

*Ursel Scheffler*

- S.198 der Klassensprecher – (*офіційний, вибраний*) представник класу  
 Das macht Kai gar nichts aus – це для Кая зовсім нічого не  
 значить  
 der Hausmeister – завгосп (*школи*)  
 der Schleimer – підлиза

- S.199 Der Ewald kann mir gestohlen bleiben mit seiner doofen Bande –  
 а Евальд з його дурною бандою мене зовсім не обходить  
 Durch dick und dünn gehen – один за одним підуть у вогонь і  
 воду  
 die Knallfröschen – хлопавки  
 einen anderen Schwindel einfallen – спаде на думку якийсь інше  
 дурисвітство
- S.200 der gerade die Beine in die Hand nimmt und versucht im Gewühl  
 unterzutauchen – який якраз збирається тікати і намагається  
 щезнути в штовханині  
 der Kaufhausdetektiv – охоронець універмагу  
 Hier geblieben, Bürschen!— Залишайся на місці, хлопчику!  
 fast in den Hintern kriecht – майже слідом ходить  
 bescheuert sein – він зовсім з глузду з'їхав  
 angeben – тут: тільки щоб похвастатись
- S.201 anstiften – підбурювати

### **Der Schleichweg zum Lollimann**

*Ursel Scheffler*

- S.201 die Ligusterhecke – огорожа з бирючини (вовчих ягід)  
 erwischen – спіймати  
 Sonst ist der Teufel los – бо інакше знявся би гармидер
- S.202 pirschen – підкрадатися  
 ...macht seinem Namen alle Ehre – старається всяк оправдати  
 своє прізвище  
 Also ab zum Lollimann – отож, бігом до Лолліманна  
 der Maschendrahtzaun – паркан з проволочної сітки  
 ein auswärtiges Kennzeichen – закордонні номери (автомобіля)  
 Das schlaucht – це вимотує всі сили
- S.203 ...dass ihr Ärger kriegt – ...щоб вас сварили!  
 Da stinkt was! –Тут щось не те! Тут чимось пахне!  
 ...dem plötzlich ein Licht aufgeht – якому враз стало ясно

- Wir schnallen's nicht! –розм. а ми не догадалися!  
 Bestimmt hat er es auf die Lottoeinnahmen abgesehen – він  
 точно накинув оком на надходження від лотереї
- S.204 der Einsatzwagen – машина з опергрупою  
 Und ihr haltet euch aus der Sache raus –розм. а ви тримайтеся  
 подалі від справи, не встрявайте в цю справу  
 Er hat mir mit dem Revolverkauf eine überzogen –розм. він  
 ударив мене раз рукояткою пістолета
- S.205 die Verkehrsstreife – дорожний патруль  
 So 'n Mist! – от холера!  
 ...gebe euch Geleitschutz – візьму вас під захист  
 Das fällt unter unser geheimes Zeugenschutz-Programm! – це  
 підпадає під нашу програму негласного захисту свідків

### **Ansprache zum Schulbeginn**

*Erich Kästner*

- S.205 zum Dörren aufgefädelte Steinpilze – населені для сушіння на  
 нитку білі гриби  
 der Glückspilz – щасливчик  
 euch ist bänglich zumute -- вам боязко
- S.206 eure Stunde X hat geschlagen – прийшов ваш час  
 j-m etw. zugute halten – зарахувати в чисть оправдання  
 einprägen – закарбувати, запам'ятати  
 einhämmern – втовкмачити ( в голову)  
 die Dauerwurst – твердокопчена ковбаса
- S.207 sich wichtig machen – величатися, пишатися  
 Rücksicht nehmen – рахуватися з ким-небудь, чим-небудь  
 die Beulenpest – чума
- S.208 der Ochse – дурак  
 der Krüppel – каліка, інвалід  
 der Kürabß - панцир

## Ein wahrer Pechvogel

*Hansjürgen Jendral*

- S.211 strotzend – випромінюючи  
knallen – вдарити ( з шумом, гамором)  
jemanden giftig ansehen (*umg.*) – подивитися на кого-н.  
агресивно, сердито, зі злом  
keinen blassen Dunst haben (*umg.*) – не мати ніякого  
уявлення (*про що-небудь*)  
der Schien- und Wadeneinbruch – перелом ноги (з  
*накладеною шиною*)  
aus mit der Karriere! – кінець кар’єри!  
einwerfen – вставляти (*зауваження*)  
Und ob! – ще б пак!
- S.212 j-m schwant etw. (*umg.*) – у мене передчуття, я відчуваю,  
мені (*неясно*) здається  
lässig – мляво, повільно  
der Streckverband – мед. пов’язка з постійним  
натягуванням (*випрямлюваної кінцівки*)  
sich durchbeißen – перен. пробитися (*в житті*)  
der Schläger – ракетка (тенісна)  
tippen (*auf etw.*) – вважати, припускати (*щось*)  
sich schonen – берегтися  
hin sein – пропадати, зникнути; тут: були пошкоджені  
ausrutschen – посковзнутися

## Die Weihnachts-Gans

*Maria Branowitz-Rodler*

- S.213 sich zutragen – траплятися, відбуватися  
einhandeln – виторгувати, виміняти  
das Zinshaus – наймане житло  
das Federvieh – птиця, пернаті  
hausen – жити в бідних, жалюгідних умовах  
großziehen – вирощувати, розводити; виховувати (*дітей*)  
keine Gans leisten können – не змогти дозволити собі  
гуски

- stolzieren – гордо і велично йти  
 schnatternd – гелгочучи
- S.214 schlachten – вбивати, різати (*худобу, птицю*)  
 ostentativ – визивний, демонстративний  
 j-m den Garaus machen – доконати, прикінчити (*кого-небудь*)  
 sich aufraffen – підніматися, повільно вставати  
 unentwegt – непохитний, твердий, неухильний;  
 незважаючи ні на що  
 ausnehmen – потрошити (*птицю, рибу*)
- S.215 stieren – втупитися, вирячити (витріщити) очі  
 aufgerissene Augen – широко розплющені очі  
 die Zeitungssente – вигадка, брехня, газетна качка

### **Ein etwas schwieriger Kunde**

*Max Florentin*

- j-m zusagen – личити, подобатися  
 passt Ihnen wie angegossen – сидить на Вас як вилитий  
 stammeln – заїкатися, запинатися, мимрити, лепетати  
 einen Blick werfen – глянути; придивлятися (*до кого-небудь*)
- S.216 dem Kunden hineinhelpfen – допомогти покупцю  
 вдягнутися  
 sich vorkommen – здаватися собі  
 kehrt machen – піти назад; повернути  
 gedenken – думати, намірюватися, мати намір

### **Mein Erfolgsrezept**

*J.Prokopenko*

- S.217 der Liegestütz – упор лежачи  
 die Erschöpfung ist wie weggewischt! – і втоми як не  
 бувало!

das macht gelenkig! – це виробляє гнучкість,  
поворотливість!

überbieten – *перен.* перевищувати, перевиконувати,  
переважати

etübrigen (*gehoben*) – заощаджувати, зберігати

S.218 angesehen – шановний, знатний

### **Eine kugelsichere Weste**

*Harry Harrison*

S.218 die Zähne einschlagen – вибити ударом зуби

S.219 die Rippe – ребро

zuschlagen – вдарити, нанести удар

Wo denken Sie hin, Sir? – як Ви могли таке подумати, сер?

stand halten – стійко триматися, встояти

### **Quark mit Zitronensaft**

S.220 heiße Rührung überkam mein Herz – велика зворушливість  
охопила моє серце

das Wasser lief mir im Munde zusammen – у мене слинка  
потекла

sich (Dat) in heimlichem Leid verzehren – гризти себе в  
прихованій біді

S.221 Da war ich baff – в мене від несподіванки відняло мову  
kein Sterbenswörtchen davon sagen – не сказати жодного  
слова

### **Ich zahle den Wagen bar**

*Sebastian Au*

S.221 in Hülle und Fülle – в достатку

S.222 j-m Wechselspesen (*nur Pl.*) aufhalsen – нав'язати комусь  
оплату витрат за вексями

j-n in Anspruch nehmen – займати чиясь увагу;  
претендувати

die Ratenzahlung – сплата в розстрочку  
die Vollkaskoversicherung – страхування власників  
автомобілів від усіх ризиків, пов'язаних з їх використан-  
ням  
bar auf Heller und Pfening in die Hand zahlen – оплатити  
все до копійки  
Erkundigungen über j-n einziehen – наводити довідки (*про  
кого-н., про що-небудь*)

### **Schuljahre. Monolog einer Sekretärin**

*Janusz Oseka*

- S.223 Kohlkopf zu schimpfen – обзивати «головкою капусти»  
sich beschweren (bei *Dat*) – жалітися (кому-небудь)  
der Primus – перший учень (*в класі*)  
S.224 (*etwas auf j-n*) abwälzen – щось звалити на іншого  
trachten nach (*Dat*) – прагнути (*чого-небудь*), добиватися  
(*чого-небудь*)  
der Einfaltspinsel – простак, дурень

### **Die Neunte**

*Alfred Salamon*

- S.224 das Gebaren (*ohne Pl.*) – поведінка  
S.225 das Wägelchen – візок  
die Geste – *читай:* ['gestə] – жест  
die Stimmgabel – камертон  
Jetzt hakt er völlig aus (umg.) – зараз він повністю не  
функціонує, не працює  
heranwinken – зробити знак рукою  
wie von einem heiligen Feuer durchglüht sein – світитися  
внутрішньою радістю  
das Wort ergreifen – взяти слово  
errollen – викотити  
unverkennbar – добре впізнаваний, оцінений

## Das Ende eines Europaklebers

- S.226 die Quartierstrasse – у швейцарському варіанті німецької мови відсутня буква **B** (Eszett), замість неї вживається **ss**.  
EWR (*amerik. early warning radar*) – система раннього оповіщення  
bachab schicken (*schweiz.*) – відхилити  
unbotmässig – неслухняний  
das Corpus delicti – речовий доказ вини  
makellos – бездоганний, незаплямований  
sinnieren – заглибитись у свої думки  
j-m bleibt nichts anders übrig – (у когось) нічого іншого не залишилось  
reglementskonform – згідно з регламентом  
der EU – Beitritt – вступ в Європейський Союз

### Alles wegen der Steuer

*Heinrich Bott*

- S.227 sich anschicken – збиратися, приступати (*до чогось*)  
irdische Jammertal hinter sich haben – покинути земний скорботний світ  
Nur gemacht! – тільки повільно  
die Absicht ausführen – здійснити намір  
schnaufen – пихтїти, важко дихати; сопїти  
„Götz von Berlichingen“ – драма Й.В. Гете  
lamentieren – скаржитися, голосити  
wer soll da noch durchfinden? – хто ще може в них зорїєнтуватися?  
die Extrabestimmungen – спеціальні положення  
S.228 Mir dreht sich alles – у мене голова йде обертом

### Liebe und Motoren

- S. 228 Er ist heißgelaufen – (*техн.*) він (*двигун*) нагрівся (*при швидкому русї*)

...hört man die Ventile klappern – чути, як стукають  
(деренчать) клапани  
...ging der Scheibenwischer nicht – склоочисувач не працював

- S.228 ein zischendes Geräusch – шиплячий шум, шарудіння  
gerührt – зворушено  
die Glatze – лисина  
mein Mut verlässt mich – мене покидає моя мужність  
nichts übrig haben – нічого більше не залишається  
Bescheid geben – дати знати, повідомити

### Schmerzenslager

- S.229 zurückweichen, ie, ie – відступити, відсахнутися  
er wurde steif – (*перен.*) він став упертим, бундючним  
ermattet – стомлено, ослаблено  
heimtückische Krankheit – підступна хвороба  
mit Urgewalt – з нечуваною силою  
flatternd – *тут:* вітром  
lässt mich nicht in seine Nähe – не підпускає мене до себе
- S.230 toben, te, t – біснуватися, шаленіти, бушувати  
handgreiflicher Widerstand – опір з протестом рук

### War alles in Ordnung?

- S.230 absteigen, ie, ie (*in Dat.*) – зупинятися тимчасово (в готелі, в місті)
- S.231 der Jux – веселий жарт, пустоші  
mit einem Ruck -- враз, раптом  
„Wie beliebt?“ – що бажаєте? що, пробачте?  
das Schlaraffenland – Шларафія (*казкова країна*), країна з «молочними ріками»  
gewitzigt – навчений (*досвідом*), досвідчений  
die Wanze – клоп, блощиця  
j-n hinausschmeißen – викидати, проганяти

## Der Rausch des Kaufens

S.232 der Sommerschlussverkauf – літній розпродаж товару  
wird schäbig – потертий, зношений, ветхий  
der Markthelfer – розносщик  
ihm dämmert langsam – він починає помало розуміти,  
пригадувати (*в чому справа*)  
der Packesel – *перен.* в'ючний осел, в'ючна тварина  
zum Vorschein kommen – виявлятися, викриватись

## EINIGES ÜBER DIE AUTOREN

### *Clara Asscher-Pinkhof*

In der Zeit von 1933 bis 1945 herrschte in Deutschland die nationalsozialistische Partei. Ihr Führer war Adolf Hitler. Sie entfachte einen Krieg (1939—1945), in dem Holland zeitweise von den Deutschen besetzt war. Die Nazis verfolgten viele Menschen, vor allem die Juden. Seit September 1941 mußten alle Juden einen gelben Stern aus Stoff auf ihrer Kleidung tragen. Sie durften nur in bestimmten Geschäften kaufen und erhielten nur bestimmte Waren. Schließlich wurden sie in Lager gebracht und getötet.

Die folgende Erzählung von Clara Asscher-Pinkhof ist dem Buch „Sternkinder“ entnommen. Erich Kästner leitet dieses Buch mit den Worten ein:

„*„Sternkinder“*“, *der Titel klingt nach Märchenbuch. Er erinnert an die wundersame Geschichte vom armen Mädchen und den Sterntalern, die glitzernd vom Himmel fielen, als die Not am grössten war. Doch die Sternkinder, von denen in diesem Buch berichtet wird, sind keine Märchenfiguren, sondern kleine holländische Mädchen und Jungen mit Hitlers Judenstern auf dem Schulkleid und der Spielschürze. Es gibt grausame, entsetzliche Märchen, aber die Grausamkeit und das Entsetzen in diesem Buch sind nicht erfunden, sondern echt. Von Phantasie ist nicht die Rede. Was erzählt wird, sind Tatsachen.*“

### ***Hans Bertram***

Hans Bertram (1906 – 1993) war ein deutscher Flugpionier, Luftbildverleger, Filmregisseur, Drehbuchautor und Produktionsleiter. Sein Buch „Flug in die Hölle. Mein australisches Abenteuer“, dem diese Erzählung entnommen ist, ist weit bekannt.

### ***Peter Bichsel***

Peter Bichsel wurde 1935 in Luzern geboren. Viele Jahre arbeitete er als Lehrer in Zuchwil (Schweiz). 1983 Gastdozent für Poetik in Frankfurt am Main. Er ist Verfasser von Romanen und Erzählungen aus dem Alltagsleben, aus deren minutiöser Schilderung unvermutet die Pointen aufbrechen.

### ***Wolfgang Borchert***

Wolfgang Borchert (1921-1947 ) wurde in Hamburg geboren, abgebrochene Schulausbildung, Buchhandelslehre, heimlicher Besuch der Schauspielschule und nach bestandener Prüfung wenige Monate Schauspieler in Lüneburg. Soldat, 1942 schwer verwundet, wiederholt im Gefängniswesen regimekritischer Äußerungen, mit Todesstrafe bedroht, Begnadigung und „ Frontbewährung" schwer krank entlassen, als Kabarettist tätig, erneut denunziert und an die Front abkommandiert, Rückkehr des unheilbar Kranken im Frühjahr 1945 nach Hamburg.

Als 1945 der Krieg zu Ende war, begann Borchert im Wettlauf mit der Zeit zu schreiben. Neben einigen Gedichten erschienen vor allem Kurzgeschichten und ein Theaterstück „Draußen vor der Tür", das wichtigste Drama der Trümmerliteratur und das meistgespielte Stück der Nachkriegszeit, das einen erschütternden Nachkriegserfolg Borchert war mit einem Schlag berühmt, aber der Todesranke erlebte die Uraufführung nicht mehr. Einen Tag vorher, am 20. November 1947 starb er in einem Sanatorium in Basel.

### ***Heinrich Böll***

Heinrich Böll hat viele Erzählungen geschrieben. Er wurde 1917 in Köln geboren und hat zunächst im Buchhandel gelernt. Den zweiten Weltkrieg musste er als Soldat mitmachen. Nach dem Krieg studierte Böll und verdiente Geld als Hilftischler und Angestellter. Seit 1951 bis zu seinem Tod 1985 lebte er als freier Schriftsteller in Köln. Von Böll sagt man, dass es keinen literarischen Preis gibt, den er nicht bekommen hat: 1972 wurde ihm der Nobelpreis verliehen. Sein künstlerisches Schaffen begann Böll mit Kurzgeschichten. In vielen seiner Erzählungen steht die Unmenschlichkeit des Krieges im Mittelpunkt. Eine leidenschaftliche Abrechnung mit dem Krieg stellen die Kurzgeschichten in der Sammlung *Wanderer, kommst du nach Spa...* (1950) dar, ebenso wie die Erzählung *Der Zug war pünktlich* und der Roman *Wo warst du, Adam?* Weitere bedeutende Romane von ihm sind: *Uns sagte kein einziges Wort*, *Haus ohne Hüter*, *Billard um halb zehn*, *Ansichten eines Clowns*, *Gruppenbild mit Dame* u.a. Seine Romane, Erzählungen, Funk- und Fernsehstücke, in denen er die Wirklichkeit der Kriegs- und Nachkriegszeit realistisch, oft satirisch, gestaltet, sind in der Ukraine weit bekannt.

### ***Matthias Claudius***

Matthias Claudius (1740-1815) war Pfarrerssohn. 1768 – 1770 Mitarbeiter der “Hamburgischen Neuen Zeitung” und der “Adreß-Comptoir-Nachrichten”. 1770-75 Herausgeber des “Wandsbecker Boten” zur christlich-sittlichen Bildung in volkstümlich-naiver Prosa. Seit 1777 freier Schriftsteller in Wandsbek. Bescheidenes, von Frömmigkeit erfülltes Leben. Lyriker und Prosaschriftsteller, originaler Denker und Dichter der absoluten naiven Einfachheit und tiefen Innigkeit.

### ***Theodor Fontane***

Theodor Fontane (1819-1898) war Apothekersohn aus einem in Preußen einheimisch gewordenen Hugenottenfamilie. Erste Beziehung zur Literatur geschah in Leipzig 1841. 1844 gehörte zum Dichterkreis “Tunel über der Spree”. 1862 Mark-Wanderungen. Kriegsberichter der Feldzüge

von 1864, 1866 und 1870/71.1876 Sekretär der Akademie der Künste Berlin, dann freier Schriftsteller. Bis ins hohe Alter produktiv. Als urbaner Erzähler und Balladendichter Vollender des deutschen Spätrealismus. Gab anmutig plaudernde Wanderbücher aus Verbindung von Menschen- und Landschaftsschilderung mit Geschichte und Volkskunde. Entdecker der Schönheit der Mark.

### ***Manfred Hausmann***

Manfred Hausmann (1898-1986) war Fabrikantensohn. Er studierte Philologie, Philosophie und Kunstgeschichte in Göttingen und München. 1924/25 Feuilletonredakteur der "Weserzeitung", seit 1927 freier Schriftsteller.1939/40 Soldat, 1945-52 Schriftleiter am "Weser-Kurier" Bremen. Freier Schriftsteller in Bremen. Lyriker, Erzähler und Dramatiker. Begann mit Erzählungen von schwärmerisch-schweremütiger Vagabundenromantik voll inniger Naturseligkeit und zarter, verhalten angedeuteter Stimmungserlebnisse aus der norddeutschen Atmosphäre.

### ***Hermann Hesse***

Hermann Hesse (1877-1962) wurde in Calw geboren und entstammt einer schwäbischen Theologenfamilie, die weit in der Welt herumgekommen war. Nach wenig glücklichen Versuchen in anderen Berufen erlernte er den Buchhandel, widmete sich aber ganz seinem dichterischen Werk. Er gehört zu den erfolgreichen Erzählern der neueren deutschen Literatur. In vielen Romanen und Erzählungen hat er seine Erfahrungen dargestellt. Seine Werke sind auch in andere Sprachen übersetzt worden und werden im Ausland sehr geschätzt. In beiden Weltkriegen und in den Nachkriegszeiten hat Hesse sich stets für den Frieden und für den Wiederaufbau einer friedlichen Völkergemeinschaft eingesetzt.

Den größten Teil seines Lebens hat er in der Schweiz verbracht. 1923 wurde er Schweizer Staatsbürger.

Sein bedeutendstes Werk ist der Zukunftsroman „Das Glasperlenspiel“ (1943). 1946 erhielt er für sein dichterisches Schaffen und seine menschliche Einstellung den Nobelpreis.

### ***Max Jungnickel***

Max Jungnickel (1890-1945) wurde 1904-06 als Lehrer in Delitzsch ausgebildet. Seit 1907 in Berlin, seit 1908 freier Schriftsteller. 1915-18 Soldat, dann wieder Schriftsteller in Berlin. Liebeswürdiger Idylliker und romantisch gestimmter Fabulierer mit einfachen Märchen, Novellen, Romanen, Skizzen, Plaudereien und Idyllen, auch Lyrik, Bühnendichtung und Jugendbuch.

### ***Katharina Kammer***

Katharina Kammer wurde 1920 in Chemnitz geboren. Nach der Volksschule ging sie zur Lehre und arbeitete danach als Stenotypistin. Nach 1945 absolvierte sie ein Lehrstudium für Deutsch und Geschichte. 1955/56 besuchte sie das Institut für Literatur „J.R.Becher“ in Leipzig. Seit 1957 ist sie Mitglied des Schriftstellerverbandes. Heute lebt sie als freischaffende Schriftstellerin. Sie schreibt Erzählungen, Romane, Kinderbücher und Arbeiten für Rundfunk und Fernsehen.

### ***Erich Kästner***

Erich Kästner (1899-1974) wurde in Dresden geboren und entstammt dem Kleinbürgertum. Er war Lyriker und Prosaschriftsteller. Vorwiegend ist er als Humorist und Satiriker bekannt. Internationale Bedeutung aber erlangte Kästner als Kinderbuchautor. Am bekanntesten wurden *Emil und die Detektive* (1928) und *Das doppelte Lottchen* (1949)

### ***Gottfried Kinkel***

Gottfried Kinkel (1815-1882) studierte Theologie und Philologie. 1837/38 reiste er in die Schweiz, nach Südfrankreich und Italien. 1839 war er Religionslehrer am Gymnasium Bonn. 1846 wurde er Professor für Kunst und Kulturgeschichte Bonn. Wegen der Teilnahme am Aufstand

wurde gefangen, verurteilt und eingekerkert. 1866 Professor für Archäologie und Kunstgeschichte in Polytechnikum Zürich. Dichter des 19.Jhs, mehr sentimentaler Epigone der Klassik und Romantik als politischer Jungdeutscher.

### ***Gottfried Keller***

Gottfried Keller (1819—1890) wuchs als Sohn eines Drechslermeisters in sehr bescheidenen Verhältnissen auf. Mit fünf Jahren verlor er seinen Vater. Nach dem Besuch der Armenschule und der Industrieschule in Zürich, die er 1834 wegen eines Jungenstreichs verlassen musste, nahm er Malunterricht und setzte unter großen finanziellen Schwierigkeiten seine künstlerischen Studien in München fort. Von dort kehrte er erfolglos nach Zürich zurück. Er beteiligte sich an dem politischen Leben seiner Heimatstadt und war engagiert für die demokratischen Ideale der bürgerlichen Revolution von 1848. 1848 ermöglichte ihm ein Stipendium, in Heidelberg und Berlin (1850) Geschichte, Philosophie und Literatur zu studieren. In Berlin entstanden sein erster großer Roman „Der grüne Heinrich“ und der Novellenzyklus „Die Leute von Seldwyla“. Als anerkannter Dichter kehrte er 1855 nach Zürich zurück, wo er 1861 in das Amt des Ersten Staatsschreibers gewählt wurde. Dieses bedeutende Amt versah er neben seiner Schriftstellertätigkeit bis zum Jahre 1876. Seitdem widmete er sich nur noch der Schriftstellerei.

### ***Selma Lagerlöf***

Selma Lagerlöf (1858 – 1940) war schwedische Schriftstellerin der Neuromantik. Sie idealisierte Darstellungen ihrer Heimat (Roman „Gösta Berling“, Novellen, Kinderbuch „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“). Selma Lagerlöf erhielt den Nobelpreis für Literatur.

### ***Siegfried Lenz***

Siegfried Lenz, 1926 in Lyck (Ostpreußen) geboren, ist einer der beliebtesten Erzähler der Gegenwart. Vor allem durch die Erzählungen aus seiner masurischen Heimat, die in dem Buch „So zärtlich war Suleyken“ gesammelt sind, wurde er bekannt. Es sind Schwänke und Lügengeschichten in der Sprache unserer Zeit. Doch Lenz hat auch ernste Dinge erzählt. Er zeigt, wie die Menschen mit Widerständen kämpfen, sie überwinden oder daran scheitern.

### ***Heinrich Lersch***

Heinrich Lersch (1889-1936) war Sohn eines Kesselschmieds, selbst Kesselschmied. Er unternahm viele Wanderungen als Handwerksbursche durch Belgien, Holland, Österreich, Schweiz und Italien. Selbstbildung durch Volksbildungsabende und Lektüre. Schon früh erste Gedichte. Teilnahme am 1. Weltkrieg. Bis 1925 in seinem Beruf tätig, dann freier Schriftsteller. Als gläubiger Katholiker versucht er das Christentum und sozialistische Ideen miteinander zu verbinden. Während des Weltkrieges verfasste er feurige patriotische Kriegsgedichte und besang die Freiheit und Gleichheit aller Deutschen. Seine letzten Werke sind vor allem teils autobiographisch.

### ***Wilhelm Lobsien***

Wilhelm Lobsien (1872-1947) war Sohn eines Zollbeamten. 1890-93 im Lehrerseminar von Tondern. Danach arbeitete er als Lehrer in Hoyer. 1896 Konrektor in Kiel. Fruchtbare Erzähler der Nordsee und der Halligen, mit Anklängen an T. Storm und Liliencron.

### ***Fritz Mettenleiter***

Fritz Mettenleiter war politisch engagierter Schriftsteller. Er ist durch seine Romane „Der ewige Jörg“ und Nikolaus Copernicus“ bekannt.

### ***Paul Maede***

Paul Maede war Heimatdichter des Stolper Landes (Ostpommern). Er war als Hauptlehrer und Organist tätig. „Am Herzen der Natur“, „Hermann Roß, der Bahnwärterjunge“ und „Eiala, der Schmetterling“ sind die Titel seiner Werke.

### ***Robert Musil***

Robert Musil wurde 1880 in Klagenfurt (Österreich) geboren und starb, nahezu unbekannt, 1942 in Genf (Schweiz). Nach einem schnell vergessenen Anfangserfolg mit dem Werk „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß“ (1906) und einigen kaum beachteten Dramen und Erzählungen konzentrierte Musil sich ganz auf sein Hauptwerk, den Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“. Das Buch ist 1953 erschienen und gibt eine sehr scharfsichtige Deutung Österreich-Ungarns kurz vor seiner Auflösung.

### ***Wilhelm Raabe***

Im braunschweigischen Escherhausen als Sohn eines Justizamtmanns geboren, kam Wilhelm Raabe (1831-1910) über den Buchhandel von Magdeburg nach Berlin, studierte hier Philosophie und Literatur und schrieb seine ersten Werke. In Stuttgart fand er für sieben Jahre eine Zwischenheimat, aber 1870 zog es ihn nach Braunschweig zurück. Hier hat er noch 40 Jahre, kauzig und ganz seinem Werk zugewandt, gelebt. Raabes erstes Buch „Die Chronik der Sperlinggasse“ (1856) brachte ihn gleich in die vorderste Reihe der Erzähler seiner Zeit. Aber erst mit dem Roman „Die Leute aus dem Walde“ beginnt Raabe, die deutsche Literatur zu bereichern. Seine Weltanschauung hat er vor allem in drei großen Romanen verdichtet: „Der Hungerpastor“, „Abu Telfan“ und „Der Schüdderump“.

### ***Rainer Maria Rilke***

Rainer Maria Rilke (1875-1926) kam aus Prag. In einer österreichischen Militärschule verging ihm eine freudlose Jugend. 1894 begann sein unbehaustes Wanderleben, das erst der Tod zur Ruhe brachte.

Die wichtigsten Stationen dieser Reise durch die Fremde der Zeit waren Russland, wo er den alten Tolstoi besuchte, Italien, Niederdeutschland(Worpswede), wo er nur zwei Jahre lang in der Ehe eine Bleibe finden konnte, Skandinavien und vor allem Frankreich, Paris, wo er jahrelang Privatsekretär bei dem grössten Bildhauer der Neuzeit, Auguste Rodin, war. Nach dem Weltkrieg, der ihn im Innern furchtbar verkehrte, lebte er meist im Süden auf den alten Schlössern seiner adligen Gönner. 1926 ist er gestorben.

Seine Werke sind mit Sehnsucht nach sinnvollem gesellschaftlichem Leben durchdrungen. Weltflucht, Vereinsamung und Tod sind vorherrschende Motive seiner feinsinnigen, später ästhetisierenden Lyrik („Das Stundenbuch“, „Duineser Elegien“, „Die Sonette an Orpheus“). Rilke schrieb ferner „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ und trat auch als Übersetzer hervor.

### ***Alfred Salomon***

Alfred Salomon (geb. am 27.12.1910 in Dirschau in Pommern) ist ein deutscher evangelischer Pfarrer, Buchautor und war Mitglied der Bekennenden Kirche. Bekannt sind seine Werke: „Wer glaubt, der ficht nicht“, „Du führst mich durch die Zeiten“, „Und wir in seinen Händen“, „Bleib sein Kind“ u.a.m.

### ***Heinrich Scharrelmann***

Heinrich Scharrelmann (1871-1940) ist ein bekannter deutscher Reformpädagoge und Lehrer. Als erster hat er mit seinen vier „Berni“-Bänden die Großstadt als kindlicher Erfahrungs-und Wahrnehmungsraum gezeigt. In diesen Geschichten beschreibt er alltägliche Begebenheiten aus der Welt der Handwerker und Kleinbürger, verwendet eine einfache Sprache und schreibt consequent aus der Sicht eines Heranwachsenden, der sich in Augenhöhe mit dem Leser befindet.

### ***Ursel Scheffler***

Ursel Scheffler stammt aus Nürnberg. Als Kind wollte sie am liebsten Detektivin oder Urwaldforscherin werden, aber dann studierte sie doch lieber Sprachen und Literatur in Erlangen und München. Seit 1977 lebt sie in Hamburg. Die beliebte Kinderbuchautorin hat bis heute rund 300 Bücher veröffentlicht, die in über 28 Sprachen übersetzt worden sind.

### ***Wilhelm Schmidtbonn***

Wilhelm Schmidtbonn (1876-1952) war Kaufmannssohn. Er besuchte Gymnasium, danach studierte er am Konservatorium Köln. Später studierte er Philosophie und Literaturwissenschaft in Bonn, Göttingen und Zürich. Im 1. Weltkrieg Kriegsberichterstatte. Danach unternahm er weite Reisen und Wanderungen durch Deutschland, Tirol und Schweiz. Er war bodenständiger Dramatiker, Erzähler und Lyriker von rheinischer Heiterkeit, tiefer Menschlichkeit, Religiosität und feiner Psychologie.

### ***Heinrich Sohnrey***

Heinrich Sohnrey (1859-1948) besuchte zuerst die Dorfschule in Jühnde. 1876 besuchte er Lehrerbildungsseminar Hannover und wurde 1879 Lehrer. Seit 1885 ist er Student an den Universitäten Göttingen und Berlin. Danach ist er Schriftleiter der "Freiburger Zeitung" in Freiburg/Br. Und der Zeitschrift "Das Land" in Berlin. 1907 wurde er zum Professor honoris causa. Sohnrey ist fruchtbarer Erzähler von Dorfgeschichten und Romanen aus dem Bauernleben.

### ***Diedrich Speckmann***

Diedrich Speckmann (1872-1938) studierte Theologie in Tübingen, Leipzig, Erlangen und Göttingen. Er arbeitete als Pfarrer, zuletzt als Schriftsteller. Speckmann ist volkstümlicher Erzähler stilistisch einfacher Heimatromane aus Niedersachsen.

### ***Felix Timmermanns***

Felix Timmermanns (1886 -1947) ist flämischer Schriftsteller. Er schrieb humorvolle realistische Erzählungen und Romane folkloristischen Einschlags („Pallieter“, „Bauernpsalm“)

### ***Rudolf Utsch***

Rudolf Utsch (1904 – 1960) wurde in Brachbach geboren. Als Kinderautor schrieb er überwiegend Abenteuerbücher für Kinder. Besonders beliebt ist seine Serie vom deutschen Forscher Roker und seinen Sohn in den Urwäldern der Insel Sumatra. Bekannt ist auch sein Bauernroman aus dem Dreißigjährigen Krieg „Schulze Heinrich“.

### ***Clara Viebig***

Clara Viebig (1860-1952) war Tochter eines Oberregierungsrats. Ihre Jugend verbrachte sie in Düsseldorf und auf dem Land in Westpreußen. 1883 kam sie nach Berlin, um dort Gesang an der Musikhochschule zu studieren. Im Dritten Reich wurde sie schweren Verfolgungen ausgesetzt. Sie ist bedeutende naturalistische Erzählerin, indem sie die Abhängigkeit des Menschen von der Natur behandelt. Besonders fallen ihre stimmungsvolle, gefühlsbetonte Landschaftsschilderungen auf.

### ***August Winnig***

August Winnig (1878-1956) war Sohn eines Totengräbers. 12 Jahre verbrachte er als Maurergeselle. Später wurde er Gewerkschaftsführer und aktiver Sozialdemokrat. 1919 ist er Oberpräsident in Ostpreußen. Seit 1920 freier Schriftsteller. A.Winnig war Erzähler, Publizist und Essayist.

### ***Ben Witter***

Ben Witter ist Journalist und Mitarbeiter der Wochenzeitung „Die Zeit“, für die er Beiträge vor allem über gesellschaftliche Themen liefert.

### *Ursula Wölfel*

Ursula Wölfel wurde 1922 im Ruhrgebiet geboren. Sie ist eine deutsche Kinderbuchautorin. Ursula Wölfel studierte Germanistik in Heidelberg. Nach dem 2. Weltkrieg absolvierte sie ein Pädagogikstudium und wurde Sonderschullehrerin. 1959 kam ihr erstes Kinderbuch heraus. 1961 sattelte sie um und wurde freie Schriftstellerin, die im Odenwald lebt. Seit 1972 ist sie außerdem PEN-Mitglied.

### *Ernst Zahn*

Ernst Zahn (1867-1952) war Sohn eines Cafetiers. 1883 ist er Kellnerlehrling bei seinem Vater in der Bahnhofswirtschaft. 1900 wurde er Nachfolger seines Vaters. 1909 ist er Dr.phil.h.c. in Genf. Seit 1917 lebt er in Meggen/Vierwaldstätter See, winters in Zürich. E.Zahn ist schweizer Volksschriftsteller, vielgelesener und fruchtbarer realistischer Erzähler aus der Schweizer Berg- und Bauernwelt, in sicherer, spannender Form mit sentimentalen Akzenten.

## **WORTSCHATZ FÜR DIE ARBEIT AN DER HAUSLEKTÜRE**

### **I. Das Thema**

1. Der Autor behandelt folgendes Thema :

- das Leben der einfachen, armen (reichen) Menschen;
- der Kampf gegen den Faschismus, für die Freiheit, Unabhängigkeit;
- das alltägliche Leben unserer Menschen;
- unsere Heimat vor dem Krieg, nach dem Krieg, während des Krieges;
- der Große Vaterländische Krieg, die Gegenwart, unsere Zukunft, die Vergangenheit unserer Heimat.

2. Der Autor stellt das Leben, die Ereignisse lebenswahr, wehrheitsgetreu, meisterhaft, talentvoll, kritisch dar.

## **II. Das Problem**

1. Der Autor wirft in dieser Novelle (dieser Erzählung, diesem Text, Kapitel, Buch, Auszug) ein wichtiges, aktuelles (akutes, lebenswichtiges) Problem auf (Hier wird ein wichtiges, akutes Problem aufgeworfen).
2. Der Autor versucht, ein wichtiges Problem zu lösen:
  - das Problem der Beziehungen zwischen den Menschen: zwischen den Kindern und ihren Eltern; zwischen den Jungen und Mädchen;
  - das Problem der Beziehungen der Jugendlichen;
  - das Problem der Beziehungen in der Familie, im Betrieb, in der Schule;
  - das Problem der heranwachsenden Generation;
  - das Problem der Erziehung der Kinder (der Jugendlichen) in der Schule, im Kindergarten, in der Familie.
3. Die Hauptidee (der Grundgedanke) . . . ist . . . .

## **III. Das Hauptgeschehen**

- Die Handlung dieser Erzählung spielt in ... (Zeit der Handlung).
- (z.B. in den dreißiger Jahren, vor dem Zweiten Weltkrieg, während des Großen Vaterländischen Krieges, in den Nachkriegsjahren, nach der Revolution).
- Hier handelt es sich um ... (darum, wie . . . ) Es geht um ... .
- Die Rede ist von ... .
- Es geschah folgendes :
- Der Autor beschreibt ... , erzählt ... , zeigt ... .
- Die Idee des Buches ist ... .
- Es kam so, dass ... .
- Es stellte sich heraus, dass ... .
- Das hängt damit zusammen, dass ... .

## **IV. Die Hauptperson**

- Die Hauptperson dieser Erzählung (dieses Buches, dieser Novelle, dieses Textes ... ) ist ... .
- Die handelnden Personen ... sind ...
- Im Mittelpunkt dieser Erzählung ist die Gestalt eines Jungen namens ...
- Der Autor zeigt einen mutigen Kämpfer gegen ... , für ...
- Der Autor zeigt eine Episode aus dem Leben von .... .
- Der Autor beschreibt das Schicksal von ...
- Das Leben dieses Menschen (des Haupthelden) ist ein krasses, gutes Beispiel für ... (ist ein Vorbild).
- Das war ein Mensch von starkem Willen, Charakter.
- Er (die Hauptperson) erwies sich als ein Mensch von starkem Charakter.

## **V. Charakteristiken**

### **Positive Charakterzüge**

1. Ein kluger, gescheiter, begabter, talentvoller, allseitig gebildeter, findiger, geistreicher Mensch.
2. heiter, lebendig, freundlich, lebhaft, gesellig, offen, aufrichtig, lebensfroh, witzig, humorvoll, redselig, gesprächig, liebenswürdig, rücksichtsvoll.
3. tapfer, mutig, stark, kräftig, ehrlich, energisch, charakterfest, willensstark, zielbewußt, unermüdlich, leidenschaftlich, arbeitsam, wißbegierig, selbstlos, selbstkritisch, gewissenhaft, ernst, beharrlich, streng, sicher, diszipliniert, pünktlich, tüchtig, artig, gehorsam, anständig, zurückhaltend.
4. gutherzig, gutmütig, hilfsbereit, sorgsam.
5. mitfühlend, großzügig, höflich, bescheiden, nett, zärtlich, feinfühlig.

6. Er war treu in Freundschaft und Liebe.
7. Im Umgang mit den Menschen ist (war) er immer schlicht.
8. Er steht (stand) immer mit Rat und Tat zur Seite.
9. Er ist immer guter Laune.
10. Er hat Sinn für Humor.

### **Negative Charakterzüge**

1. Ein dummer, primitiver Mensch.
2. schwach, willensschwach, egoistisch, schlau, feige, grob, leichtsinnig, undiszipliniert, faul, hochmütig, hochnäsiger, frech, trotzig, lügnerisch, eigensinnig, aufdringlich, nachlässig.
3. verwöhnt, hilflos, kränklich, empfindlich, unschlüssig, eingebildet.
4. schüchtern, schweigsam, verschlossen, mürrisch, düster, wortkarg, rechtragend.
5. gierig, neugierig, ehrgeizig, reizbar, hitzig, geschwätzig, ungehalten, unanständig.
6. zerstreut.

### **Zustand**

gesund, krank, aufmerksam, arm, reich, ledig, verheiratet, müde, fertig, bereit, aufgeregt, verlegen, nachdenklich, böse, stolz, besorgt, zufrieden, vernünftig, froh, fröhlich, glücklich, empört, traurig, erstaunt, nervös, begeistert, zornig, überrascht, bestürzt, verzweifelt, verwundert, verblüfft, aufgebracht, erschrocken, ängstlich, enttäuscht.

### **VI. Handeln.**

Sein Benehmen war auffällig (fiel allen auf)

- „ - - „ - ärgerte alle (ihn, sie)

- „ - - „ - war ihm (ihr) unangenehm

- „ - - „ - war komisch (seltsam)

Er benahm sich wie ...

Das wunderte alle (ihn, sie)

Er tat sein Bestes = Er tat, was er konnte.

Er hat sein Ziel erreicht.  
Er hielt es nicht aus.  
Er ließ sich das nicht gefallen.  
Er hat damit nicht einverstanden.  
Er war nicht dafür = Er war dagegen  
Er protestierte dagegen (gegen + Akk)  
Er hatte nichts dagegen.  
Er bestand auf seinen Worten (darauf).  
Das war sein Ernst.  
Er äußerte seine Meinung.  
Er ging seinen Weg.  
Er ging seinen anderen Weg.  
Er handelte unüberlegt.  
Er verlor das Gleichgewicht.  
Er benahm sich wie ein Kind.  
Er wusste sich keinen Rat.  
Er hatte keine Vorstellung davon.  
Er glaubte seinen Augen nicht.  
Er sprach kein Wort.  
Er nahm alles ernst.  
aufs Geratewohl = wie es gerade kommt  
nach einer Zeitlang = nach einiger Zeit  
sorgfältig, vorsichtig, geschickt  
liebepoll, eilig,  
sicher, nachlässig  
ohne Widerrede sofort  
ohne viel Worte (zu machen)

## **VII. Der Eindruck vom Gelesenen und seine Begründung.**

**a)**

1. Ich finde dieses Buch (diese Erzählung, diese Novelle, dieses Kapitel, diesen Text, diesen Auszug) spannend (interessant, inhaltsreich, klug, lehrreich).

2. Dieses Kapitel (diese Erzählung, dieser Auszug, dieser Abschnitt, dieser Text) hat auf mich einen guten ( tiefen, unbeschreiblichen, unvergesslichen, starken) Eindruck gemacht, weil es (er, sie) interessant (spannend, usw.) ist.
3. Ich habe diese Erzählung mit großem Interesse gelesen.
4. Diese Erzählung hat mich hingerissen, als ich sie las.
5. Ich bin von dieser Erzählung tief beeindruckt.
6. Diese Erzählung hat mir gut gefallen, weil ...
7. Im großen und ganzen hat mir diese Erzählung gut gefallen. Sie ist nämlich lehrreich.

**b)**

1. Ich teile die Meinung des Autors.
2. Ich bin mit der Auffassung (Charakteristik, Meinung, Stellungnahme) des Autors einverstanden (nicht einverstanden).
3. Ich bin ganz anderer Meinung.
4. Was mich betrifft, so bin ich anderer Meinung.
5. Ich bezweifle diesen Gedanken (Diesen Gedanken möchte ich bezweifeln).
6. Ich würde nicht sagen, dass ...
7. Diese Tat zeugt von ... (Diese Episode zeugt davon, daß ...)
8. Vor allem muss ich sagen, dass es ...
9. Das kann ich an folgendem Beispiel beweisen.
10. Die Hauptperson gefällt (imponiert) mir.
11. Ich zweifle nicht daran, dass dieser Junge ( die Hauptperson) ein guter Mensch werden wird.
12. Ich möchte wissen, wie (ob usw.) ...
13. Mich interessiert, wie (ob usw.) ...
14. Ich fühle Mitleid mit diesem Menschen.
15. Ich bedauere sein Schicksal.
16. Ich missbillige sein Benehmen.
17. Ich kann die Hauptperson rechtfertigen.
18. Es freut mich sehr, dass ...

19. Sein Benehmen (seine Tat, sein Leben) charakterisiert ihn als einen .... Menschen.
20. Zum Schluss (Anschließend) möchte ich sagen (betonen, unterstreichen, hinzufügen), dass ...

# INHALT

## Teil I. Kinder und Eltern

Heinrich Lersch <i>Meine Mutter</i> .....	5
Wilhelm Raabe <i>Wie eine Mutter liebt</i> .....	7
Matthias Claudius <i>Des Vaters Vermächtnis</i> .....	12
Siegfried Lenz <i>Die Nacht im Hotel</i> .....	14
Rudolf Utsch <i>Hirten im Gewitter</i> .....	19
Peter Bichsel <i>Die Tochter</i> .....	23
Ernst Zahn <i>Füreinander</i> .....	25

## Teil II. Kinderabenteuer

Heinrich Scharrelmann <i>Peter Peine</i> .....	34
Paul Maede <i>Das rote Licht</i> .....	39
Heinrich Söhnrey <i>Wenn der Kuckuck ruft</i> .....	45
Herta Crandt <i>Klabautz</i> .....	47
Paul von Gicyck <i>Wolfsabenteuer zweier Knaben</i> .....	53
Gottfried Keller <i>Die Verleumdung</i> .....	58
Hermann Hesse <i>Das Nachtpfauenauge</i> .....	60
Selma Lagerlöf <i>Der Paradiesvogel</i> .....	66
Ursula Wolfel <i>Joschi bummelt durch die Stadt</i> .....	72
Fritz Mettenleiter <i>Zeuge Dieter</i> .....	76
Clara Asscher-Pinkhof <i>Haben Lügen kurze Beine?</i> .....	78
Heinrich Böll <i>Auch Kinder sind Zivilisten</i> .....	80
Wolfgang Borchert <i>Nachts schlafen die Ratten doch</i> .....	83

## Teil III. Ein Mensch in allen Lebenslagen

Heinrich Böll <i>Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral</i> .....	88
Erich Kästner <i>Haltet den Dieb!</i> .....	90
August Winnig <i>Wer hat den Hecht genommen?</i> .....	95
Felix Timmermans <i>Das Weihnachtswunder</i> .....	98
Max Jungnickel <i>Luthers weihnachtslied</i> .....	103
Hans Bertram <i>Ja – es gibt Wunder!</i> .....	104

Siegfried Lenz <i>Eine Liebesgeschichte</i> .....	107
Ben Witter <i>Das nächste Mal andere Blumen</i> .....	111
Gottfried Kinkel <i>Versöhnung</i> .....	112
Diedrich Speckmann <i>Die Herrgottsbrücke</i> .....	118
Hannes Kempf <i>Wildräuber in Grafenwald</i> .....	121
Severin Rüttgers <i>Der Student aus dem Paradies</i> .....	125
Hans Stuck <i>Die tollste Fahrt meines Lebens</i> .....	127
Selma Lagerlöf <i>Und doch gerettet!</i> .....	129
Bernd Philipp <i>Müssen Frauen sein?</i> .....	136
Wolfgang Borchert <i>Das Brot</i> .....	137

#### **Teil IV. Ein Mensch in der Umwelt**

Theodor Fontane <i>Eine Bootsfahrt durch den Spreewald</i> .....	141
Hermann Hesse <i>Der Föhn</i> .....	143
<i>Wildwasserfahrt auf der Isar</i> .....	145
M. Reichert <i>Almauftrieb</i> .....	146
Heinrich Lersch <i>Das ist der Rhein</i> .....	147
Manfred Hausmann <i>Auf der Unterweser</i> .....	150
Rainer Maria Rilke <i>Moorland bei Bremen</i> .....	154
Wilhelm Schmidtbonn <i>Die friesische Magd</i> .....	156
Robert Musil <i>Fischer an der Ostsee</i> .....	157
Klara Viebig <i>Eifelwanderung</i> .....	158
Wilhelm Lobsien <i>Im Nebel übers Watt</i> .....	160
Peter Bichsel <i>Des Schweizers Schweiz</i> .....	166
<i>Der österreichische Nationalcharakter</i> .....	168

#### **Teil V. Schulgeschichten**

Bodo Liermann <i>Eine Hospitation</i> .....	173
Horst Rose <i>Eine traumhaft disziplinierte Unterrichtsstunde</i> .....	177
W. Bauer <i>Grammatikstunde</i> .....	178
E. Stein <i>Klassenarbeit</i> .....	181
A. Geelhaar <i>Freundinnen</i> .....	183
Katharina Kammer <i>Der erste Versuch</i> .....	185
Martin Taubers <i>große Tat</i> .....	191

<i>Die Diebin</i> .....	192
Ursel Scheffler <i>Wärst du eingestiegen?</i> .....	194
Ursel Scheffler <i>Ewalds Bande</i> .....	198
Ursel Scheffler <i>Der Schleichweg zum Lollimann</i> .....	201
Erich Kästner <i>Ansprache zum Schulbeginn</i> .....	205

## Teil VI. Humorerzählungen

Hansjürgen Jendral <i>Ein wahrer Pechvogel</i> .....	211
Maria Branowitz- Rodler <i>Die Weihnachts-Gans</i> .....	213
Max Florentin <i>Ein etwas schwieriger Kunde</i> .....	215
J.Prokopenko <i>Mein Erfolgsrezept</i> .....	217
Harry Harrison <i>Eine kugelsichere Weste</i> .....	218
<i>Quark mit Zitronensaft</i> .....	220
Sebastian Au <i>Ich zahle den Wagen bar</i> .....	221
Janusz Osęka <i>Schuljahre. Monolog einer Sekretärin</i> .....	223
Alfred Salamon <i>Die Neunte</i> .....	224
<i>Das Ende eines Europaklebers</i> .....	225
Heinrich Bott <i>Alles wegen der Steuer</i> .....	226
<i>Liebe und Motoren</i> .....	227
<i>Schmerzenslager</i> .....	229
<i>War alles in Ordnung?</i> .....	230
<i>Der Rausch des Kaufens</i> .....	232
Texterläuterungen.....	234
Einiges über die Autoren.....	269
Wortschatz für die Arbeit an der Hauslektüre.....	280
Inhalt.....	287

